This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Drei
Leipziger Neudrucke

Herausgegeben
von
G. Wuſtmann

—•—

1. Der Leipziger Student vor hundert Jahren.
2. Franz Wilhelm Kreuchaufs Schriften zur Leipziger Kunſt 1768—1782.
3. Tableau von Leipzig im Jahr 1783.

Leipzig
Verlag der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung.
1902.

Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann.
Erstes Bändchen.

Der Leipziger Student vor hundert Jahren.

Neudruck aus den Wanderungen
und Kreuzzügen durch einen Teil Deutschlands
von Anselmus Rabiosus dem Jüngern.

Leipzig.
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
1897.

BURDACH

N6886
L5K7

Veranlassung.

Wenn die akademischen Jahre zu Ende gehen und den väterlichen Sendschreiben außer den gewöhnlichen Klauseln wegen Fleiß und Sparsamkeit auch vorläufige Erinnerungen vom endlichen Zurückkommen beigefügt werden, da untersucht man die Summe der gesammelten Kenntnisse gewöhnlich etwas genauer, um etwa hin und wieder ein wenig nachzuhelfen und vorkommende Lücken, so gut es in Eil möglich ist, auszufüllen. Dieses ist itzt mein Fall. Ich untersuche und finde, daß die Kenntnis der Sitten und Lebensart der Leipziger Studierenden

M342824

gerade das Intereſſanteſte iſt, was ich aus Leipzig mitnehmen konnte. Alles übrige ließ ſich mit weniger Aufwand von Zeit und Koſten an jedem andern Orte aus Büchern ſchöpfen. Außer Stande nun, von beſagter Wiſſenſchaft je ſelbſt einigen Nutzen zu ziehen, geriet ich auf den Gedanken, ſie dem Publikum mitteilen zu laſſen. Man wird gern einige Groſchen für eine Reihe von Erfahrungen geben, die dem Sammler mehrere hundert Thaler koſteten. Manchem können ſie ſogar von Nutzen ſein, ihn mindeſtens eine Stunde ſich ſelbſt vergeſſen machen. So dachte ich, und ob ich irrte, muß der Erfolg lehren. Daß ich in der Darſtellung nicht ſorgfältiger war, wird man in Rückſicht deſſen, was ich zu Anfang geſagt habe, gewiß verzeihen.

Leipzig

iſt als Univerſität betrachtet eben ſo einzig in ſeiner Art, wie es an und vor ſich iſt. Solch ein zweideutiges Gemiſch von Ton, ſolch ein ſchielendes Ding von Volks- und Bürgercharakter trifft man im deutſchen Reiche eben ſo wenig wieder an, als das wunderbare Tier, das hier Student geworden iſt. Auf jeder andern Univerſität läßt ſich der Student unter eine der zwei bekannten Klaſſen ordnen; in Leipzig findet man von beiden nichts Ganzes, aber wohl in jedem etwas von beiden, und es würde wahrlich keine verwerfliche Preisaufgabe ſein, dieſes vage, charakterloſe Völkchen unter beſtimmte Klaſſen zu bringen. Man ſage von Sittenloſigkeit anderer Univerſitäten, was man will; man ſtreiche die feinen Sitten Leipzigs heraus, ſo viel man will:

mir ist der ernste Jenische Bursch tausendmal lieber, als der freundliche Leipziger Student; ich will lieber jenem einen Verstoß wider seine Lebensart, als diesem seinen Mangel an Gradheit verzeihen; möchte, wäre ich Vater, meinen Sohn lieber mit zerhauenen Gliedern, als mit verderbtem Herzen nach Hause kommen sehen, obgleich jenes in Jena bei weitem nicht mit der Gewißheit zu fürchten ist, als dieses in Leipzig. Überhaupt weiß der Himmel, wie Leipzig zu dem Ruhme kommt, als ob der Student daselbst seine Sitten lernen könne. Auf keiner Universität ist er so ganz von aller Verbindung mit Familien ausgeschlossen, die seinem Stande angemessen wären. Von allen verachtet, muß er sich zu dem Umgange mit niedern Bürgerfamilien entschließen oder sich auf seinesgleichen einschränken. Der Professor ist zu stolz auf

ſeine Kenntniſſe, der Adeliche zu ſtolz auf ſeinen Adel, der Beamte zu ſtolz auf ſeinen Rang, der Kaufmann zu ſtolz auf ſein Geld; alle finden ihre Rechnung dabei, einem Stande die Vergehungen fühlen zu laſſen, deren er ſich leider gegen ſeine eigne Würde ſchuldig macht, und wenn es ſo fort geht, und nicht irgend ein günſtiger Zufall den Stand der Studierenden in Leipzig wieder emporhebt, ſo wird er bald zum Sprichworte werden.

Anzahl.

Der große Ruf der Stadt zieht noch immer eine ziemliche Menge Studierende herbei. Ausländer zwar wenig, aber deſto mehr Landeskinder. Wer ſich einen Begriff davon machen will, zu welchem raſenden Grade die Sucht zu ſtudieren in

Sachsen emporgestiegen ist, der halte sich nur zu Anfang der halbjährigen Vorlesungen in Leipzig auf. Herdenweis liefern die unzähligen Stadt- und Dorfschulen ihre Zöglinge, und, mit Entsetzen bemerkt man, jedes Jahr weniger reife und weniger vorbereitete. Jeder Tagelöhner läßt seinen Sohn studieren, sobald er ihn nur auf der Schule vor dem Verhungern sichern kann; wovon er einst auf der Universität leben soll, daran wird nicht gedacht. Daher die Flut von Bittschriften um Stipendien, die unaufhörlich nach der Residenz strömt und vor einigen Jahren die Regierung bewog, ein besonderes Mandat an die Schulvorsteher und Rektoren ergehen zu lassen, worinnen ihnen geboten wurde, ganz arme und unfähige junge Leute vom Studieren abzuhalten und ihnen die erforderlichen Atteſtate zu verweigern, ohne welche ferner

niemand auf der Universität angenommen werden sollte. Es ließ sich voraussehen, daß dieses Mandat fruchtlos sein werde. Die Herren Rektoren finden es bequemer, das Mandat zu vergessen und lieber die Speziesthaler und Dukaten einzustreichen, die ihnen die Testimonia einbringen, und die ihnen außerdem fast alle entgehen müßten. Sie würden, mich dünkt mit allem Rechte, noch zehn ähnliche Befehle nicht besser respektiren. So lange die kursächsischen Universitäten Personen aufnehmen, die schon von allen Gerichtsbarkeiten ausgestoßen worden sind, oder die nicht einmal Lateinisch lesen können, von welchen sich also nichts als Schimpf erwarten läßt, so lange kann es keinem, meistens mit spärlichem Gehalte angestellten Schullehrer zum Vorwurf gereichen, wenn er der zu bewirkenden Aufnahme der vaterländischen

Universitäten seinen Vorteil nicht opfert, und es ist zu verwundern, wie man ihm etwas dergleichen zumuten konnte. Weit eher würde man diesen Zweck erreichen, und es würden der Bittschriften ungleich weniger werden, wenn man die Landesstipendien minder nach Gunst, mehr nach Bedürfnis verteilte, sie nicht Personen aufdränge, die sich wegen ihres Aufwandes und Herkommens schämen müssen, Stipendiaten zu sein. Der Minister schickt aus Spaß dem Sohne eines Freundes die Anweisung, ohne daran zu denken, daß er dadurch einen Raub begeht, der den Staat um einen guten Bürger bringen kann. Daher kommts, daß wirklich Arme oft zwei Jahre und drüber warten müssen, ehe sie so glücklich sind, eins zu bekommen, wenn sie nicht etwan auf dem Wege der Heuchelei, unter der Maske des Religions-

eifers und der Scheinheiligkeit ſich die Protektion eines Großen im Lande zu erſchleichen fähig ſind, der ihnen dann nicht nur dazu behülflich iſt, ſondern ſie ſogar ſelbſt unterſtützt, auch wohl ihr Glück macht, wenn ſie den Schalk glücklich genug zu verbergen wußten. Ein Beiſpiel von letzterm mag genug ſein. Ein Menſch, auffallender Vergehungen wegen eines geiſtlichen Amtes entſetzt, zweier falſcher Eide ſo gut als überführt, kam mit Schimpf und Schande bedeckt nach Leipzig. Unverſchämt, wie ſeine Verbrechen es notwendig machten, ſuchte er ſich durch Zudringlichkeit und Betrügereien zu helfen, aber ohne Erfolg. Seiner Ehrloſigkeit ungeachtet ſprach doch niemand mehr von Ehre als er, und ſo unwiſſend er war, gab es doch in ſeinen Augen keinen geſcheitern Kerl als ihn. Alle dieſe Prahlereien waren aber nicht

fähig, den Schurken zu bedecken, der ihm unverkennbar auf dem Gesicht stand. Verlegen über so viele mißlungene Versuche, stellte er sich endlich mit der Larve des Pietismus vor dem Gesichte seinem Beschützer vor und — ward in kurzem anständig versorgt.

Wohnungen.

Bei dieser Anzahl von Studierenden müßte es durchaus an Wohnungen fehlen, wenn alle so anständig wohnen wollten, wie es ihr Stand erfordert, und wie der Student in Jena und Göttingen wohnt. Da aber die mehresten in elenden Löchern, wo sonst niemand wohnen mag, viele auch bei Bürgersleuten mit auf der Stube wohnen, so reichen die Logis eben zu. Ob nun gleich auch hieraus den Studierenden kein gerin-

ger Schimpf erwächst, so hat doch jeder Bürger lieber Studenten als andere Personen bei sich, weil sich niemand so prellen läßt als sie. Ein Winkel im fünften oder sechsten Stockwerke oder in einem spannenlangen Hofe über der Mistgrube wird an Studenten um sechzehn Thaler vermietet, da eine andere Person etwa vier Thaler geben würde. Dabei hat man noch den Vorteil, den Studenten beim Kaufe des Kaffes, Holzes und anderer Viktualien zu betrügen. Aus großen Häusern, vorzüglich wenn sie Kaufleuten oder vornehmen Familien gehören, in der Stadt so gut wie in der Vorstadt, sind sie ganz verwiesen. Lieber vermietet man an Ladendiener oder Künstler, weil man befürchtet, von Studierenden keine Miete zu bekommen oder durch ihr ungesittetes Betragen beeinträchtigt zu werden. Hin und wieder wohnt in einem großen

Hauſe unterm Dach oder im Hinterhofe eine ehrſame Muſe, die ſich aber ganz ſtill verhalten muß. In der Vorſtadt zu wohnen iſt vor einiger Zeit verboten und nur Kranken und ſolchen erlaubt worden, die daſelbſt frei wohnen. Allein dieſer Befehl ward ſehr bald vergeſſen. Die ungebundenere, wohlfeilere Lebensart daſelbſt hat für manche zu vielen Reiz, und weil man gewöhnlich von einer ſehr unedeln Menſchenklaſſe umgeben iſt, getröſtet man ſich deſto eher einiger Achtung, die man in der Stadt nicht zu hoffen hat.

In keinem Hauſe trifft man ſo viele Studenten beiſammen an, als im

Paulinum,

einem Gebäude, welches ſeiner Originalität wegen wohl verdient, daß es beſonders er-

wähnt wird. Es liegt gegen Morgen auf dem gesundesten Platz der Stadt und besteht aus den Vesten eines ehemaligen Klosters, denen man aber nach und nach so viele Zwischen- und Nebengebäudchen angehängt hat, daß es Mühe kostet, jene herauszufinden. Es gehört der Universität, ist daher ein schwarzes, unscheinbares und dabei ziemlich baufälliges Haus, ob es gleich der gute Hübner in seiner Geographie unter die sehenswürdigsten Gebäude Leipzigs rechnete. Bloß der hintere Teil desselben kann hier interessiren, ich schränke mich also bloß auf ihn ein. Er macht einen Teil der Stadtmauer aus und ist zum Teil, aber schon vor vielen Jahren und nur auf der Zwingerseite, gelb abgeputzt worden. Ein Schmuck, der itzt bloß dazu dient, die Spuren der aus den Kammerfenstern geschehenen ekelhaften

Ausgüſſe deutlicher zu bemerken. Übrigens läßt ſichs auch nicht leicht irgendwo beſſer wahrnehmen als hier, was für Veränderungen einige Jahrhunderte im Geſchmack bewirken können, indem neben dem bemalten der niedere Teil, ſonderbar genug, noch ganz im alten Mönchsſtil daſteht: kleine, oben ſpitzig gewölbte Fenſter, dicke Mauern, von außen mit einigen Reihen grüner Kacheln verziert, auf denen gräßliche, ſich Zug für Zug gleichende Karrikaturgeſichter abgebildet ſind, welche Chriſtusköpfe vorſtellen ſollen, wie die hie und da noch lesbare Unterſchrift: SALVATOR beweiſet. Dieſes Gebäude nun enthält über funfzig kleine Stuben und Kammern, die in drei Stockwerke verteilt ſind. Die auf der Zwingerſeite hinaus haben eine romantiſche Ausſicht von mehrern Stunden in die Weite und werden

gewöhnlich solchen gegeben, die sie durch die elende Aussicht in den Hinterhof eine Zeit lang verdient haben. Ohngeachtet die Stubenthüren sich in patriarchalischen Umständen befinden und vom Bewohner gleich nicht vermuten lassen, daß er ihrem Verschlusse Kostbarkeiten anzuvertrauen habe, so wird doch das Innere der Zimmerchen, das heißt die vier Wände, durch die Vorsorge des Viceadministrators, eines trefflichen, menschenfreundlichen Mannes, immer, so viel es die Unreinlichkeit der Bewohner verstattet, reinlich genug gehalten. Die langen schwarzen Säle sind dunkel und von den vielen Schlafkammern stets mit widrigem Geruch angefüllt. Des Abends werden sie mit Laternen erleuchtet, die hin und wieder so sinnreich angebracht sind, daß man wirklich mit ihrer Hülfe erst wahrnimmt, wie finster es ist.

Unter den Stuben giebt es acht freie, die von den Intereſſen dazu beſtimmter Kapitalien bezahlt und gewöhnlich an Studierende aus den Familien der Stifter vergeben werden. Sechs davon ſind, wegen ihrer Ausſicht und des damit verbundenen Freitiſches im Konviktorium, vorzüglich; hingegen die beiden übrigen ganz das Gegenteil davon, und beſonders eine übertrifft an Abſcheulichkeit alle Erwartung. Dieſes Zimmerchen nämlich befindet ſich gleich neben dem anatomiſchen Theater, in einem Winkel des Gebäudes, über alten Grabgewölben, welche zur Kirche gehören. Der Eingang iſt in einer halb verfallenen Schlucht, wohin Zuglöcher aus den anatomiſchen Vorratskammern geführt ſind. Ganze und halbe menſchliche Körper, die man bei den Vorleſungen nicht brauchte, werden in dieſen Behältniſſen ſo lange auf-

bewahret, bis der äußerſte Grad von Fäulnis den Profeſſor der Anatomie nötigt, ſie vergraben oder maceriren zu laſſen. Die Fenſter der Stube gewähren dem Bewohner genau ſo viel Licht, als eine halbe Elle Himmel hergiebt, da die ringsumhergezogenen Dächer keine Refraktion der Lichtſtrahlen erlauben. Auf Sonn- und Mondſchein muß er ganz Verzicht thun. Die Feuchtigkeit, die aus den darunter befindlichen Gewölben aufſteigt und die Wände grün färbt, bemächtigt ſich aller Habſeligkeiten und verurſacht einen übeln Geruch, der, vereinbart mit den aus jenen anatomiſchen Kammern herbeiziehenden Dünſten, faſt unerträglich iſt. Öffnet man nun ein Fenſter, ſo kommt noch zur Abwechſelung die Ausdünſtung einer Dachrinne hinzu, in der ſich leider etwas mehr als Regenwaſſer befindet. Daß Aufwartung und

andere Bequemlichkeiten sehr weit davon entfernt sind, will ich gar nicht erwähnen. Wer sollte glauben, daß ein Mensch im Stande wäre, nur einen Tag in solchem elenden Kerker, den man dem Menschenfreunde Howard hätte zeigen sollen, auszuhalten, und gleichwohl hat mancher Jahre daselbst zugebracht, ohne eine Prämie dafür zu erhalten, so gewiß er sie auch verdient hätte.

Die Ausmöblirung der sämtlichen Stübchen wird den Bewohnern überlassen, die sie um ein geringes Geld von der Aufwartung mieten. Kein Wunder, daß sie schlecht und abenteuerlich ausfällt. Ein zerbrochener alter Lederstuhl, den man schon längst des einigermaßen Entbehrlichen zu verschiedenem häuslichen Gebrauch beraubt hat; ein Tisch, welchem man die seit zwanzig Jahren drauf gehaltenen

Mahlzeiten und geopferten Dintenvorräte von weitem anſieht; ein Bücherbret, deſſen Größe den zahlreichen Bibliotheken der Herren Beſitzer völlig entſpricht: das iſt gewöhnlich alles, was man antrifft, wenn man einige alte Töpfe für nichts rechnet, mit welchen der antike Ofen verziert iſt. Bis in die Schlafkammern zu dringen, iſt keinem profanen Auge verſtattet; wird man aber durch Zufall in den Stand geſetzt, einen verſtohlenen Blick hineinzuſenden, ſo hat man Urſache, die Reſignation dieſer Herren auf nächtliche Bequemlichkeit zu bewundern; ihre Lager beſtehen nicht ſelten bloß aus Stroh und alten Lumpen.

Die Bewohner ſelbſt ſind dieſem Ganzen noch mehr als angemeſſen und an Sitten und Lebensart von andern Studierenden merklich unterſchieden. Nirgends trifft man wohl unter Studenten ſo tiefes Elend und

gleichwohl so frohe Laune an als hier. Die wohlfeile Miete und das unbemerkte Leben zieht aus der ganzen Studentenmasse die allerärmsten hieher. Nachbarschaft, gemeinschaftliches Elend und meist auch gemeinschaftliches Studium stiften unter ihnen die engste Verbindung. Durch den Umgang teilt sich bald auch die Denkart mit und vollendet das einträchtige Ganze.

Elend wird den Geist nie veredeln, sondern ihn immer verderben. Durch die schmerzliche Empfindung des Mangels stets auf sich selbst zurückgeführt, wird der Mensch selbstsüchtig. Die Verachtung, die andere ihn fühlen lassen, schränkt ihn auf sich selbst ein; er haßt die Menschen, weil sie sich ihm stets nur von der gehässigen Seite zeigen, und die noch so geringen Verdienste, die er an sich selbst wahrnimmt, müssen dadurch natürlich in seinen Augen gewinnen.

Er haßt beſonders die, welche das Schickſal in einen behaglichen Zuſtand verſetzte. Eigendünkel, Neid, Mißtrauen ſind die Hauptzüge in dem Charakter ſolcher Menſchen, die vom Elend zu Boden gedrückt werden; und auch hier ſind ſie ſtark anzutreffen. Doch erſtickt hier der Druck des Elends nicht immer die perceptiven Geiſteskräfte; man findet ſelbſt unter den ärmſten Paulinern oft helle Köpfe, und nirgends in Sachſen wird wohl ſo frei über Staat und Religion geſprochen als hier.

Da ſelten weniger als zwei, oft auch drei eine Stube bewohnen, ſo beläuft ſich die Anzahl dieſer Herren ziemlich hoch. Sie zerfallen nach Maßgabe der größern oder kleinern Übereinſtimmung der Denkart in viele kleine Klubs, die täglich, beſonders abends, zuſammenkommen und Freud und Leid miteinander zu teilen

pflegen. Besonders suchen sie mit vereinten Kräften Hungersnot von ihren Zirkeln entfernt zu halten, die sie gleichwohl nicht selten bedroht, so einfach auch ihre Lebensmittel sind, und so wenig man glauben sollte, daß es an diesen je fehlen könnte. Brot und Kartoffeln ist das Gewöhnlichste. Diese beiden Artikel werden in gräßlicher Quantität dahin geliefert. Ist man bei Gelde, so werden auch wohl Erbsen und Linsen und grünes Gemüse, auch wohl Fleisch gekocht. Bei dergleichen solennen Schmausereien präsidirt gewöhnlich eine der ältesten Musen, die die Zubereitung der Gerichte übernimmt und, was ihnen an Schmackhaftigkeit abgeht, durch originelle Einfälle und Erzählung von Schwänken zu ersetzen sucht, welche seit einem halben Jahrhundert auf dem Paulinum gespielt worden sind. Ist hingegen

die Barſchaft ausgegangen, hat man ſchon allen Kredit bei den Lieferanten und bei der Aufwartung erſchöpft, ſind ſchon alle Habſeligkeiten vom Dintenfaß bis zum Kaffeetopf herab, den täglichen Anzug oft nicht ausgenommen, zum Meiſter Wind*) gewandert, ſo ſucht man ſich durch hunderterlei kleine Prellereien und Anſchläge auf die Bäckerläden ſo gut zu helfen, als es geht. So lange man noch ſo viel auf-

*) Dieſer Meiſter Wind war der allgemeine Nothelfer der Pauliner. Er lieh auf alles, was man ihm brachte, wofern es nur ein paar Pfennige Wert hatte. Die Pauliner-Kaffeetöpfe ſtanden bei ihm in hohem Anſehen, weil er wußte, wie unentbehrlich dieſes Möbel daſelbſt ſei. Leider iſt er vor kurzem geſtorben. Zu ſeinem Ruhm darf nicht unbemerkt bleiben, daß er dem um vier Groſchen Bittenden lieber gab, als einem andern, der auf größre Koſtbarkeiten viele Thaler verlangte, ſo wenig er auch bei erſterm verdiente. Denn, ſprach er, jener braucht es zum Brode, dieſer zur Verſchwendung.

bringen kann, einen gemeinschaftlichen Rußt, so nennen die Pauliner-Bursche den Kaffee, zu kochen, wird man aus keinem Munde eine Klage hören, und selbst die Art, sie einander vorzutragen, ist so einzig in ihrer Art, daß sie jedem Fremden Lachen abnötigen muß.

Die öffentliche Kleidung der Herren Pauliner gleicht ungefähr derjenigen der Herren Theologen (man sehe unten), wie denn auch die mehresten zu diesen gehören; die häusliche aber ist so beschaffen, daß man darunter wenigstens keinen Studierenden sucht. Beschreiben läßt sich eine solche Uniform nicht, weil sie bald aus Not, bald aus Jux verschieden und wunderbar zusammengebracht ist. Will man einen kleinen Begriff davon haben, so muß man im Herbste abends über einige der Säle gehen, wo man zugleich Gelegenheit hat, hin und

wieder in ein Zimmer zu blicken und überhaupt die verſchiedene Beſchäftigung der Herren zu bewundern. Einer kocht, einer ſpaltet Holz, einer trägt Waſſer oder andere Sachen herbei. Bald hört man Flöte, bald Klarinette, bald Geige, bald Harfe, bald Baß, bald Klavier, bald Fagott, bald Jubel und Lärmen. Hier ſieht man durch eine halbgeöffnete Thür der verräucherten Stübchen bei qualmender Öllampe, in Tobakswolken gehüllt, eine Solo-Geſellſchaft, dort ein frugales Mahl. Es müßte intereſſant ſein, unbemerkt, wie Le Sages hinkender Teufel, die ſämtlichen Zimmer zu durchwandern, um die an den Wänden angebrachten Inſchriften und die in dem Fenſterglas gekritzelten Namen zu leſen. Man würde gewiß zum Teil ſehr alte Nachrichten antreffen, in den Wohnungen der alten Muſen vorzüglich, die es unbe-

quem und überflüſſig finden, die Wände von Spinneweben und Öldampf reinigen zu laſſen. Außer den Studenten wohnen noch einige Familien in dieſem Gebäude, die meiſt zur Bedienung desſelben gehören. Unter ihnen befindet ſich ein philoſophiſcher Schuhflicker, der vielen Umgang mit ſeinen Herren Nachbarn pflegt und nie anders als in Begleitung einiger von ihnen ſpazieren geht. Dieſe trinken ihm freilich oft mehr, als ihm lieb iſt; indes überwiegt ſeine Liebe zu gelehrten Unterhaltungen alles, und um deswillen wird er, ungeachtet der Kerl ein Narr iſt, in ziemlichen Ehren gehalten. Am liebſten ſpricht er von politiſchen Sachen, entſcheidet von ſeinem Schemel herab den Ausgang von Schlachten, die Schickſale ganzer Völker, kritiſirt Friedensſchlüſſe und Verträge zum Totlachen und gerät dabei in ſolchen Eifer, daß

niemand etwas gegen ihn aufzubringen vermag.

Stipendiaten.

Die faſt allgemeine Armut der Studierenden macht milde Stiftungen mehr als irgendwo nötig, und wirklich wird ſich ſchwerlich eine Univerſität mehrerer Stipendien rühmen dürfen als die Leipziger; leider machen ſie aber keine Ausnahme von dem allgemeinen Schickſal der Stipendien: ſie werden nur nach Gunſt vergeben. Man hat ſie zu drei Thaler bis zu dreihundert Thaler hinauf. Wenn auch bisweilen ein Bedürftiger eins der kleinern erhält, ſo kann ſich doch niemand eines der größern getröſten, wer nicht wenigſtens ſchon ſein gutes Auskommen hat. Das Vermögen und der Stand des Vaters trägt ganz na-

türlich zu den Verdiensten des Sohnes sehr viel bei. Die mehresten werden von der Universität, viele vom Rat und noch andere von Familien vergeben. Die sogenannten kurfürstlichen vergiebt der Kirchenrat zu Dresden. Dieser giebt es in Verbindung mit den Prokuraturstipendien aus Meißen weit über hundert, jedes zu dreißig Thaler. Die gebornen Dresdner und die Fürstenschüler, welche geborne Sachsen sind, genießen sie allezeit, wenn sie auch aus den vornehmsten, reichsten Familien oder die schlechtesten, liederlichsten Menschen sind. Weil diese Stipendien, den Worten der Stiftung gemäß, nach Verdienst vergeben werden sollen, so müssen Expektanten und Percipienten jährlich viermal zusammenkommen, um sich examiniren zu lassen. Die letztern müssen auch noch lateinische Übersetzungen verfertigen. Es

würde lächerlich sein, die Kenntnisse eines Studierenden aus den zwei bis drei Fragen zu beurteilen, die auf einen kommen, und da, so lange dieses Examen nicht zweckmäßiger eingerichtet werden könnte, eine Verteilung nach Verdienst unmöglich sein würde, so ists eben nicht sehr zu bedauern, daß auf die Censur keine Rücksicht genommen wird.

Alle Stipendiaten stehen in übelm Ansehen, wenn sie nicht ganz große Stipendien haben oder sie bekommen, ohne sie zu etwas anderm als zu ihrem Vergnügen anzuwenden. Die mehresten prahlen zwar damit und glauben sich um ein Verdienst reicher dadurch.

Konviktoristen.

Unter die zur Unterstützung armer Studierender bestimmten, aber nur selten ange-

wandten Anſtalten gehört auch das Konviktorium, wo täglich mittags und abends zweihundert zwei und zwanzig Studierende, teils um ein geringes Geld, teils ganz frei geſpeiſt werden. Der dazu eingerichtete Saal befindet ſich im Innern des Paulinums parterre und konnte wohl ehemals das Refektorium der Mönche ſein, iſt aber für die itzige Anzahl Gäſte offenbar zu klein. Dabei iſt er finſter, feucht, und weil die Fenſter wenig geöffnet werden, herrſcht von den Dünſten der Speiſen und der Menge Menſchen ein widriger Geruch daſelbſt, deſſen man — wie überhaupt mancher andern Dinge — erſt gewohnt werden muß, ehe man mit Appetit daſelbſt ſpeiſen kann. Die Speiſen ſelbſt ſind gut und ſchmackhaft und würden geſünder ſein, wenn ſie nicht in kupfernen Gefäßen gekocht würden. Sie werden mit einer Haſtig-

keit verſchlungen, die an Unart grenzt, und im ganzen iſt das Betragen der Speiſenden oft ſo beſchaffen, daß Fremde, die etwan aus Neugier in den Saal kommen, unmöglich einen vorteilhaften Begriff von den Sitten der Leipziger Studenten bekommen können. Der Senior jedes Tiſches hat einige Vorrechte, worauf ſich mancher mächtig viel einbildet, und ſoll über die Geſetze und das Beſte des Tiſches wachen. Jeder Tiſch hält nämlich zu kleinen Ausgaben eine Kaſſe, die allzeit dem anvertraut wird, den das Austeilen der Speiſen wöchentlich trifft. Mit dieſem wenigen Gelde wird an den mehreſten Tiſchen ein ſchändlicher Wucher getrieben. Wer von den Mitgliedern dieſer Kaſſe etwas ſchuldig bleibt oder das drinnen befindliche Geld benutzen will, muß wöchentlich einen Groſchen vom Thaler Intereſſen geben,

manchesmal noch mehr. Natürlich, daß dieſe in kurzer Zeit das Kapital überſteigen, und ſchändlicherweiſe werden ſie wieder verintereſſirt, wenn ſie zu einer gewiſſen Summe gediehen ſind. Will man dieſen Mißbrauch abſchaffen, ſo giebts immer Schlechtdenkende, die, weil ſie ſelbſt nie in die Verlegenheit kommen, von jenem Gelde Gebrauch zu machen, es ſehr bequem finden, bei der jährlichen oder halbjährigen Teilung der Kaſſe ein paar Thaler zu bekommen, die andre zu ihrem eignen Schaden geſammelt haben. Von Seiten des Direktoriums ignorirt man lieber die Sache, als daß man ihr ein Ende machte. Streitigkeiten und Beſchwerden werden beim jedesmaligen Direktor vorgebracht. Dieſe Würde wechſelt jährlich unter den Decemvirn der Univerſität. Er hat die vakant werdenden Stellen zu beſetzen. Da ſucht

dann jeder ſeine Anhänger, Zuhörer oder Landsleute zu verſorgen oder ſich bei der Gelegenheit Freunde — vorzüglich in der Reſidenz — zu machen. Beiſpiele, die noch mehr als das beweiſen, könnte ich ſehr leicht in Menge beibringen, doch Exempla sunt odiosa! Auf Bedürfnis wird gar nicht geſehen. Es giebt Mitglieder des Konvikts, die ſich nur ſelten einſtellen, um ihre Beiträge an den Tiſch zu entrichten; übrigens laſſen ſie Bekannte für ſich ſpeiſen. Auf dieſem Wege trifft's noch eher einen Dürftigen. Man wundert ſich nicht wenig, beſonders Sonntags, wenn man Herren in glänzenden Uniformen mit zwei Uhren, oder Petitmâtres, nach dem neueſten Geſchmack gekleidet, hineinpaſſiren ſieht, die man an den mehreſten und koſtbarſten öffentlichen Orten zu finden gewohnt iſt. Der Miniſter von B. hatte

daher gar nicht Unrecht, als er vor einigen Jahren den Wunsch äußerte, daß man aufs Äußere der Kompetenten sehen möchte, und daß er Leute, die Uhren und seidene Strümpfe tragen könnten, ungern an dieser Anstalt teilnehmen sähe.

So untreu man den Absichten der Stifter in der Hauptsache geworden ist, so treu bleibt man ihnen in Nebendingen. So wird z. B. nicht eher aufgetragen, als bis ein lateinisches Gebet gesprochen worden, und laut eines am Eingange befindlichen Mandats vom Direktor soll niemand, bei temporärem oder gänzlichem Verlust seiner Stelle, den Saal nach der Mahlzeit eher verlassen, bis wieder ein lateinisches Gebet gesprochen und ein deutscher Vers aus einem geistlichen Liede gesungen worden ist. Das erste Gebet bemerkt man vor dem Geräusch der Kommenden kaum, und

während dem letztern pflegt man die Knochen zu zerschlagen, um das Mark herauszuholen. Überhaupt wird aufs Gebet keine andere Rücksicht genommen, als daß man den Hut abnimmt. Der Doktor Platner, dessen Direktorat allzeit musterhaft ist, hätte unter anderm auch gern das Gebet abgeschafft, wenn er nicht den Bannstrahl seiner geistlichen Widersacher gescheuet hätte, der, unfähig zwar zu zünden, wenigstens den Augen beschwerlich fällt.

Das Gebet spricht der Lektor, eine alte Muse, die dafür freien Tisch, ein Stübchen im Paulinum und von jedem antretenden Mitgliede sechs Groschen bekommt. Er hat zugleich die Beiträge von den kurfürstlichen Tischen zu sammeln und die während der Meßferien ledigen Stellen einstweilen zu besetzen. Der itzige ist zugleich Famulus der polnischen Nation und wenigstens ein

poſſirlich Tier ſeiner Art. Wohl wiſſend, daß eigenes Verdienſt ihm mangele, prahlt er mit den Verdienſten und Titeln ſeines Prinzipals. Kriechend und der unverſchämteſte Schmeichler gegen Obere, falſch und protektoriſch-freundlich gegen andere, neugierig, unwiſſend und der größte Spion der Univerſität, macht er ſich gern überall wichtig und ſpielt den Beſchützer im kleinen. Leider giebts unter den Zuhörern ſeines Herrn Elende genug, die ihm ſchmeicheln und Unterwerfung bezeigen, um auf dieſem Wege irgend einen Vorteil zu erlangen.

Die Konviktoriſten ſtehen in der Stadt in übelm Anſehen, und wer den Ton verſteht, wird ſich gewiß nicht merken laſſen, daß er zu ihnen gehört. Da mit zehn Minuten aufgetragen wird, ſo pflegen die Herren nach ertöntem Schlage

mit ziemlicher Schnelligkeit herbeizueilen, ſo daß ihr Schritt zum Sprichwort dient.

Eine ähnliche Anſtalt, nur von weit geringerm Umfange iſt unter dem Namen Hohenthaliſcher Tiſch bekannt. Auf Koſten eines reichen Privatmannes werden nämlich gegen zwanzig Studierende täglich mittags von einem Traiteur geſpeiſt. Hier findet man noch eher Dürftige, vermutlich wegen der ſehr frugalen Einrichtung, die der Anſtalt den Spottnamen Grützтiſch zugezogen hat. Demohngeachtet ſoll es viele Mühe, Atteſtate und Bittſchreiben koſten, ehe man die Erlaubnis bekommt, mitzuſpeiſen; auch müſſen die Beneficiarien von Zeit zu Zeit Specimina liefern, damit man erfahre, ob bei der kargen Beköſtigung des Leibes die Seele gewonnen habe, als was durch die magre Koſt wahrſcheinlich bewirkt werden ſoll. Man verleiht übrigens

dieſe Wohlthat nur auf kurze Zeit und erſpart dadurch den Genießenden die Müh, von ſelbſt drauf Verzicht zu thun.

Theologen.

Zur Verachtung der Leipziger Studierenden tragen unſtreitig die Theologen das meiſte bei. Dieſe, die unglücklicherweiſe den größten Teil derſelben ausmachen, haben alle Eigenſchaften des Kapuzinerordens an ſich. Sie ſind arm, unwiſſend, kriechend, niederträchtig, ſtolz und ſchmutzig. Letztres macht, daß man ſie unter allen herausfinden und ihr Studium aus dem Geruch abnehmen kann, den ſie um ſich verbreiten. Jenes aber würde ihren Urſprung aus der Hefe des Volks auch dann ſogleich verraten, wenn man ſie auch hinter die höchſte Kleiderpracht verbergen wollte. Ihre ge-

wöhnliche Tracht beſteht in meiſt dunkeln Überröcken, damit man die zerriſſenen oder wenigſtens äußerſt ſchmutzigen Unterkleider nicht bemerken ſoll. Sie ſind daher abgeſagte Feinde vom Winde; die Röcke ſind gewöhnlich mit einer breiten, ſchweren Kante Gaſſenkot verſehen, der bei gutem und ſchlimmem Wetter von den philoſophiſchen Herren überſehen wird. Ihre runden Hüte, unfähig den täglichen Gewaltthätigkeiten zu widerſtehen, die ihnen in den Collegiis von Füßen und Knieen widerfahren, haben außer der grauen Farbe eine ſehr abweichende Form. Das Haar tragen ſie ungepudert und ſtruppig. Daher iſts von Schweiß glänzend und ekelhaft anzuſehen, wenn man auch nicht nah genug iſt, es zu riechen. Stiefeln ſind übrigens ein Hauptbeſtandteil ihrer alltäglichen Tracht. Sonntags tragen die Petitmätres unter

ihren Fracks ſchwarze wollene Beinkleider, Weſten und Strümpfe, Schuh mit Bändern und ſpärlich gepudertes Haar, die Renommiſten ſteife Stiefeln und Sporen, ſchmutzige Lederhoſen, blaue Röcke mit roten Aufſchlägen (ein ehmals weißes Schnupftuch hängt ihnen weit zur Taſche heraus) und einen dreieckigten Hut und Knotenſtock. An Wochentagen zeichnen ſich die Herren Theologen ſamt und ſonders durch die von Manuſkripten ſtrotzenden beklecksten Portefeuilles und einen großen Haufen Bücher aus, die ſie dann unter dem rechten Arm tragen, wenn ſie den linken nicht mehr aufheben dürfen. Zu jeder Zeit aber ſieht man ſie mit Journalen laufen. Sie wiſſen von nichts zu ſprechen, als vom Katheder witz ihrer Lehrer, von ihren Journalen, von ihren vielen Kollegien, von Predigten, vom Wetter und

von ihrer eignen Perſon. Die unleidlichſten unter ihnen ſind diejenigen, welche ſich für Philoſophen halten und Kants Kritik leſen. Ihr Studium treiben ſie im Schweiß ihres Angeſichts. Es giebt einen Hauptſpaß ab, ſie ſo bepackt aus einem Collegio ins andre galoppiren zu ſehen; Kinder und kleine Perſonen werden häufig dabei umgeriſſen. Dieſe Eilfertigkeit, in der es immer einer dem andern zuvorzuthun ſucht, iſt deswegen nötig, weil ſie größtenteils auf Bänken ſitzen, und dieſe nicht gelöſt werden. Kaum iſt man ins Auditorium eingedrungen und hat ſich eines Sitzes bemächtigt, ſo wird der Hut entweder zwiſchen die Kniee geklemmt oder auf die Erde geworfen und oben drauf die Bibliothek; dann holt man Hefte, Feder und Dinte heraus und erwartet den Profeſſor. Kommt dieſer, und geht nun erſt das Nach-

ſchreiben los, ſo muß man mit Mühe das Lachen halten über die ſchrecklichen Geberden, mit denen ſie alles rein weg zu Papier zu bringen ſuchen, was von ſeinem Munde ausgeht. Freilich kommt Nichttheologen ein ſolches Zuſehen hoch genug zu ſtehen; denn in den theologiſchen Auditorien iſt ein ſolcher abſcheulicher Geruch, daß man umfallen möchte, ſobald man hineintritt, und es iſt unbegreiflich, wie es der Profeſſor aushalten kann, dem die Quinteſſenz der Ausdünſtungen ſeiner Anbeter in ſo reichlichem Maße zu teil wird.

Man beehrt die Herren Theologen mit dem Namen Dreilingsbrüder. Dieſes ſchreibt ſich daher, weil in der Gegend, wo ein theologiſcher Profeſſor mit Beifall lieſt, ſchon um zehn Uhr vormittags kein Dreierbrot mehr zu bekommen iſt, ſo gewiß ſich auch die Bäcker auf einen zahlreichen theo-

logiſchen Zuſpruch einrichten mögen. Zwar pflegen auch an den Auditorien Kuchenweiber zu ſtehen, die ſich mit den wohlfeilſten Kuchenſorten verſehen; weil aber das geringſte doch zwei Dreier koſtet, und noch obendrein nicht ſo gut ſättigt, wie Produkte der andern Art, ſo verſteigt ſich allenfalls einer zu ihnen, der eben Geld erhalten hat, kehrt aber bald wieder zu ſeinem Dreilinge zurück.

Äußerſt auffallend iſts, wenn Männer, wenn die Lehrer ſelbſt Unarten der Schüler begünſtigen, die dem Ganzen zum Vorwurfe gereichen können. Ein gewiſſer Profeſſor der Theologie pflanzt in ſeinen Vorleſungen die kindiſche Gewohnheit fort, die Füchſe, das heißt die erſt von der Schule gekommenen neuen Studenten, durch Pfeifen, Schreien und Trommeln mit den Füßen zu bewillkommen. Zum Unglück lieſt er

Sommerszeit in öffentlichen Auditorien. Welche Vorstellung muß sich wohl der gemeine Mann von den jungen Leuten machen, die vor der Erscheinung des Professors sich solch ein schulknabenmäßiges Vergnügen machen können? Und was muß der Gebildetere von dem Manne denken, der das nicht nur dulden, sondern sogar mit seinem eigenen Beispiele rechtfertigen kann?

Juristen.

Geehrter als der Theologenhaufen ist das Häuflein der Juristen. Unter ihnen herrscht ein soliderer Ton, ihre Sitten sind feiner, und ihre Kleidung erhebt sich im ganzen über das Mittelmäßige. Unter ihnen findet nicht jene blinde Anhänglichkeit an ihr Studium und ihre Lehrer statt,

sie lassen jedem Gerechtigkeit widerfahren und suchen nicht den Vorzug zu ertrotzen, weil sie ihn ohnedies verdienen. Sie führen selten Portefeuilles, keine Dintenfässer, höchstens zwei Bücher bei sich, sitzen im Collegio auf Stühlen, die sie bezahlen, machen folglich die Straßen nicht unsicher, schreiben nicht so unsinnig nach, und ihren Hörsälen kann man sich ohne Riechfläschchen nähern. Übrigens wohnen sie anständiger, leben besser und selten von Verdienst. (?)

Mediziner

verdienen wegen ihrer geringen Anzahl kaum erwähnt zu werden. Indessen machen auch sie der Universität Ehre, ungeachtet sich mancher verdorbene Feldscherer und mancher Barbier- und Apothekergesell unter ihnen befindet.

Schönewiſſenſchäftler

kommen mehr in Betracht. Dieſe Herren halten ſich ſamt und ſonders für die erſten Genies und ſehen ſtolz an dem hinauf, der ſich einem beſtimmtern Studium widmet. Es ſind meiſt kleine Perſönchen, vermutlich weil über dem geilen Wachstum des Geiſtes der Körper nicht zu ſeiner gehörigen Reife hat gedeihen können. Ihre Tracht iſt mehr oder weniger elegant, nachdem es nun jedem die Umſtände verſtatten. Wer es nicht bis zur Eleganz bringen kann, ſucht ſeinem Äußern wenigſtens ein genie-mäßiges Anſehen zu geben. Am erſten findet man dieſe Geiſter in den äſthetiſchen und moraliſchen Vorleſungen der Herren Platner und Heydenreich; beſonders ſchön nehmen ſie ſich in dem Hörſaale des erſtern aus. Ferner trifft man ſie in den

Konzerten, in der Oper, auf der Malerakademie und an Orten, wo Kupferstiche, Gemälde und andere Kunstsachen ausgestellt sind, so wie in den öffentlichen Vorlesungen über die englische und italienische Sprache. Es ist schwer zu bestimmen, was sie eigentlich studieren. Sie tragen sich gewöhnlich mit teutschen oder andern Dichtern und verfolgen dabei das Schöne, wo sie es nur auftreiben können. Wo man daher ein solches elegantes Männchen in seinen Betrachtungen findet, da muß sich durchaus ein ästhetischer Gegenstand in der Nähe befinden, sollte es auch ein seiner Bestimmung nach dessen ganz unfähiger Ort sein. Daß sie übrigens meist blaß und schwächlich sind, auch wohl galante Krankheiten haben, befremdet niemanden, dem die Bemerkung bekannt ist, daß Genies weit mehr sinnliches Bedürfnis haben als gewöhnliche

Menſchen. Ein Satz, zu welchem Leipzig unter vielen andern beſonders einen Beleg aufzuweiſen hat, der ſeinesgleichen ſucht.

Erwerb.

Dem zufolge, was ich von den Finanzen der Leipziger Studierenden im Durchſchnitt bemerkt habe, wird man ſich nicht eben über die Überſchrift dieſes Abſchnitts wundern, ſo unerhört es auf andern Univerſitäten ſein mag, daß der Student vom Bürger lebt. Auch liegt in dieſem Umſtande eine unverkennbare Urſache teils der Geringſchätzung, welcher hier alles, was Student heißt, ausgeſetzt iſt, teils des Mangels an Verhältnis, den man zwiſchen der Anzahl der Studenten und dem Nutzen, den ſie der Stadt bringen, bemerken muß. Es giebt der Er-

werbszweige, deren ſich Studierende befleißigen, ſo viele, daß ich bei aller Weitläuftigkeit in dieſem Artikel immer noch Gefahr laufen würde, unvollſtändig zu ſein; alſo nur von den auffallendeſten und ausgebreiteteſten.

1. Famuli.

Den Anfang mag das privilegirte Erwerbsmittel Studierender, das Famuliren, machen. Da Leipzig an Lehrern faſt eben ſo geſegnet iſt als an Studierenden, und es nun einmal zur Würde eines akademiſchen Lehrers gehört, einen Famulus zu haben, wenn man auch nicht in die Verlegenheit kommt, Vorleſungen zu halten, ſo giebts auch ein ziemliches Heer ſolcher dienender Muſen. Freilich bekommen die mehreſten für ihre treuen Dienſte nur ſehr wenig. Die Herren Profeſſoren ſchlagen

viel auf die Ehre, ihnen zu dienen, und auf etwanige Empfehlung und ſpeiſen dabei ihre gelehrte Dienerſchaft mit wenig klingender Münze ab. Zuweilen mag dies einen andern Grund haben, vorzüglich bei den außerordentlichen Profeſſoren, die, als ſolche — nach dem Ausdruck eines ſeiner Bonmots und Aventüren wegen ſehr bekannten Profeſſors — außer friſcher Luft und Sonn- und Mondenſchein keine Einkünfte haben. Indeſſen giebts doch einige Famulaturen, die ihren Mann nähren, wenn er ſich auf ſein Amt verſteht. Was aber dazu gehört, lehrt das wohl in ganz Deutſchland einzige Beiſpiel des Herrn S. in Leipzig, der ſich, freilich durch vielleicht zwanzigjährige Praxis, dermaßen drauf einſtudiert hat, daß er ſeinem Prinzipal mit tauſenden aushelfen kann und noch obendrein eine zahlreiche, ſchöne Bibliothek beſitzt.

Das Wort Famulus ist ein Schrecken in den Ohren der Musensöhne, weil diese Menschen in Rücksicht des Holz- und Stuhlgeldes mit unter ihre Peiniger gehören. Einer derselben war ein so arger Mahner, daß er den Beinamen Guldengesicht bekam. Gewöhnlich machen sie sich auch durch ihr absurdes, stolzes Betragen bei den Zuhörern verhaßt. Manche, die etwa freie Wohnung im Hause des Professors haben, stellen außer dem Bedienten auch noch den Hausverwalter vor. Manche haben wieder ihre Famulos. Allen aber ist das eigen, daß sie in der Stimme, im Gange, im Lachen oder im Husten ihren Prinzipals nachähmeln.

2. Cicisbeos.

Die glänzendste Rolle unter der erwerbenden Burschenschaft spielen die, denen

Zufall oder körperliche Vorzüge Zugang bei ältern oder jüngern Damen geöffnet haben, welche Witwen oder mit den Fähigkeiten ihrer Ehekonsorten unzufrieden sind. Bisweilen trifft dieses Glück junge Leute, denen es an Mitteln fehlt. Auf einmal erscheinen sie dann nach neuster Mode gekleidet, besuchen Konzerts, Opern, Kaffeehäuser, fahren und reiten öfters aus und werden dabei weniger oder mehr blaß und hager, je nachdem nun ihre Wohlthäterinnen mehr oder mindern Fleiß in Führung des ihnen anvertrauten Amtes verlangen. In Leipzig erregen solche Bekanntschaften weiter kein Aufsehen. Man führt unter irgend einem Vorwande den Freund feierlich in die Familie ein; der Herr Gemahl selbst ahnden nichts Unrechtes dabei und sehen sich gar genötigt, den jungen Mann seiner angeblichen Verdienste halber zu schätzen.

Man hat Beispiele, daß dergleichen Personen auf diesem Wege ihr Glück auf immer gemacht haben.

Mit diesen Freunden der Damen sind die nicht zu vergleichen, die mit ehrsamen Handwerks-, Wäscher- und andern Weibern und Witwen der Art ein ehrliches Verkehr treiben. Diese bekommen ihre Funktion gewöhnlich als ein auf der Stube, die sie bewohnen, haftendes onus und haben außer einer Mahlzeit, Festtags etwan einer Chokolade und freier Wäsche, nichts für ihre Bemühungen. Obendrein sind sie in Gefahr, ihrer Pfründe durch den unsanften Arm des schmutzigen Eheherrn im Hui entsetzt und aus dem Besitze des Lehns verjagt zu werden.

Noch unter diesen stehn im Range die armen Teufel, welche Köchinnen dieselben Dienste leisten. Sie müssen ihr Wesen

am verſteckteſten und behutſamſten treiben und bekommen gerade am wenigſten dafür. Ein rußiges Töpfchen Eſſen, das in ein Tuch gebunden und nach Hauſe getragen oder wohl gar in einem Winkel der Küche von dem hungrigen Cicisbeo gierig ausgelöffelt wird, iſt faſt der ganze Minneſold. Dieſe Herren ſtehen wie alle wohlfeile Arbeiter in ſchlechtem Kredit; die erſtern hingegen werden beneidet und geſchätzt, ob ſie gleich oft bei aller Koſtbarkeit nicht ſo ſolide Arbeit liefern als dieſe. Daß man unter der erſten Klaſſe keinen Theologen antrifft, ſondern bloß in den beiden letztern, darf ich wohl nicht erſt erinnern. Das Studium an und vor ſich würde die Damen geniren, wenn man ſich auch über Nebenumſtände hinwegſetzen wollte.

3. Informatoren.

Dafür ist den Theologen ein andrer, weitläuftigerer Erwerb ganz allein überlassen, nämlich das Informiren, das erste, worauf jeder Jagd macht, sobald er einen Fuß in die Stadt gesetzt hat. Die mehresten dieser der Bildung des Menschengeschlechts obliegenden jungen Leute kann man auf den Spaziergängen mit ihren Zöglingen zu sehen bekommen, am häufigsten an heitern Wintertagen. Die, welche das Glück in vornehme Familien geführt hat, stehen sich ziemlich gut und stolziren, sich noch einmal so groß dünkend gegen ihre theologischen Mitbrüder, die der Himmel noch mit keiner Information beschenkt hat, indes man dieser armen Schelme heißen Wunsch in jedem hagern Blicke liest. Das dritte Wort ist bei solchen Herren Erziehung,

doch ſind ſie noch nicht ſo unausſtehlich wie die eigentlichen Hofmeiſter, die man ebenfalls haufenweis in Leipzig umherziehen ſieht.

Demütiger, wiewohl nicht viel weniger ſtolz ſchreiten die einher, denen das Schickſal bloß die Geiſtesentwickelung eines Schneider- oder Schuſterprinzen und ſo weiter anvertraute. Im erſtern Falle ſind ihre verſchabten Röckchen doch wenigſtens nach der Mode geändert und ſauber ausgebeſſert; im letztern Falle befindet ſich ihr Schuh- und Stiefelwerk in erträglichern Umſtänden. Dieſes und etwan der Tiſch iſt gewöhnlich der ganze Gewinn bei der Sache.

Nicht genug, daß man in der Stadt ſelbſt alles unterrichtet, weſſen man habhaft werden kann, ſucht man auch auf dem Lande Gelegenheit dazu, und mancher läuft

zwei bis drei Stunden weit bei Sturm und Wetter informiren.

4. Apostel.

Ein anderer Erwerb erwächst den Herren Theologen aus der Nachlässigkeit der Dorfprediger in der Gegend von Leipzig. Jeden Sonnabend nachmittags und jeden Sonntag früh sieht man Jünglinge mit aufgelocktem Haupthaare und in Feierkleidern zu Leipzigs Thoren hinauswandern. Besonders häufig dann, wenn hohe Festtage bevorstehen. Fünf bis sieben Stunden weit wandert man oft, um sich für acht Groschen und eine Mahlzeit seiner geistlichen Reden zu entledigen. Andre, denen die Natur die Gabe der Beredsamkeit versagt, verfügen sich zu den Dorfschulmeistern, um sie in Führung ihres wichtigen Amtes zu unterstützen. Dafür kocht die Frau

Schulmeisterin einen Kaffee. Nach und nach wird man bekannter, man bleibt wohl einige Tage da, greift etwan in der Wirtschaft mit an; da geben die geistlichen Herren dem gelehrten Tagelöhner gern eine Mahlzeit und führen ihn gelegentlich bei einem fetten Bauer ein, der ihn abends mit in die Schenke nimmt und ihm dann und wann eine Mahlzeit giebt. Am liebsten geht man zur Kirmeszeit apostoliren.

5. Musiker.

Ein ziemlich weitläuftiges Feld und abermals nur von Theologen bebaut ist die Musik. Jeder Bauerjunge, der zu nichts als zum Studieren taugt, lernt doch von seinem Schulmeister wenigstens ein paar Stückchen auf dem Klavier klimpern. Mit dieser Kunst sucht er nun auf der Universität zu wuchern, und da sich die rasende

Sucht des Klavierspielens in Leipzig von der Dame bis auf die Küchenmagd und vom Vornehmsten bis zum Hausknecht herab gleich stark äußert, so schlägt jene Hoffnung selten fehl. Man giebt Klavierstunden zu sechs Groschen und auch zu sechs Pfennige. Wer es auf einem andern Instrument zu einiger Fertigkeit gebracht hat, sucht, außer durch Unterricht, auch noch sonst Gebrauch davon zu machen. Gelingt es einem im großen Konzert mit angestellt zu werden, so darf er wegen seines Fortkommens eben nicht in Sorgen sein, die Sänger ausgenommen, die außer dem Freibillet oft keinen Vorteil haben. Viele kennen nicht einmal die Noten, sondern sperren bloß den Mund auf, um für Sänger zu passiren.

Minder geübte Spieler findet man in dem Orchester des Opernhauses und bei

Familienkonzerten; doch sind die Virtuosen gegen die, welche niedrig genug denken, auf den Dorfschenken den Bauern und Handwerksburschen zum Tanz aufzuspielen. Zwar soll dieses gut lohnen, und man sieht auch den Gesichtern dieser feinen Herren die Freigebigkeit der Schenkwirte gewöhnlich an; indes sind sie verachtet, wie sie es verdienen.

Klavierstimmen ist nur ein Nebenerwerb.

6. Schreiber.

Mit Schreiben ernähren sich viele Studierende. Am besten stehen sich die Notenschreiber. Wer viele Bekanntschaft und Fertigkeit im Schreiben hat, kann es täglich auf zehn bis zwölf Groschen bringen. Nächst diesem ist das Mundiren für Advokaten am einträglichsten, weil im eigentlichsten Sinne nach Brot zu schreiben erlaubt ist. Minder einträglich ist das Abschreiben von

Manuſkripten, das Schreiben von Briefen und dergleichen für gemeine Leute. Die vornehmſten Schneidermeiſter pflegen ſich gewöhnlich einen Studenten als Sekretär ins Haus zu nehmen, der außer freier Wohnung meiſt auch den Tiſch bekommt, aber immer bereit ſein muß, ihnen ihre Notas und Laus Deos zu verfertigen. Endlich ſchreibt man auch Kirchen- und Leichenzettel und trägt ſie an beſtimmten Tagen in die Häuſer. Dafür werden vierteljährig ſechs bis acht Groſchen bezahlt. Es giebt auch reiche Bürger, die ſich von Studenten die Predigten ihrer Leibprediger nachſchreiben und bringen laſſen. Für das Stück zahlt man höchſtens vier Groſchen.

7. Repetenten.

Ehrenvoll und nützlich zugleich ſind die nur unter Juriſten und Medizinern ge-

wöhnlichen Vorbereitungen zum Examen gegen Bezahlung. Wer ſelbſt examinirt iſt, und weil er etwa Geſchmack an Leipzig findet, lieber da als anderswo auf Ausſichten warten will, ſucht daher durch ſeine Kenntniſſe andern zu nützen, die entweder zu ſtumpf von Geiſt oder zu bequem waren, ſich ſelbſt anzuſtrengen. Überhaupt iſts, beſonders unter den Juriſten, zur Gewohnheit geworden, die zwei erſten akademiſchen Jahre luſtig und ohne Sorgen zu leben. Erſt beim Eintritt des dritten fängt man an, ſich dem Zwecke zu nähern, und dann iſt freilich ein ſogenannter Repetent zu wünſchen. Dergleichen Stunden werden ſehr teuer bezahlt. Es giebt alte Muſen, die mit Weib und Kind davon leben.

8. Gelegenheitsdichter.

Ich komme itzt auf einige Nahrungs-

zweige, deren ſich vor allen die angehenden Schöngeiſter (man ſehe oben) befleißigen. Das erſte mögen die Gelegenheitsgedichte ſein, deren in Leipzig ſo viele verbraucht werden, daß, wer einmal als ein fertiger Verſemann bekannt iſt, ziemlich honorig davon leben kann. Gewöhnlich verfertigt man ſie vorrätig und richtet ſie dann nur auf die vorliegenden Fälle ein. Dafür werden zwei bis zehn Thaler entrichtet, nachdem nun der Gegenſtand aus der höhern oder niedern Volksklaſſe iſt und für mehrere oder wenigere beſungen wird. Faſt auf jede Disputation, auf jede Doktor- und Magiſterpromotion, auf jede Leiche, Hochzeit und ſo weiter wird wenigſtens ein Gedicht gedruckt. Ein günſtiger Umſtand für den Profeſſor der Dichtkunſt, der gegen ein Honorar jedes vorher durchſehen muß, nicht um es zu verbeſſern, ſondern zu ver-

hüten, daß nichts wider den Staat oder die ſymboliſchen Bücher drinnen enthalten ſei. Dieſe Beſorgnis iſt nicht ganz unbegründet, indem Angſt und ein Glas Branntwein die Phantaſie dieſer Dichter oft in Sphären herumtreibt, wo man nicht leicht Bilder und Ideen zu Gedichten holt.

Aus eben dieſen Federn fließen auch die Millionen Neujahrwünſche, die in tauſend Formen und Geſtalten in dem letzten Viertel jedes Jahres in Leipzig graſſiren und mit Hülfe der Leipziger Zeitungen auch ins Ausland vertrieben werden. Dieſe bedürfen keiner Cenſur, ſondern werden, wie andre kurze Waren, fabrikmäßig gefertigt und abgeliefert.

9. Autoren.

Selbſt das zahlloſe Heer der privilegirten Bücherſchreiber wird von den Leipziger ſtu-

dierenden Genies um manchen Biſſen Brot gebracht. Den Anfang macht man gewöhnlich mit Beiträgen in die unzähligen Journale und Muſenkalender; dann folgen gereimte und ungereimte Piecen. Endlich wagt man ſich an den Roman. Aus zehn alten ſtoppelt der angehende Schriftſteller ein neues Romänchen oder Trauerſpielchen zuſammen oder wärmt eine alte vergeſſene Schwarte auf und ſchleppt ſie zu einem angehenden Buchhändler. Dieſer giebt etwa ſechzehn Groſchen für den Bogen, läßt das Ding ſplendid drucken, wohl gar von einem angehenden Kupferſtecher mit Vignetten verzieren und übergiebt es vorerſt einem angehenden Leſebibliothekar um ein billiges. Nun wird es zur weitern Rekommendation der leſenden Dienerſchaft in die Hände geſpielt; das weitere überläßt man dem Zufall und dem Meßkatalog.

Der unwiſſendſte, elendeſte Schmierer iſt oft der glücklichſte. Vor allen zeichnet ſich itzt in Leipzig einer an Frechheit und Unwiſſenheit aus. Er eröffnete ſeine Univerſitäts- und Schriftſtellerlaufbahn mit einem Trauerſpiele, dem man es auf allen Seiten anſieht, daß der Verfaſſer nicht einmal Begriffe von einer Schaubühne hatte. Ein noch auffallenderer Beweis beſonders ſeiner unverſchämten Dieberei iſt ein anderes Werkchen von ihm, deſſen Gegenſtand aus der neueſten däniſchen Geſchichte entlehnt iſt. Hier findet man zum Beiſpiel aus Schillers Don Karlos ganze Scenen wörtlich ausgeſchmiert, und die eingeſtreute Erzählung iſt nichts als eine Reihe aus Schillers und Meißners Schriften herausgeſuchter und ohne allen Zuſammenhang zuſammengeſtellter Floskeln. Das Ganze zeichnet ſich durch abſcheuliche

Schwulst, unbegreiflichen Unsinn, fehlerhafte Sprache und Interpunktion aus, und wenn es dem Verfasser drum zu thun war, ein Meisterwerk dieser Art zu liefern, so hat er seinen Zweck völlig erreicht.

10. Übersetzer.

Wer nicht selbst erfinderisch genug oder zu verzagt ist, sich auf die Autorschaft zu begeben, der begnügt sich am Übersetzen. Buben, die kaum die ersten Stunden beim Lektor der englischen und italienischen Sprache überstanden haben, wagen sich keck an die ersten Werke dieser Nationen. Ein Bärtiger kann diesen Bartlosen zum Muster dienen. Er erhielt von einer Musikhandlung Auftrag, eine bekannte Oper des Metastasio so in deutsche Verse überzutragen, daß man auch den teutschen Text der Mozartschen Komposition unterlegen

könne. Ohne etwas mehr als das italienische ABC zu verstehen, nahm er es an, ließ sich von einem Freunde die Oper wörtlich übersetzen, brachte diese teutschen Worte, so gut es gehen wollte, in Verse und bekam dafür sechs Louisdor.

Unter den Arbeiten solcher Menschen findet man natürlich das elendeste Zeug und Einfälle realisirt, die nur eindringende Hungersnot oder unausweichbarer Drang zur Autorschaft allenfalls zu rechtfertigen vermögen. Welch ein burlesker Gedanke zum Beispiel, Petrarkas Sonette mit deutschen Noten ad modum Sinceri herauszugeben! Und dieses ist wirklich von einem solchen Herrn geschehen, der seinen Namen mit Recht führt und nur zu gern groß wäre, aber nicht weiß, wie er es anfangen soll. Zu seinem Glück ist er ein Pauliner, sonst wäre es nicht zu verzeihen.

Die ſämtlichen nicht innungsmäßigen Überſetzer müſſen ihren Fleiß heimlich halten, aus Furcht vor der hämiſchen Geißel der Leipziger Magiſter, die die Innung ausmachen. Gewöhnlich erwähnt man demnach Arbeiten dieſer Art erſt, wenn man ſelbſt Magiſter wird, in dem lateiniſch geſchriebenen Lebenslaufe; aber dann geſchiehts mit deſto größerer Behaglichkeit, ungeachtet der Dechant oft ein Mandel Donatſchnitzer korrigiren muß, die der Kandidat bei allem Pathos nicht zu vermeiden wußte.

11. Zeichner, Maler, Kupferſtecher.

Abgerechnet, daß die vielen Gelegenheitsgedichte, die vielen Romane und Pieçen, die in Leipzig zu Tage gefördert werden, mit Vignetten verziert ſein müſſen, ohne daß der Buchhändler oder Unternehmer ſo

viel zu bezahlen gesonnen wäre, als ein wirklicher Kupferstecher verlangt, haben die Herren Studenten, die sich mit Nutzen im Kupferstechen üben wollen, durch den starken Tabakshandel in Leipzig ein weites Feld gewonnen. Eine Platte, wie sie auf Tabakspakete gedruckt wird, erfordert wenig Müh und wird doch mit einem Gulden bis einen Thaler bezahlt.

Die angehenden Maler unter den Schöngeistern haben in den Bilder- und Tapetenhandlungen ihr Wesen. Zifferblätter auf hölzerne Uhren, Gänse- und Ritterspiele, Landkarten, Tapeteneinfassungen, Neujahrswünsche uud andere geben ihnen reichliche Gelegenheit, ihre Pinsel im Kolorit zu üben, und der Magen bleibt dabei doch nicht ganz leer. Nach und nach wird man dreister. Man zeichnet Prospekte berüchtigter Kneipen, ein guter Freund sticht es

flüchtig in Kupfer, ein dritter illuminirt es; das Stück prangt bald an den Ecken der Straßen, und weil jeder Handwerksbursche sich ein Exemplar kauft, so geht es besser ab als die Arbeiten der größten Meister. Die geübtern dieser Herren verfertigen Zeichnungen in Stammbücher und Schattenrisse; auch an dieser Arbeit mangelt es nicht, da sogar die Jungemägde in Leipzig Stammbücher führen und sich silhouettiren lassen.

12. Korrektoren.

Auch die Herren Buchhändler und Buchdrucker reichen vielen Studierenden Unterhalt. Für erstre macht man Katalogen, Anzeigen und dergleichen, für letztre übernimmt man Korrekturen. Die Herren, die sich mit letztern beschäftigen, sind meist

Theologen und an den Spuren aus der Druckerei kenntlich genug.

13. Werber.

Wenn auch die Anzahl der Leipziger Studierenden noch einmal so ſtark wäre, ſo würde es doch unmöglich ſein, die Menge Lehrer alle mit einer anſtändigen, verhältnismäßigen Anzahl Zuhörer zu verſehen. Vorzüglich giebt es eine beträchtliche Anzahl Doktoren der Rechte, die — von Seiten der Univerſität wenigſtens — das Recht haben, Vorleſungen zu halten, und ich zweifle, ob ihnen die philoſophiſchen Leſemagiſter an Menge beikommen. Wenigſtens wird man jene eher gewahr, weil ſie gewöhnlich etwas eignes Vermögen haben, da dieſe, das alte, gewöhnliche Los der Philoſophen, einen leeren Beutel führen, ungeachtet ihre entſetzliche litterariſche In-

duſtrie ein augenſcheinlicher Beweis iſt, daß ſie von freiwilliger Armut ihrer Vorfahren nichts wiſſen mögen.

Es iſt daher kein Wunder, daß lächerliche Kabalen geſpielt werden, und daß Lehrer, die ſich weder durch Kenntniſſe, noch durch Vortrag auszeichnen, auf andern Wegen Zuhörer ſuchen müſſen. Zu dieſem Behuf bedient man ſich einiger Studenten, an deren Spitze der Famulus ſteht. Dieſe ſucht man auf alle mögliche Art in ſein Intereſſe zu ziehen, nennt ſich ihren Freund, zeichnet ſie durch zuvorkommende Höflichkeit und anſcheinende Vertraulichkeit aus. Iſts damit noch nicht gethan, ſo verſpricht man ihnen für jeden Zuhörer, den ſie ins Auditorium liefern, ein gewiſſes Geld, etwan den vierten oder fünften Teil des Honorars. Dieſes iſt freilich das Sicherſte; denn nun wird alles aufgeboten,

die Kollegien zu Stande zu bringen. Schon um die Mitte des Halbjahrs wird aufs künftige Halbjahr geworben. Man kann ſich kaum retten vor allen Anträgen und Verſprechungen; nicht nur in Kollegien und auf Spaziergängen, auch auf die Stube wird man verfolgt. Wer die unverſchämteſten Werber hat, kommt am erſten zu ſeinem Zweck, wenn nicht etwa ein andrer, feindlicher Profeſſor die Werber durch Beſtechung für ſich gewinnt oder wenigſtens unthätig macht. Durch eben die Perſonen ſucht man lange vorher zu erfahren, was der oder jener florirende Profeſſor leſen werde, um ſogleich ſeine Maßregeln darnach zu nehmen. Dieſes zu erfahren, koſtet viele Müh, weil es ſo lange als möglich geheim gehalten wird. Je weniger es dem Profeſſor um Gewinn und je mehr es ihm um Ruhm zu thun iſt, deſto beſſer ſtehen ſich ſeine Werber.

14. Spieler.

Ungeachtet der geſchärften Mandate wider das hohe Spielen giebts doch nicht wenig Perſonen, die bloß davon leben, und daß ſich unter dieſen auch Studenten befinden, iſt keine Frage, da ſich dieſer Erwerb durch Leichtigkeit empfiehlt. Honorige Spieler findet man unter Studenten wenige, deſto mehr ſolche, die abends und auch Sonntags in ſchlechte Kneipen gehen und da mit den Spießbürgern um ein paar Dreier Solo oder Schafkopf ſpielen. Sie würden Gefahr laufen, von dieſen fortgeprügelt zu werden, ſobald man ihre Abſicht merkte, wenn ſie nicht durch Brüderſchaft mit ihnen und durch Kurzweil, die ſie zur Unterhaltung der Geſellſchaft treiben, ſich dagegen ſicherten. Dafür trinken ſie aber auch frei mit und bekommen manche Mahlzeit Kar-

toffeln zu ſchmauſen. Die Philiſter ſelbſt halten nichts von ſolchen Leuten, ungeachtet ſie ſich von ihnen ſchmeicheln laſſen, und es iſt ekelhaft und widrig zu hören, wenn ein ſolcher Mann von dem armen Studenten erzählet, den er bisweilen mit zu Bier nehme oder ihm eine Mahlzeit gebe.

Dieſelben Herren haben noch einen weit auffallenderen Erwerb. In Leipzig werden täglich uneheliche Kinder geboren. Wollen nun die Jungfern ihren Verluſt nicht bekannt werden laſſen, ſo trägt man die Kinder ohne Paten zur Taufe und überläßt dem Schickſal, wen es zu dieſem Behuf herbeiführen werde. Auf dieſe Spekulation hält ſich nun in der Gegend des Taufſteins nach dem Gottesdienſt ein Häuflein Stadtſoldaten und alte Weiber — unter ihnen auch Studenten dieſer Art — auf. Der Kirchenvogt wählt dann, wenn

solche Fälle sich ereignen, aus ihnen die nötige Anzahl Paten, die für dieses christliche Werk jeder acht Groschen erhalten. Studenten haben immer den Vorzug, weil sie, um gewiß zu gehen, dem Kirchenvogt etwas von ihrem Gewinn geben.

15. Bettler.

Mit dieser Rubrik der Erwerbsmittel will ich den Beschluß machen. Entsetzlich ists, daß ein Stand, der über alle andere hervorragen sollte, ein Stand, der dem Staate seine Führer liefert, so tief, bis zur verworfensten, elendesten Menschenklasse hinabsinken konnte. Es giebt nicht wenig solcher Bettler. Sie gehen nur in Kaufläden und vor die Thüren vornehmer Personen. Ihr Benehmen dabei ist für jeden Ehrliebenden empörend. Einige betteln nur schriftlich durch Überreichung von Bittschriften oder

Klageliedern. Diese kommen seltner als jene. Andre schränken sich nur auf gewisse Fälle ein, in denen sie das Mitleid der Interessenten zu errregen und zu benutzen suchen. Dieses geschieht zum Beispiel beim Jahreswechsel, bei Doktorpromotionen und Disputationen, bei Todesfällen, Wiedergenesungen, Entbindungen, Verbindungen, Standeserhöhungen, Gastereien und so weiter in Familien des hohen und mittlern Standes. Man überreicht geschriebene Gratulationen oder Kondolationen in Prosa oder in Versen und wird für seine unverhoffte Teilnahme gut belohnt.

Der Mißbrauch, sich als Student seinen Unterhalt erst zu erwerben, hat außer dem Schaden für die Studierenden selbst, die fast immer ihr Studium drüber vernachlässigen, auch noch den Nachteil für die Stadt, daß die schon an sich große Anzahl

von Taugenichtſen daſelbſt vermehrt wird. Denn die, die in ihren Erwerb vertieft, ihr Studium vergaßen, ſehn ſich dann genötigt, aus Mangel an anderm Fortkommen in Leipzig zu bleiben und ihren einmal angefangenen Erwerb fortzuſetzen. Das werden nun immer die unnützeſten und unwiſſendſten Perſonen; ihre mechaniſche Beſchäftigung, ſich vor dem Hunger zu ſchützen, macht ſie ganz zu Maſchinen. Endlich findet ſich etwa eine alte Bürgerswittwe oder eine alte Köchin, die mit ihrer weiland ihrem alten Herrn preisgegebenen Jungferſchaft ein paar Thaler erwuchert hat. Dieſe heiratet man, bringt ihr bischen Geld durch und endigt nicht ſelten im tiefſten Elend aus Verzweiflung ein Leben, das dem Staat zur Laſt war.

Eigenliebe.

So wenig geachtet der Leipziger Student ist und sein muß, so sehr es ihm jeder fühlen läßt, welch eine traurige Rolle er im Ganzen spielt, so giebts doch nicht leicht ein eitleres, eingebildeteres Tier, als eben dieser. Überall glaubt er sich bemerkt, jedes Mädchen, meint er, müsse in ihn verliebt sein, und der Kaufdiener ist in seinen Augen für keinen Nebenbuhler zu rechnen, weil ein reelles Mädchen unmöglich an petitmätrehafter Kleidung und Betragen Behagen finden könne, sondern nur männliche Würde schätze; und diese glaubt jeder steif und fest in seinem Äußern und Innern zu finden. Wenn daher Zufall oder Schalkheit etwa an einem öffentlichen Orte die Blicke eines nicht ganz unbedeutenden Frauenzimmers auf ihn lenken, so hält das jeder

für einen Wink, erforscht ihren Stand, Wohnung, sucht in ihrer Nähe Bekanntschaft, zieht öfter als sonst weiße Wäsche und seine besten Kleider an und treibt sein Wesen, in Hoffnung, einen Roman anzuspinnen, sollte er auch seine Dame seit dem erstenmal nicht wiedergesehen haben. Am weitsten treiben es die Theologen, und es steht ihnen um so possirlicher, je häßlicher und schmutziger sie aussehen.

Tumult.

Mit diesem Namen beehrt man die gemeinschaftlichen Exzesse, die von den Studenten gewöhnlich begangen werden, wenn die Sonne ins Zeichen des Löwen tritt. Die Anstifter sind Füchse, das heißt Buben, die erst seit kurzem auf der Universität und zur Inskription noch nicht reif sind.

Gewohnt, den Bakel des Schulrektors immer hinter sich zu wissen und ungerochen die schwere Hand eines jeden zu fühlen, dem sie zu nah traten, dünken sie sich wunder wer zu sein, wenn sie Studenten heißen, und betragen sich gegen jedermann so ungezogen, daß bald ein Streit mit Handwerksgenossen oder Häscher fertig ist. Die breiten Steine auf den Straßen und das Thorgeld geben die öfterste Gelegenheit dazu.

Wenn nämlich so ein wichtiges Bürschchen auf den breiten Steinen einhersteigt, so stößt er an alles an, was nicht Student ist und ihm entgegenkommt, weil er glaubt, es müsse ihm jedermann ausweichen. Will nun jener nichts davon wissen und begegnet etwa dem Studentchen nicht so, wie sichs gehört, gleich ist die Ehre der sämtlichen Studenten beleidigt; die

Füchſe rotten ſich den nächſten Abend zuſammen, ziehen, vom Pöbel begleitet, durch die Straßen und wollen die Philiſter und Knoten (Bürger und Handwerksburſchen) prügeln, ſchleichen ſich aber um zehn Uhr, durch die gewaltigen Anſtalten der Univerſitätsgerichte abgeſchreckt, unverrichteter Sache nach Hauſe.

Oder es verſpätet ſich ein halbes Schock ſolcher Menſchen abends in einer Kneipe außer der Stadt. Nun iſts eine bekannte Sache, daß mit Eintritt der Dämmerung die innern Stadtthore geſchloſſen und nur gegen Erlegung einer Abgabe paſſirt werden.*)

*) Dieſes Geld wird angeblich zur Beleuchtung der Straßen angewandt, beträgt aber unſtreitig weit mehr, und ob es gleich billig wäre, daß der Rat dieſe Veraccifung der ſchönen Abende wenigſtens im Sommer einſtellte, damit der Handwerker ſich durch einen Spaziergang von der Arbeit des Tages erholen könnte, ſo hat es doch noch

Flugs ſchlägt einer, der etwa keinen Groſchen mehr in der Taſche hat, vor, ohne Bezahlung durchs Thor zu ziehen, und von Bier- und Tabaksdünſten beſchwert, faßt die Geſellſchaft einmütig den Entſchluß, ſich durchzuſchlagen. Man rückt an. Die Schildwacht, ein alter, krummer Stadtſoldat, hält ſie an und wird auf die Seite geworfen. Die übrige Beſatzung des Thors, etwa ſechs Mann ſtark, durch den Lärm aus dem Schlafe geſtört, kommt herausgetaumelt und tappt nach dem Gewehr. Auch dieſe wird zuſammengeprügelt. Indeſſen zieht der Jubel eine Patrouille von Häſchern, Nachtwächtern und Lampenwärtern herbei; dieſe nehmen die Herren in Empfang und liefern ſie nächſten Morgens

---

nicht ſo weit gebracht werden können, daß zur Vermeidung des öftern Skandals wenigſtens die Studenten frei wären.

an die Universitätsgerichte aus, wo sie ihren Mutwillen leider meist mit Geld büßen müssen.

Dergleichen Vorfälle werden jedoch von Jahr zu Jahr seltener, aus dem sehr begreiflichen Grunde, weil die zum Studieren bestimmte Jugend von dem nährenden Futter der Schule immer früher und schwächer abgesetzt wird, und wenn sie auf der Universität zu einiger männlichen Reife gelanget, doch so viel gelernt hat, daß es keine Ehre bringt, sich in Prügeleien einzulassen. Übrigens wird man in Leipzig gewiß nicht leicht an öffentlichen Orten beleidigt und zur Selbsthülfe genötigt. Zum Ruhme des Stadtrats gereicht es, daß er Studenten auf angebrachte Beschwerde außerordentlich schnelle und ausgezeichnete Genugthuung schafft. Die Universitätsgerichte hingegen sind zwar bei Beschwerden von Rats- und

Amtsunterthanen sehr genau, aber ihren eignen Schutzverwandten, besonders Studenten, helfen sie äußerst saumselig, und der Kläger bekommt immer noch vom Rektor Magnificus eine Moral mit auf den Weg.

Liebschaften.

Das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu sein wird nicht minder eine Gelegenheit, sich herabzusetzen. Anfangs, wenn sie von ihrer neuen Würde noch zu sehr eingenommen sind, glauben sie den vornehmsten Frauenzimmern mit ihrer Zuneigung Ehre zu erzeigen, und mancher träumt schon von hohen, abenteuerlich verflochtenen Liebschaften. So wie sie aber allmählich die Kluft bemerken, die zwischen ihnen und solchen Frauenzimmern befestigt ist, stimmen sie

ihre Anſprüche bis zu den Dienſtmädchen herab. Da werden nun Zuſammenkünfte abends auf den Treppen, an der Hausthür, beim Brunnen gehalten, wenn auch einmal eine Flut Scheltworte aus dem Munde der Gebieterin über das liebende Pärchen herſtrömt. Sonntags beſucht man ſein Schätzchen in Abweſenheit der Herrſchaft, führt es wohl gar in eine Kneipe und tanzt unter Hausknechten und andern friſch mit. Da trifft nun etwa das Liebchen eine alte Liebſchaft oder eine Vertraute: J! grüß dich! J! wo kimmſt du d'nn her? Antwort: J! da bin ich mit meinen Stubänten ä bischen 'rausgegangen, und ſo weiter. Unterwegs begegnet man auch wohl der ehrſamen Schneider- oder Schuſterfamilie, wo Liebchen in Dienſten iſt; natürlich macht man ſein devotes Kompliment, um ſich in ſeiner Qualität als der Maad

ihr Studänte vorteilhaft zu zeigen und ſeinem Herzchen keinen Verdruß zu verurſachen.

Vergnügen.

Da unter den Studierenden in Leipzig keine ſolche Eintracht herrſcht, als auf andern Univerſitäten, ſo findet man auch daſelbſt keine Burſchengelage, ſondern jeder hat ein oder zwei Freunde, mit denen er umgeht und die Vergnügen genießt, wozu Denkart und Beutel ihn beſtimmen. Daher kommts, daß man an jedem zum Vergnügen beſtimmten Orte Studenten trifft, aber an ſolchen, die ihrem Stande angemeſſen wären, nur wenige. Den mehreſten fehlts auch am Wiſſen, ſich in guter Geſellſchaft anſtändig zu betragen; es iſt deswegen wirklich beſſer, daß ſie dem Kauf-

diener dieſe Örter überlaſſen, der zwar von ihnen herzlich gehaßt wird, aber in vieler Rückſicht mehr Achtung verdient als der Student.

Spazierenreiten iſt zwar nichts ſeltenes unter den Studierenden, aber beſſer wäre es für ſie, wenn es dieſes wäre. Sie reiten gewöhnlich die wohlfeilſten, folglich ſchlechtſten Pferde, ſtolz und ſchlecht obendrein, und zeigen durch ihre Kapriolen, daß ſie bemerkt ſein wollen. Der Kaufdiener, der nun einmal dazu verdammt iſt, den Studenten zu verdunkeln, giebt, um ein gutes Pferd zu haben, lieber einige Groſchen mehr, weiß es beſſer zu behandeln und wird bemerkt, während er ganz anſpruchslos einhertrabt. Der Student jagt in einem Nachmittag nach fünf bis ſechs Kneipen umher und erſchöpft alle Kräfte des Pferdes, ohne für neue zu ſorgen.

Der Kaufdiener macht nicht ſelten einen Ritt an ziemlich entfernte Orte, wo er gewiß iſt, gute Geſellſchaft zu treffen; aber er erhält ſein Pferd durch Futter bei Kräften. Ganz natürlich, daß die Verleiher ihre guten Pferde den Studenten verleugnen. Ebenſo iſts mit dem Spazierenfahren. Vier bis fünf Studenten mieten zuſammen einen Wagen, ſo wohlfeil ſie ihn bekommen können, um auf irgend ein berüchtigtes Wirtshaus zu fahren, geben dem Kutſcher wenig Trankgeld und nichts zu trinken. Der Kaufdiener ſieht bei der Wahl des Wagens auf Eleganz, bezahlt gut, hält den Kutſcher in Eſſen und Trinken frei und nimmt höchſtens einen Geſellſchafter; oft fährt er Frauenzimmer, was bei Studenten etwas Unerhörtes iſt, es müßten den Huren oder Mädchen von geringer Herkunft ſein.

Durch ſolche ſcheinbare Kleinigkeiten muß der Student verlieren.

An nahgelegenen Örtern, wohin man geht, finden ſich immer Studenten ein, weil da die Geſellſchaft gemiſchter iſt; aber auch unter Perſonen vom mittlern Stande verraten ſie ſich ſogleich durch ihr arrogantes, ungeſittetes Betragen. Sie verzehren am wenigſten und verlangen gleichwohl die beſten Plätze und die prompteſte Bedienung. Den eigentlichen Leipziger Studentenſchlag findet man in den niedern Schenken. Da iſt die Zehrung wohlfeil, es wird eben keine ſorgfältige Kleidung erfordert, man kann mit den Schönen daſelbſt ſcherzen und zweideutig ſprechen, ihnen auch wohl Kareſſen machen, niemanden fällt der pöbelhafte Ausdruck und das ſchlechte Deutſch auf; kurz, an ſolchen Orten gefällt ſich eigentlich der Student.

Die Dorfkirmſen geben die beſte Gelegenheit, dieſe Herren ganz in ihrem Lüſtre zu beobachten. Beſonders die zu Eutritzſch, eine halbe Stunde von der Stadt. Man lärmt, man brüllt, man jagt alle Gäſte aus der Stube, um einen ſogenannten Kommerſch zu machen, wo es aber meiſt am Bier fehlt. Am Morgen geht man nach Hauſe; da zählt der Wirt die zerbrochenen Krüge und Bouteillen und flucht auf die Lumpenhunde die Studenten, und die Kuchenfrau heult und ſchreit, daß ihr die Studenten das Licht ausgelöſcht und im Dunkeln den Kuchen geſtohlen haben.

Ausſchweifungen.

Wer Belieben trägt, mit den berüchtigtſten Huren Bekanntſchaft zu machen, darf nur abends auf der Peters- und Grimmi-

ſchen Straße ſpazieren gehn. Man findet ſie da in Saloppen, aber auch in Korſets, von zwölf, aber auch von vierzig Jahren und von ebenſo verſchiedenen Preiſen. Die Herren Gelehrten nehmen gewöhnlich das Wohlfeilſte, gemeiniglich zu ihrem größten Schaden, und Studenten tragen ſogar kein Bedenken, ſelbſt bei Tage ihre Zweigroſchenfreundinnen zu beſuchen und mit ihnen auszugehen, wenn ſie auch mit gemeinen Soldaten und andern dergleichen Liebhabern in Kolliſion kommen.

Kaffeehäuſer

werden von Studenten wenig beſucht, und wenn es geſchieht, ſo raucht man etwa eine Pfeife Tabak da, ſieht dem Spiel zu und geht wieder, ohne etwas verzehrt zu haben. Daß dieſes auch bei aller Frequenz be-

merkt werden muß, ist gewiß, und daß man deshalb den Kaufdiener lieber sieht, ist es nicht minder. Fehlt es diesem an Geld, so hat er Kredit, und will er davon keinen Gebrauch machen, so bleibt er lieber einige Tage zu Hause, um mit Ehren erscheinen und seinen Vorzug behaupten zu können.

Schauspiel.

Noch das einzige, woran die Studenten vielen Anteil nehmen. Deswegen ist aber auch das Leipziger Parterre seiner Ungezogenheit wegen allenthalben verschrieen. Daher Kästners Epigramm:

A. Ich glaube an kein wütend Heer.
B. Freund, warst du nie im Leipziger Parterre?

Und oft wird selbst der beste Schauspieler vergebens sein Ansehen dransetzen,

die Knaben im Zaum zu halten, die, kaum dem Stock des Kantors entlaufen, nicht wiſſen, was Schauſpiel iſt. Am ruhigſten und geſittetſten geht es in den Meßferien zu, da die Friedensſtörer verreiſt und die, die noch zugegen ſind, zu viele Achtung gegen die kurſächſiſche Hoftruppe haben, die durch ihr meiſterhaftes Spiel den Leipziger Meſſen einen ſo großen Vorzug giebt.

Ich will nicht erwähnen, daß es Studenten oft verſuchen, ohne Geld hineinzukommen und dann von dem Einnehmer der Billets erwiſcht und abſcheulich beſchimpft werden.

Konzerts.

Das große Konzert wird nur von den reichſten oder von ſolchen Studenten beſucht, die in guten Familien bekannt ſind.

Außerdem ist zwölf Groschen Entree eine zu große Summe für sie. Häufiger bemerkt man sie in dem Dilettantenkonzert, wozu die Billets von den Mitgliedern an Freunde verschenkt werden.

Geborene Leipziger Studenten.

Die vermögenden unter ihnen, oder die aus den bessern Familien herstammen, machen einen eignen Klub aus, der sich durch seinen Ton, aber nicht zu seinem Vorteil auszeichnet. Sie verachten andre Studenten, gehn nach neuster Mode gekleidet, bilden sich auf ihre Geburt mächtig viel ein, besuchen Konzerts, Opern, Bälle und Kaffeehäuser, sprechen stets von Mädchen, die sie gesehen haben, oder mit denen sie in Gesellschaft gewesen sind, rühmen sich

ihrer Gunſtbezeugungen, duften nach wohlriechenden Dingen, laufen ohn Unterlaß auf Straßen und Spaziergängen umher, führen Lorgnetten, ſehen alle Frauenzimmer von Stande dreiſt an, ſuchen Bekanntſchaft ſoviel als möglich, lernen nichts, werden am Ende Doktoren der Rechte und ſetzen dieſe Lebensart fort, bis ſich etwa eine vorteilhafte Heirat zeigt.

Ein Hauptſpaß iſts, ſolch einen Herrn die Abhandlung verteidigen zu hören, worauf er die Doktorwürde erhält. Gemeiniglich weiß das Püppchen gar nicht, was ſie enthält, weil er ſie für ſchweres Geld von einem andern hat fertigen laſſen, und wenn der Repetent nicht ſo glücklich war, ihm wenigſtens den Titel begreiflich zu machen oder verſchiedene Formeln beizubringen, die ungefähr auf alle Einwürfe paſſen, ſo ſtottert der Doktorand zwei bis

drei Worte, beantwortet die ihm über seine vortrefflich geschriebene Abhandlung gemachten Lobeserhebungen mit vielsagendem Stillschweigen und ununterbrochenen Bücklingen und verdient durch Angstschweiß die Würde, die ihm seiner Verdienste wegen erteilt wird. Ist die Solennität vorbei, so gehts zu Schmause, wo dann der neue Herr Doktor seine etwanige Beschämung in Rhein- oder Frankenweine ersäuft.

Ganz das Gegenteil von diesen sind die armen Eingebornen. Diese grenzen in Betragen und Äußern mehr an den Philisterstand, sind meist fleißig hinter ihrem Studium her und schätzen sich glücklich, wenn sie nach langem Warten und Notleiden durch vieles Kriechen und Demütigen endlich ein Ämtchen erhaschen, das sonst ohne alle diese Schwierigkeit dem Bedienten einer Magistratsperson zu teil geworden wäre.

Öffentliche Aufzüge.

Bisweilen, jedoch zum Glück nur ſelten, fällt es den Herren Studenten ein, öffentliche Aufzüge zu halten, doch wohl in der Abſicht, ſich ein Anſehen zu geben und ihre Vorrechte geltend zu machen. Als guter Freund würde ich ihnen aber raten, das bleiben zu laſſen, weil es nur Gelegenheit giebt, ſich, noch dazu zum größten Nachteil ihres Beutels, mehr und mehr herabzuſetzen. Ein merkwürdiges Beiſpiel war die ſolenne Begleitung im Sommer 1795. Die Anſtifter derſelben hatten wohl nicht erwartet, daß die oben erwähnten Bierfiedler und andre arme Schlucker dran teilnehmen und mit geborgten Stiefeln, Röcken, Beinkleidern, Sporen ſogar, einherſtolzieren würden. Denn wahrlich, ehrenvoll war es doch nicht, wenn aus dem verſammelten Pöbel hier einer ſeine Bein-

kleider oder ſeinen Rock an dem oder jenem auf ſeiner Mähre ſich brüſtenden Herrn den Nahſtehenden bemerken ließ, dort eine Köchin voll Verwunderung den Herrn betrachtete, der ihr vorigen Sonntag zum Tanz aufgeſpielt hatte, oder etwa gar ein armer Schuſter auf den einen oder den andern zeigend ſchrecklich lamentirte, daß er ihm ſchon vor Jahr und Tag ein Paar Stiefeln beſohlt und noch keine Bezahlung erhalten habe. Zum Überfluß zankten ſich noch die Herren beim Schmauſe über ein paar Groſchen pöbelhaft herum.

Adeliche

giebts nur wenige unter den Studenten in Leipzig, weil auswärtige adeliche Familien ihre Junkerchens lieber auf andere Univerſitäten ſchicken, und die ſächſiſchen ſie lieber unters Militär ſtecken, ohne ſie vor-

her ſtudieren zu laſſen. Deswegen haben auch die ſächſiſchen Junker in Leipzig ſelten mehr als dreihundert Thaler jährlich und können ſich durch nichts auszeichnen, als durch eine gewiſſe Affentracht, worinnen ſie vermutlich etwas Großes finden. Manche ſprechen ſtark von der Klinge und von Kavalierparole! Noch alberner als ſie ſind ihre Knappen. So nennt man die Bürgerlichen, die ihre Tracht und ihre Sitten nachäffen, ſichs zur Ehre ſchätzen, in ihrer Geſellſchaft zu ſein und ſich von ihnen zu Narren brauchen laſſen. Am erſten trifft dieſer Vorwurf die gebornen Dresdner.

Der Veränderung wegen verirrt ſich zuweilen eine ſtudierende Hoheit nach Leipzig, und dann ermangelt man von Seiten der Univerſität nicht, dieſes hohe Glück in den Zeitungen auszuposaunen und ſich triumphirend Glück dazu zu wünſchen. Wenn

arme bürgerliche Studenten den Leipzigern zu schlecht und Adeliche zu läppisch sind, so sind solche hohe Studierende ihnen nun wieder zum Umgange zu vornehm, und man wagt es kaum, sie selbst in den höchsten Familienzirkel zu ziehen, vorzüglich wenn sie — Pedanten gnug sind, in väterlicher Glorie auf der Universität strahlen zu wollen, nur mit sechs Pferden fahren, sich nie ohne zwei, drei Bedienten und zwei Hofmeister sehen lassen und statt die Collegia zu besuchen, die Professoren auf die Stube kommen lassen.

Dieses wären also die Bemerkungen, die ich während meines Studierens in Leipzig über meine damaligen akademischen Mitbürger gesammelt habe. Sollte man mir den Vorwurf machen, als sei ich in meinen Schilderungen zu allgemein gewesen, so

kann ich versichern, daß ich nichts behauptet habe, wozu ich nicht durch vielfältige Erfahrung berechtigt zu sein glaubte, daß ich aber auf Individuen keine Rücksicht nehmen konnte, die von der angegebenen Regel eine ehrenvolle Ausnahme machen. Es sind ihrer nur wenige, aber sie sind zu leicht zu unterscheiden, als daß man sie unter dem großen Haufen verlieren könnte.

In manchen Artikeln habe ich kurz sein müssen, so gern ich weitläuftig gewesen wäre. Zum Beispiel die Pauliner hätten wohl verdient, genauer geschildert zu werden; es fehlte mir aber an Nachrichten. Vielleicht wäre es nicht uninteressant, eine besondere Geschichte dieser Menschen zu entwerfen; das müßte nun aber freilich von einem aus ihrer Mitte geschehen, denn von Ungeweihten läßt sich keins ihrer lebendigen Archive so leicht plündern.

Nachwort.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins ist der bekannte Schriftsteller der Revolutionszeit Andreas Georg Friedrich Rebmann, geb. 1768, gest. 1824 (vgl. über ihn den Neuen Nekrolog der Deutschen, 1824, S. 885—900, die Allgemeine deutsche Biographie und Goedekes Grundriß). Er war ein Baier, stammte aus Kitzingen, hatte in Erlangen und Jena Rechts- und Staatswissenschaften studiert und sich dann in Leipzig, Berlin, Jena, Dresden (1793) und Dessau (1794) aufgehalten, mit litterarischer Thätigkeit teils politischer, teils belletristischer Art beschäftigt. Durch Schriften gegen die deutschen Regierungen, namentlich gegen die Regierung Kursachsens, zog er sich Verfolgungen zu, siedelte von Dessau Ende 1794 nach Erfurt über, mußte aber auch von dort wegen seines Eintretens für die Mainzer Klubbisten wieder fliehen und ging nach Altona und dann über Holland nach Paris, wo er später jedoch auch wieder ausgewiesen wurde. Seit dem Anfange unsers Jahrhunderts finden wir ihn dann in den Rheinlanden in verschiednen Richterstellungen, in denen er allmählich emporsteigt. Gestorben ist er — der ehemals des Jakobinertums verdächtigte geadelt! — als Präsident des für den Rheinkreis errichteten Appellationsgerichts in Zweibrücken.

Die „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands" gehören zu den Schriften, die Rebmann nach seiner Flucht von Erfurt herausgab und wohl rasch hinwarf, da er in Not und nur auf den Ertrag seiner Feder angewiesen war. Sie er-

schienen zuerst im Frühjahr 1795 unter der Verlagsfirma: Altona, in Kommission bei der Verlagsgesellschaft. Das Buch enthält Schilderungen aus einer ganzen Reihe deutscher Städte, in denen sich der Verfasser längere oder kürzere Zeit aufgehalten hatte, wie Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Coburg, Erfurt, Jena, Halle, Dessau, Leipzig, Meißen und Dresden; der größte Abschnitt, fast die Hälfte (S. 130—251), ist Dresden gewidmet. Mit dem Pseudonym „Anselmus Rabiosus der Jüngere" wollte der Verfasser an den bekannten schwäbischen Aufklärer Wilhelm Ludwig Weckherlin erinnern, der kurz zuvor (1792) gestorben war und manches unter dem Namen „Anselmus Rabiosus" hatte drucken lassen.*)

In Leipzig wurden die „Wanderungen und Kreuzzüge" sofort nach ihrem Erscheinen, im Juni 1795, von der Bücherkommission verboten und 235 Exemplare, die sich bei dem Buchhändler Liebeskind vorfanden, weggenommen. Die Untersuchung, in die Liebeskind dann verwickelt wurde, brachte schnell den Verfasser ans Licht und ergab, daß unter der erdichteten Verlagsfirma sich Rebmann selbst in Verbindung mit einem Bruder des Erfurter Buchhändlers Vollmer verbarg. Die kursächsische Regierung scheint aber das Buch nicht so schlimm gefunden zu haben, denn auf den Bericht, den ihr der Leipziger Rat über das Ergebnis seiner Untersuchung erstattete, schwieg sie. Darauf ließ der Verfasser 1796 eine „zweite, ganz verbesserte und umgearbeitete und vermehrte Auflage" des Buches folgen mit einem „Schutz- und Trutzbrief," worin es heißt: „Der Magistrat zu Leipzig hat diese Blätter konfisciren lassen, unter dem Vorwand, daß viele Unwahrheiten

*) Auch sonst gefiel sich Rebmann darin, Weckherlin nachzuahmen: wie sich dieser durch seine Zeitschrift „Das graue Ungeheuer" bekannt gemacht hatte, so gab Rebmann in Dessau eine Zeitschrift „Das neue graue Ungeheuer" heraus.

und falsche Darstellungen darin enthalten seien. Durch diese Konfiskation ist das darin gesagte nicht nur nicht widerlegt worden, sondern das allgemeine Urteil geht dahin, daß man sie eben deshalb geraubt habe, weil man ihre Wahrheit fühlte. Der Dresdner Hof benahm sich billiger, als ein hochweiser und hochedler Rat zu Leipzig. Noch in diesem Augenblick, da ich dies schreibe, ist das Buch zu Dresden nicht verboten." Zugleich fügte er einen zweiten Teil hinzu, der sich offenbar ein Akt der Wiedervergeltung — ausschließlich mit der Leipziger Universität, insbesondre mit der Leipziger Studentenschaft beschäftigte und den Zweck hatte, Leipzig als Universitätsstadt unter den deutschen Studenten in Verruf zu bringen. Ob diese zweite Ausgabe auch wieder weggenommen und verboten worden ist, ist ungewiß. Jedenfalls gehört ihr zweiter Teil zu den größten litterarischen Seltenheiten. Er ist es, der hier in einem Neudruck vorgelegt wird.

Obgleich die Schilderung Rebmanns an Verallgemeinerungen und Übertreibungen leidet, wie sie ihm die Erbitterung eingab, so ist doch sicherlich nichts darin erfunden, und so enthält dieses Bändchen einen unschätzbaren Beitrag zur Kenntnis der damaligen Leipziger Studentenschaft und ihres Lebens und Treibens. Die vorliegende neue Ausgabe ist ein wortgetreuer Abdruck des Originals. Nur die Orthographie ist verändert, die Interpunktion verbessert, die Sprache aber nirgends angetastet. Selbst Sprachfehler sind unverbessert geblieben, wenn sie sich nicht als offenbare Druckfehler erwiesen; nur solche sind stillschweigend berichtigt worden. Die beigegebne kleine Abbildung des Paulinums ist nach einer schönen ausgemalten Federzeichnung von Christian Gottfried Heinrich Geißler hergestellt, die sich in dem Besitz der Leipziger Stadtbibliothek befindet.

Anmerkungen

S. 11. Aufnahme] Hebung.

S. 16. in der Vorstadt zu wohnen] Vgl. das kurfürstliche Mandat vom 26. November 1792 im Codex Augusteus.

S. 17. Hübner] der Herausgeber des bekannten Zeitungslexikons. Auch seine Geographie erlebte viele Auflagen.

S. 22. Howard] der englische Philanthrop (gest. 1790), der namentlich auf die Mißstände in den Gefängnissen und Krankenhäusern hingewiesen hatte. Im Dr. falsch: Howarth.

S. 28. Rußt] im Dr. Ruhst, die Leipziger Form für Ruß, wie Harzt für Harz. Fehlt in F. Kluges Deutscher Studentensprache.

S. 39. polnische Nation] Die Studenten wurden in der Matrikel nach ihrer Herkunft in vier Nationen geteilt: in die meißnische, die sächsische, die bairische und die polnische.

S. 50. Platner und Heydenreich] Ernst Platner und Karl Heinrich Heydenreich (im Dr. Heidenreich), die beiden damaligen Philosophen der Universität.

S. 54. bekannten Professors] Rau. Vgl. die Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Domherrn Dr. Rau, von Jocosus (Straßburg, 1834.)

S. 63. großen Konzert] Gewandhauskonzert.

S. 65. Laus Deos] Über Cirkulare, Rechnungen u. dgl. schrieb man gern: Laus Deo.

S. 67. Professor der Dichtkunst] Er war von Amts wegen Mitglied der Bücherkommission und übte die Censur über dichterische Erzeugnisse.

S. 70. dänischen Geschichte] Nicht mehr nachweisbar. — S. 70. Meißners] August Wilhelm Meißners, des Verfassers der bekannten „Skizzen."

S. 71. Oper des Metastasio] La clemenza di Tito. Ist mit der Musikhandlung die Breitkopfische gemeint, dann kann sich der Hieb nur auf die Übersetzung von Rochlitz beziehen, die 1796 bei Breitkopf erschienen war.

S. 72. ad modum Sinceri] im Dr. falsch: sinceri. Nach ad modum Minellii gebildet. Sincerus ist oft als Pseudonym verwendet worden. Hier ist auf die Schulausgaben des Cornelius Nepos und des Curtius angespielt, die, von einem angeblichen Emanuel Sincerus herausgegeben, 1715 und 1716 in Augsburg erschienen sind und die durch ihre Anmerkungen in deutscher Sprache Aufsehen erregten. Die erwähnte Ausgabe des Petrarka ist nicht mehr nachzuweisen. Der Herausgeber scheint Klein geheißen zu haben.

S. 73. Dechant] Dekan.

S. 74. Prospekte] Bezieht sich wohl auf die „Leipziger Studentengeographie" von 1773. Vgl. meinen Atlas: Leipzig durch drei Jahrhunderte.

S. 78. Häscher] die mit Blechhauben, Blechharnischen und langen Stangen ausgerüstete Polizeiwache der Stadt.

S. 87. Abgabe] Dieser Thorgroschen, der Anlaß vieler Mißhelligkeiten, wurde erst 1824 aufgehoben.

S. 90. Amtsunterthanen] Außer dem Stadtgericht und dem Universitätsgericht gab es noch das Kreisamt, unter dessen Gerichtsbarkeit die kurfürstlichen Beamten und die Bewohner fiskalischer Grundstücke standen.

S. 98. Kästners Epigramm] Das oft und in verschiedner Form angeführte Epigramm scheint nicht von K. zu sein. In der Gesamtausgabe fehlt es.

S. 103. Begleitung] bei dem Besuch des Kurfürsten in Leipzig im Juli 1795.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann.
Zweites Bändchen.

Franz Wilhelm Kreuchaufs Schriften

zur Leipziger Kunst

1768—1782.

Leipzig.
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
1899.

Zuſchrift

an

Herrn Gottfried Winkler.

1768.

Schätzbarer Freund!

Empfangen Sie hiermit öffentlich den Dank, den Ihnen das Publikum für die Bekanntmachung Ihres Cabinets ſchuldig iſt, welche Sie ihm bisher aus Beſcheidenheit vorenthielten. Der Ruf Ihres Charakters hat ſich zu ſehr verbreitet, als daß nicht ſelbſt der Neid beſchämt ſtehen ſollte, wenn er es wagte, Ihren Abſichten eine verdächtige Geſtalt zu geben. Die Kenner der Künſte ſind allein diejenigen Richter, deren Urteile hier gelten. Und wie können dieſe Ihnen den Beifall verſagen, die bis-

her mit Ungeduld Ihren Entschluß erwarteten? Möchte ich doch so glücklich sein, diese edle Neugierde einigermaßen befriedigt zu haben!

Wir wollen der Welt die Werke der Kunst anzeigen, die Sie mit Sorgfalt und Geschmack gesammelt haben, und denen, die bisher Augenzeugen ihrer Vortrefflichkeit waren, eine Wiedererinnerung machen, die so angenehm als nützlich sein kann. Wir wollen die besten Stücke historisch erklären, ohne die Erzählung mit Urteilsprüchen zu begleiten, die wir den Kennern bei näherer Prüfung allein überlassen. Die alphabetische Ordnung wird das Suchen erleichtern, und die vorausgesetzte Chronologie wird den Kenner durch Übersehung weniger Blätter mit allen Meistern, deren Werke das Cabinet zieren, bekannt machen. Die Ungewißheit, worin uns die Lebensbe-

ſchreiber der Maler gelaſſen haben, veranlaßte den Gedanken, jedem Jahre den in ihm Geſtorbenen, Florirenden oder Gebornen zuzuteilen, inſoweit davon die Nachrichten am wenigſten zweifelhaft blieben. Ich hielt es mit dem Herrn d'Argenville für eine Pflicht, keinem Lande ſeine Eingebornen zu entwenden, ſie ſeien, weſſen Zöglinge ſie wollen. Das Vaterland behält immer den erſten Anſpruch auf die Ehre ſeiner würdigen Söhne, wie Deutſchland auf ſeinen Mengs und Wille, ohne dem Ruhme der Schulen, die ſie bildeten, Eintrag zu thun. Doch muß man den Niederländern ihren Rubens laſſen, wenn man ſie von uns trennen will, weil durch die Entfernung ſeiner Eltern aus Antwerpen Cöln gleichſam zufällig der Ort ſeiner Geburt ward. Auch in Schreibung der Namen bin ich jeder Nation treu geblieben, um

nicht die Mißbräuche unsrer Nachbarn fortzupflanzen. Das ist der ganze Plan, den Sie hier durch meine geringe Bemühung ausgeführt sehen.

Mein Vorsatz ist nicht, Sie gekünstelte Lobsprüche hören zu lassen. Sie sind zu weit von der Eitelkeit entfernt, als daß man Ihnen damit gefallen könnte, und unsre Freundschaft schützt mich vor dem Verdachte der Schmeichelei. Aber es ist unleugbar, daß der Gelehrte, der Künstler, der Kenner und der Patriot unsrer Stadt zu diesem neuen Glanze, den Sie ihr seit wenigen Jahren gaben, Glück wünscht, wodurch Sie in die Reihe der würdigen Männer traten, welche die Vorteile ihrer Handelschaft auf die Wissenschaften verwendeten und ihre Glücksgüter mit den schönen Künsten teilten, wie beide Bosen, die verbrüderten Richter, Apel, Linke, Böttcher,

Sander und Zemisch, die sich um die Baukunst, Naturkunde, Malerei, Münzkenntnis und Tonkunst so sehr verdient machten.

Künste und Wissenschaften lohnen ihre Beförderer mit Nachruhme. Romanus, Koch und die Hohenthale haben mit ihren Häusern sich ewige Denkmäler erbaut. Noch bewundert der Fremdling wie der Einheimische die Apelischen, Bosischen und Richterischen Gärten und sieht das Haus des Erstern selbst vom Kurfürsten bewohnt. Was für eine Zierde ist der Stadt, die an Schönheit nur wenigen Städten Deutschlands weicht, das Gebäude des Herrn Kammerrat Richter, welches nebst einer ansehnlichen Bildersammlung sein Eidam, der Herr Oberhofgerichtsassessor Stieglitz besitzt, dessen Cabinet so sehr von seiner Mineralkenntnis zeigt, als die von ihm selbst geäzten Kupferblätter

ſeinen Eifer um die Künſte verraten! Die Boſiſchen und Linkiſchen Erben ſammeln noch das Lob ihrer Eltern aus dem Munde der Kenner bei Vorzeigung ihrer aufbehaltnen Seltenheiten der Natur. Linken ſehen wir durch das 1733 herausgegebne Werk des Herrn Chriſtian Gabriel Fiſcher De stellis marinis der Nachwelt leben, wie Herr Dr. Richter, deſſen Naturalien-cabinet man in mancher Reſidenz vergeblich ſucht, das Gedächtnis ſeines Vaters durch das vom ſeligen Dr. Johann Ernſt Hebenſtreit 1743 herausgegebne Museum Richterianum verewigt ſieht. Machen nicht die Kunſtverſtändigen täglich von der Wahl der Gemälde, die Herr Böttcher veräußerte, und [die] Ihrem Cabinette einverleibt ſind, einen untrüglichen Schluß auf den Geſchmack dieſes verdienten Kenners? Lebt nicht Sander noch durch ſeine Bemühungen

um die Numismatik, die er ihren Liebhabern unter dem Namen: Sammlung rarer und merkwürdiger Gold- und Silbermünzen 1751 bekannt machte und ihr binnen drei Jahren zwo Fortsetzungen folgen ließ? Wer wird nicht auch in Zukunft den Eifer für die Aufnahme der Tonkunst rühmen, die wir unserm Freunde, dem Herrn Zemisch, seit siebenundzwanzig Jahren zu verdanken haben, dessen unermüdete Bemühung dem Leipziger Konzerte eine Gestalt gab, die ihm nicht nur ungeschmeichelte Lobsprüche so vieler ausländischen Virtuosen und Kenner erwarb, sondern selbst schon viermal die Begnadigung der höchsten Gegenwart errang und eines Beifalls gewürdigt ward, an dessen Ehre alle Mitglieder der Gesellschaft Anteil haben? Auch bei ihm, dem Lieblinge der Euterpe, der Melpomenens Tempel erbaute, findet man einige Mou-

cherons, Ruisdaele, van der Neer und Thielen aus ſeiner beſten Zeit bei einer kleinen, wohlgewählten Sammlung geſchnitzter Bilder in Elfenbein, Stein und Thon des Balthaſar Permoſer, unter welchen das Modell einer Apotheoſe unſers erſten Königs Auguſt und eine Büſte der Verzweiflung in grauem Marmor vorzüglich ſind. Man bewundert dabei einige glücklich nachgeahmte Stücke und auch Originalerfindungen des Herrn Lück. Und wie unſterblich iſt Herr Zacharias Richter nicht weniger durch die Erbauung ſeines Gartens, der vielleicht allen andern den Vorzug ſtreitig macht, als durch die Hinterlaſſung des herrlichen Cabinets, welches dem Ihrigen brüderlich zur Seite ſteht, wie Ihnen ſein verdienter Beſitzer, unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr Thomas Richter, deſſen Kunſtzimmer wöchentlich einer Societät

von ſchönen Geiſtern, Künſtlern, Kennern und Kunſtliebenden geöffnet werden, der zur Sammlung ſeines ſeligen Herrn Vaters einen ſchönen Vorrat von Mineralien und eine ziemliche Anzahl geſchnitzter Figuren in Elfenbein geſellte, aus denen das Genie eines Balthaſars, Hermanns und andrer großen Meiſter hervorleuchtet. Wünſchen Sie, ſchätzbarer Freund, mit mir den Kunſtliebenden nicht wenigſtens eine Anzeige von dieſer beträchtlichen Anzahl vortrefflicher Gemälde? Wie viele Werke vom erſten Range erblickt man darunter! Die Vermählung der Catharina des Paul Veroneſe, die Venus des Tizian, die Steinigung Stephans des Rubens, der Endymion des Laireſſe, das Reitergefecht des Bourguignon, die Suſanna des Govaert Flinck, die nächtliche Spielgeſellſchaft des Gerard Dou, die Magdalenen des Treviſani, der

gebundne Mörder des Skreta, die betende Sünderin des Guido Reni, die ſpielenden Kinder des Caſpar Netſcher, der Wunderquell und die erhöhte Schlange in der Wüſte des de Witt, die jungen und alten weiblichen Köpfe des Kupetzky, die Kreuzigung Chriſti des Lukas van Leyden, das häusliche Federvieh des Tamm, die weidenden Kühe des Potter und die ſtürmenden Giganten des Oeſer ſind alles Stücke, deren vorzügliche Schönheit bewundernde Augen auf ſich lockt, und wären lauter würdige Gegenſtände für die glücklichen Grabſtichel eines Boëtius, Geyſer und Bauſe. Doch die Originalzeichnungen und Kupferſtiche, die Sie und Herr Richter in ſo großer Menge beſitzen, werden ein gleiches Verlangen rege machen, deſſen Erfüllung ebenſo nützlich ſein könnte, als eine Nachricht von der Kunſtbibliothek

dieſes Freundes, die vielleicht eine der voll-
ſtändigſten in Deutſchland iſt.

Wie ſehr kann der Kunſtſammler die Künſte durch Mitteilung der Früchte ſeines Fleißes befördern und dagegen ſich des Vorteils vergewiſſern, den ihm der dankbare Miteiferer verſchafft! So ſehen Frankreichs Künſtler für die Bemühung, die geſammelten Schätze der Malerei durch die beſten Kupferblätter gemeinnützig gemacht zu haben, ſich reichlich von Deutſchland belohnt, wenn ihnen der uns nun eigne Huber des Herrn Geheimen Legationsrats von Hagedorn Betrachtungen über die Malerei in ihrer Sprache bekannt macht, der ſie zum Ruhme des Autors ſo geiſtvoll nachſagen wird, wie unſer ſelbſt ſchaffender Zingg die Landſchaft eines Dietrich oder Brand nachäzt und ihr die Wärme des Originals mitteilt.

Jetzt verlasse ich die wichtigen Cabinetter und werfe in Gedanken einen Blick auf die übrigen Werke würdiger Künstler umher. Außer den guten Bildnissen eines Manyoky, Kupetzky, Hoyer, Am Ende, der die Decke des Börsensaales schilderte, den besten Köpfen des Herrn Hausmann, die in Ihren und Herrn Richters Händen sind, und denen, womit wir seit kurzem durch die Meisterhand unsers Graff bereichert worden, haben wir noch viel schöne historische Gemälde in unsern Mauern. Die Wände des Richterischen Naturaliencabinets prangen mit Schildereien. Aus der Verlassenschaft des Alexander Thiele sind viele gute Stücke von ihm und andern an Herrn Regis gekommen, die er den Werken verschiedner braver Meister zugesellt hat. Bei den Bosischen Erben, in den Hansischen, Weidmannischen und andern Gartenhäusern sind

einige Stücke, die bemerkt zu werden verdienen. Manch ſchönes Gemälde wird uns durch die Hennewarthiſche Kunſthandlung bekannt. Und wie viele ſind nicht noch hier und da verſteckt, die aus Mangel der Kenntnis ihrer Beſitzer nicht gemeinnützig werden! Ein beſſeres Schickſal hat ein Ihnen bekannter Domenichin, zween Carpione und der ihnen zugegebne Cagnacci in den Händen unſers Oefers, welche ich ihrer Schönheit wegen ſo wenig unerwähnt laſſen kann, als die aus ſeinem zauberiſchen Pinſel gefloßnen Deckenſtücken, Proſpekte, Cameen und Bildſäulen, die wir bald in Öle, bald in naſſem Kalke im Schauſpielhauſe, beim Herrn Aſſeſſor Stieglitz, Herrn Hofrat Bel, im Garten des Herrn Thomas Richter und im Saale der ökonomiſchen Societät ſehen und gleich ſeinem in der Abenddämmerung beleuchteten Gefängniſſe

bei der Vorſtellung des Atreus bewundern, wovon ſein ihm nacheifernder Sohn dem durchlauchtigſten Kurfürſten eine glückliche Copei vorzuzeigen die Gnade hatte. Wenn wir uns noch der Altertümer und andrer Seltenheiten der Ratsbibliothek erinnern, wo auch ein großer Schatz von Kupferſtichen liegt und unter andern das hiſtoriſche Porträt des verdienten Zeichners Zink, eines der hier gefertigten beſten Werke des Herrn Liſiewsky aufbehalten wird, müſſen wir uns des Überfluſſes unſrer Merkwürdigkeiten freuen.

Dürften wir doch nicht weniger auf den Beſitz der Bildſäulen ſtolz ſein, die in nicht geringer Anzahl unſre Häuſer und Gärten entzieren! Wir hoffen, daß uns Herr Schlegel, den unſer Oeſer zum Unterlehrer der hieſigen Akademie bildete, und deſſen in Dresden ausgeſtellte Modelle Beweiſe

ſeiner Fähigkeit ſind, uns mit der Zeit entſchädigen wird. Denn faſt überall, wo ſich nur eine Statue blicken läßt, wird das Auge des Kenners gekränkt. Dieſe Scheuſale würden einen Winkelmann verſcheuchen, denn ſie locken dem von fern Getäuſchten vor ihnen erſchrocken den Fluch ab. Wenigſtens ſeufzt er, wie der mißhandelte Marmor der königlichen Gruppe vor der Hauptkirche und der Grabmäler in Weſtminſter-Abtei unter den ungeſchickten Meißeln ſeufzte, welches der Autor des Abrégé de la Vie des plus fameux peintres in Dobſons Leben nicht ohne Grund ſagt, mit deſſen Überſetzung ſich Herr Dr. Volkmann, der Beſitzer einer ſchönen Kupferſammlung, die deutſchen Künſtler ſo ſehr verpflichtete. Nur Paul Hermanns vier marmorne Gruppen von Kindern, die den Richteriſchen Bilderſaal ſchmücken, Permoſers Juppiter,

Juno, Mars und Venus beim Eintritte des Apeliſchen Gartens, ſeines nur erwähnten Scholaren Sinkende Hoffnung und Verlornes Glück im Grunde des Boſiſchen Gartens und der am benachbarten Weingartenhauſe des Herrn Raabe ausgeſtellte Vertumnus, welcher mit abgezogner Maske der ſchamhaft weichenden Pomona entgegenzutreten ſcheint, verdienen Aufmerkſamkeit. Herr Coudray, der nun Profeſſor der Bildhauerkunſt in Dresden iſt, veredelte mit dieſen Zierden die Wohnung des Greiſes, der an ſeinem Bildniſſe eines der ſchönſten Werke des Ismael Mengs beſitzt. Dieſes Gemälde, welches ſein glücklich gebildetes Modell im beſten Alter, völlig getroffen, faſt in ganzer Figur darſtellt, verdiente eine Stelle in der Galerie des Kurfürſten. Es hat noch außer ſeiner Würde das Verdienſt, ein Denkmal zu ſein, das der Meiſter

ſeinem Freunde widmete, dem er bei der Geburt ſeines jetzt florirenden Sohnes prophetiſch vertraute, daß er ihm die Namen Anton und Raphael beilege, weil er dereinſt wie Correggio coloriren und wie Sanzio zeichnen ſolle.

Verzeihen Sie mir, ſchätzbarer Freund, wenn ich zu weitläuftig geworden bin. Ich wollte nur der Sammler gedenken und habe mich bei den Werken der Künſtler aufgehalten. Aber unſre Geſchwätzigkeit über dieſe Gegenſtände iſt Ihnen nicht neu. Wie öfters verweilten wir uns einſam dabei, bis uns die nächtliche Finſternis unvermerkt überraſchte! Hören Sie noch einen Wunſch von mir. Ich hoffe, daß Sie und Ihre erwähnten Mitbürger durch Ihr edles Beiſpiel unter den andern handelnden Einwohnern in Leipzig Nacheiferer bilden werden, die den Ruhm, Beförderer der

Künſte zu ſein, mit Ihnen zu teilen wünſchen. Und wie leicht könnte es jeder im größern oder geringern Grade nach den Kräften ſeines Vermögens ſein, wenn er ſich der Vorzüge ſeines Aufenthalts bedienen wollte! Denn wie groß ſind die Vorteile einer Stadt, die auf ihre Gelehrten ſtolz zu ſein hat, zu denen ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten Europens Jugend, Weisheit zu lernen, herbeieilen ſieht, die nun ſelbſt das edle Griechenland, das Vaterland der Künſte, die Wiſſenſchaften wieder lehrt, die ſonſt aus ſeinen Quellen zu uns floſſen und faſt alle große Genies nährten, die den deutſchen Parnaß zieren! wo unter ſo vielen ſchönen Geiſtern Gellert ſelbſt das Muſter der Tugend iſt, die er lehrt! wo uns Erneſti durch gelehrte Erklärung aller Kunſtwerke den Verluſt eines Chriſts erſetzt! wo uns Weiße, der deutſche

Arouet, im Schauſpiele bald ermahnend rührt, bald lehrreich erſchreckt! wo Müllers beſcheidne Muſe ungenannt mit Hagedorns Geſchmacke horaziſch dichtet und uns in ſanften Liedern mit dem ſcherzenden Anakreon entzückt! wo uns Schiebler mit Werken des Verſtandes und Witzes angenehm unterhält! wo Oeſer mit ſchöpferiſchem Geiſte ein Chor von Jünglingen, Minervens Dienſte geweiht, in bildenden Künſten unterrichtet und aus der Zahl guter Zeichner einen Geyſer und Stein zu Lehrern geſchickt machte! wo Lange und Haberſang den Geſchmack in der Architektur durch ihren Fleiß verbreiten! wo Reichel ſelbſt den Grabſtichel nimmt und ſeine anatomiſchen Schriften mit lehrreichen Kupfern begleitet! wo Breitkopf durch eine Erfindung, welche die Tonkunſt unterſtützt, die Grenzen ſeiner Kunſt erweitert! wo Hiller und Löhlein unſer Ohr

mit süßer Harmonie tränken und dem empfindenden Herzen die Gewalt der Poesie fühlbarer machen, wenn sie mit schmeichelnden Tönen die Stimme einer Schmeling oder Schrötern begleiten, die den Neid welscher Sängerinnen reizen! wo das Volk durch die besten deutschen Schauspieler sittlich ergötzt wird, und Koch, unser Roscius, rühmlichen Eifers voll noch immer die Bühne verbessert! Nur in einer so glücklichen Stadt, von welcher unser vortrefflicher Clodius, ein neuer Terenz, sagt:

Wo Handlung und Geschmack sich brüderlich verbinden
Und Hand in Hand das Glück, geliebt zu sein, empfinden,

hat jeder ihrer Bewohner die Gelegenheit, an der Seite weiser Lehrer sich Herz und Verstand zu bilden.

Möchten doch alle noch übrige Brüder

des Inkle ſchon unter einem Grabſteine mit der Aufſchrift:

Handeln war ihr Witz, und Rechnen ihre Tugend,[1])

von vorübergehenden Klugen verachtet ruhen, und das ganze Geſchlecht der Orgons,

Die ſich zu keiner Pflicht als für das Geld verſtehn,[2])

aus einer Stadt, aus einem Lande verbannt ſein, wo das höchſte Beiſpiel der Regenten ſelbſt Weisheit iſt! die das Saitenſpiel des Apoll dem Scepter zugeſellen und mit Raphaels Genie ſich im Chor der Künſtler erheben, das ein mit Lorbeern gekrönter Held in ſeiner Reſidenz, dem Sammelplatze alter und neuer Werke des Geſchmacks, hegt und die Denkmäler der Kunſt, womit ſich zween Auguſte, ihre Beſchützer, verewigten, noch vermehrt! die nun

[1]) Gellerts Inkle und Yariko.

[2]) Deſſen Armer Greis.

ein neuer Auguſt da ſchützen wird, wo Chriſtian, einer der geliebteſten unter den Fürſten, die den ſächſiſchen Purpur trugen, den Künſten eine neue Bahn eröffnete und ſie der Pflege eines Hagedorn anvertraute, eines Hagedorn, deſſen Name allein das größte Lobgedicht iſt!

Leben Sie wohl! Bleiben Sie immer ein Beförderer der Künſte und mein Freund, wie ich

der Ihrige.

Oesers Gemälde

in

dem Cabinet

des

Herrn Gottfried Winkler.

1768.

1.

Der vom Herrn verlaßne Saul fragt zu Endor das Weib, die einen Wahrſagergeiſt hatte, um Rat. Der Vorgang iſt in ihrer finſtern Wohnung, wo ihm Samuel ſein trauriges Urteil ſprach. Der Geiſt iſt verſchwunden, nach deſſen Rede Saul zur Erde fiel, ſo lang er war, und die Wahrſagerin tritt mit ſeinen Begleitern herzu, ihm beizuſpringen. Verwundernd und zagend ſteht ſie zur Rechten auf den Stufen, über welche der König herabgefallen zu ſein ſcheint. Sie iſt, wider die Gewohnheit der meiſten, wohlgebildet. Eine ſtreifichte Binde ziert ihr jugendliches Haupt, ein Band, woran ein

1.

Der vom Herrn verlaßne Saul fragt zu Endor das Weib, die einen Wahrſagergeiſt hatte, um Rat. Der Vorgang iſt in ihrer finſtern Wohnung, wo ihm Samuel ſein trauriges Urteil ſprach. Der Geiſt iſt verſchwunden, nach deſſen Rede Saul zur Erde fiel, ſo lang er war, und die Wahrſagerin tritt mit ſeinen Begleitern herzu, ihm beizuſpringen. Verwundernd und zagend ſteht ſie zur Rechten auf den Stufen, über welche der König herabgefallen zu ſein ſcheint. Sie iſt, wider die Gewohnheit der meiſten, wohlgebildet. Eine ſtreifichte Binde ziert ihr jugendliches Haupt, ein Band, woran ein

Edelgeſtein glänzt, iſt der Schmuck ihrer Stirne, und ein aufgelöſter breiter Zaubergürtel, mit magiſchen Charakteren bezeichnet, fließt von ihrer rechten Schulter weit um ihren Rock her. Ihre Linke hebt ſie erſchrocken auf, blickt ängſtlich nieder auf den vor ihr hingeworfnen Saul und hält, ihn genau zu betrachten, mit der Rechten eine brennende Fackel in die Höhe. Die breite Flamme erhellt die Gegenſtände, und die ſteinernen Wände des engen Zimmers ſtärken die Beleuchtung durch ihren Widerſchein. Neben dem Weibe ſteht einer der königlichen Vertrauten. Seine Miene iſt Schrecken und Zorn. Er droht ihr mit geballter Fauſt, indem er mit der andern auf ſeinen Herrn zeigt und ſie wegen des ihm begegneten Unfalls zur Rede zu ſetzen ſcheint. Der andre faßt den König unter die Arme, ihn aufzurichten, der zur Linken beide Ellbogen

von sich streckt, die Hände auf dem Haupte über einander breitet und das Angesicht verdeckt. Seine Gestalt unterscheidet ihn, der eines Hauptes länger war denn alles Volk, von den andern Kriegern, denen er sich durch die gewechselten Kleider gleich machte. Zur Linken des Vorgrundes steht ein irdenes Gefäß mit Kohlen, deren Glut die beschatteten Partien der liegenden und gebückten Figur aufklärt. Hinten steht das Ruhebett, auf welches Saul, nachdem er von der Erde aufgestanden war, sich zu seiner Erholung niederließ, und ein paar Totenköpfe liegen oben im Bogen der verhangenen Nische.

Dieses Gemälde ward zu Anfange vorigen Jahres für den Besitzer gefertigt und erschien in Dresden unter den Werken, welche die Akademien der Künste am Friedrichstage ausstellten.

Edelgeſtein glänzt, iſt der Schmuck ihrer Stirne, und ein aufgelöſter breiter Zaubergürtel, mit magiſchen Charakteren bezeichnet, fließt von ihrer rechten Schulter weit um ihren Rock her. Ihre Linke hebt ſie erſchrocken auf, blickt ängſtlich nieder auf den vor ihr hingeworfnen Saul und hält, ihn genau zu betrachten, mit der Rechten eine brennende Fackel in die Höhe. Die breite Flamme erhellt die Gegenſtände, und die ſteinernen Wände des engen Zimmers ſtärken die Beleuchtung durch ihren Widerſchein. Neben dem Weibe ſteht einer der königlichen Vertrauten. Seine Miene iſt Schrecken und Zorn. Er droht ihr mit geballter Fauſt, indem er mit der andern auf ſeinen Herrn zeigt und ſie wegen des ihm begegneten Unfalls zur Rede zu ſetzen ſcheint. Der andre faßt den König unter die Arme, ihn aufzurichten, der zur Linken beide Ellbogen

von sich streckt, die Hände auf dem Haupte über einander breitet und das Angesicht verdeckt. Seine Gestalt unterscheidet ihn, der eines Hauptes länger war denn alles Volk, von den andern Kriegern, denen er sich durch die gewechselten Kleider gleich machte. Zur Linken des Vorgrundes steht ein irdenes Gefäß mit Kohlen, deren Glut die beschatteten Partien der liegenden und gebückten Figur aufklärt. Hinten steht das Ruhebett, auf welches Saul, nachdem er von der Erde aufgestanden war, sich zu seiner Erholung niederließ, und ein paar Totenköpfe liegen oben im Bogen der verhangenen Nische.

Dieses Gemälde ward zu Anfange vorigen Jahres für den Besitzer gefertigt und erschien in Dresden unter den Werken, welche die Akademien der Künste am Friedrichstage ausstellten.

2.

Die ausgeführte Skizze zum Vorhange des hiesigen Theaters, worauf man die Geschichte der dramatischen Dichtkunst in einem allegorischen Gemälde erblickt.

Zween Säulengänge nach dorischer Ordnung umstellen den runden Vorhof des Tempels der Wahrheit, welchen man entfernt in der Mitte sieht. Er ist von allen Seiten offen und läßt die von aller Bedeckung entblößte Bildsäule der gefälligen Göttin sehen, die den Herzutretenden die offnen Arme zeigt. Beim Eingange des Vorhofs, mitten auf dem Gemälde, stehen die in Bronze gegoßnen Bildsäulen des Sophokles und Aristophanes, der größten dramatischen Dichter. Melpomene weiht dem ersteren, der zur Linken steht, einen Lorbeerkranz, den sie ihm zu Füßen auf das

Piedeſtal niederlegt. Hinter ihr ſteht Sokrates, von ſeinem Freunde Euripides begleitet, deſſen Schauſpiele er allen andern vorzog. Er läßt hier den Beifall des Weiſen und die Vereinigung der Philoſophie mit der tragiſchen Dichtkunſt erraten. Mitten unter den griechiſchen Dichtern, bei denen man den Seneca, den einzigen lateiniſchen Poeten, von dem tragiſche Werke ganz übrig geblieben ſind, auch einige ihrer vornehmſten deutſchen und franzöſiſchen Nachfolger ſieht, ſitzt die Geſchichte mit aufgeſchlagnem Buche. Aeſchylus bückt ſich zu ihr nieder, zeigt ihr die Maske und den Kothurn, die er ihren Wahrheiten leihen will. Neben ihm lehnen Theaterflügel, an denen ein Knabe malt, eine Zierde, womit er zugleich die Bühne bereicherte. An der andern Seite ſieht man, wie Thalia die Bildſäule des Ariſtophanes mit einem Blumengehänge

umwindet, bei welcher Verzierung ihr Terpſichore und ein kleiner ſcherzender Liebesgott behilflich ſind. Darneben lehnt ſich Plautus auf ſeinen Stab und blickt aufmerkſam in die umherliegenden Schriften ſeiner Vorgänger. Bei ihm ſteht der zärtliche Terenz, welcher den Amor mit ſich bringt und ihm die Fackel ſanft aus der Hand nimmt. Vor ihnen ſitzt Menander an der Bildſäule des Ariſtophanes, der die ältern Werke von der perſönlichen Satire reinigt und dem Luſtſpiele eine neue Geſtalt giebt. Er ſchreibt, und ein Genius ſchiebt die perſönlich charakteriſirte Maske von dem vor ihm aufgeſchlagnen Buche. Hinter den alten Dichtern, die der Satyr begleitet, die ſatyriſchen Spiele der Griechen, welche aus einem Kontraſt des Tragiſchen und Komiſchen entſtanden ſind, erraten zu laſſen, ſtehen einige ihrer deutſchen und franzöſiſchen

Nachahmer. Im Vorhofe ſieht man den unnachahmenden Shakeſpeare, welcher die alten Originale vorbeigegangen iſt, gerade dem Tempel der Wahrheit zueilen. Auf dem Vorgrunde ſitzen die Malerei und die Muſik mit ihren Genien. Die Geberde des Ariſtophanes zeigt, daß er über die tragiſchen Dichter ſpotte. Sophokles ſcheint ihm zu antworten, indem er mit der einen Hand auf die Wahrheit, mit der andern auf die Grazien zeigt, die mit ineinandergeſchlungnen Armen über dem Tempel auf leichten Wolken ſchweben. Von ihnen ſtürzen eine Menge Genien herab, welche Lorbeerkränze für die neuern Dichter bringen, womit die alten bereits geſchmückt ſind. —

Den ganzen Umfang der Gedanken des Künſtlers zu wiſſen, der die alten Dichter nach Gemmen oder andern Denkmälern und die neuern nach ihren bekannten Porträten

ſchilderte, iſt denen, welche das Leipziger Theater nicht ſelbſt geſehen, dieſe Erklärung des Deckenſtückes nötig.

Über dem kurfürſtlichen Wappen, welches das Proſcenium ziert, ſchlingt ſich der Ruhm, dem Apollo und Minerva von ihren umſtrahlten Wolkenthronen durch einen Wink gebieten, den glorreichen Schutz der Fürſten unſers Vaterlands gegen die Künſte zu verbreiten. Mehrere Lorbeerreiſer werden zu neuen Dichterkronen dem Gotte der Muſen zur Seite geſammelt, deſſen mit Glanz umfloßnes Haupt eine ſchwüle Röte durch den Himmel geußt und das ganze Gebäude beleuchtet, welches, von Kennern geſchätzt, der Nachwelt den Geſchmack ſeines Erbauers verraten wird.

3.

Das getäuſchte Auge ſieht das größte Zimmer dieſer Sammlung durch eine offne Kuppel überſpannt, die auf vier Arkaden ruht. An ihren Schäften, die mit kanellirten ioniſchen Pilaſtern ornirt ſind, prangen die Stützen der Künſte, Klugheit, Wahrheit, Glückſeligkeit und Belohnung, in ſitzenden Statuen auf gerundeten Conſolen. Das Genie und der Geſchmack ſind hier eingekehrt und ſchweben freundſchaftlich gepaart hoch unter dem Gewölbe daher. Die Figur des Geſchmacks, den wir vielleicht hier zum erſtenmale perſönlich gebildet ſehen, iſt weiblich: ungezwungen und prachtlos ſchlängelt ſich ihr blondes Haar von ihrem ſchönen Haupte auf ihre weiße Schulter herab. In ihren Händen trägt ſie die Gruppe des Laokoon, das ſchätzbarſte Monument, welches

jenes den Künſten geheiligte glückliche Zeitalter ſchuf und es, mit Ausdruck, Wahrheit und Reiz beſeelt, als einen ſtummen Lehrer des Geſchmacks der Nachwelt ließ. Sorgfältig hält ſie es vor ſich, beſcheiden beugt ſie die ſchwebenden Knie, um welche ſich ein weißer Flor in dünnen Falten windet und ihren Unterleib bis an die Bruſt bedeckt, von welcher ſich über den abgewandten Arm ein roſenfärbiges Gewand ſchlingt und ſich hinter ihr in der Luft entwickelt. So ſind ihre zarten Glieder, anſtändig und unverſteckt, mit Unſchuld und Grazie bekleidet. Aufmerkſam forſchend folgt ihr Blick der Geberde ihres aufmunternden Führers, der ſein flammendes Haupt zu ihr neigt, ſie mit der Rechten umarmt und mit ausgeſtreckter Linken auf die umher prangenden Werke zeigt, worin ihre Schöpfer ewig leben. Aus ſeiner jugendlichen Miene blickt die Hoheit

eines unſterblichen Weſens, und die Farbe des Gewandes ſeiner Lenden läßt ſeinen himmliſchen Urſprung errathen. Er ſenkt die langen Schwingen, ſich allmählich weiter mit ſeiner reizenden Freundin herabzulaſſen; ein Genius aus ihrem Gefolge trägt die Lorbeern des Ruhms vor ihnen her, und ein andrer bringt ihnen, glücklich zu wählen, den Spiegel der Klugheit nach. Mit ihm vereint er, richtig zu urteilen, das Winkelmaß, welches hier zugleich als das Familienwappen des Beſitzers gedoppelt allegoriſch wird. Ihre Begleiterin iſt die Poeſie. Ein helles Gewölke iſt ihr Sitz, auf welchem ſie ihnen zur Seiten folgt. Sie lieſt im Virgil, ein Muſter des Geſchmacks, und ſein Original Homer liegt neben ihr beim Saitenſpiele des Apoll. Unter den offnen Arkaden verweilen ſich die unglücklichen Beurteiler der Künſte. Der Geizige ſchleicht

unempfindlich vorüber, der Faule ſchlummert an der Seite des Neugierigen, der lächelnd umherſchaut, und der Dumme betrachtet ein Staffeleigemälde überall, auch von hinten, und bemerkt ſogar die Nägel am Rahmen.

Gellerts Monument.

1774.

Als Gellert ſtarb, ſchrieb ein Gelehrter ſeinem hieſigen Freunde, von dem er die traurige Nachricht erhalten hatte, zur Antwort: „Wie glücklich, da Gellert ſtirbt, daß ein Oeſer lebt, der ihm ein würdiges Monument errichten kann!“ Ehe dieſes bekannt, und der Wunſch, daß es geſchehen möchte, allgemeiner worden war, hatte der Herr Profeſſor Oeſer ſchon den patriotiſchen Entſchluß gefaßt, den um Deutſchland ſo ſehr verdienten Mann auch durch ſeine Kunſt zu verewigen. Er verſprach uns ein Monument und iſt ſeinem Worte

getreu blieben. Sein Werk iſt vollendet. Es iſt in weißem, bei Wieſenthal gebrochnem Marmor ausgeführt und mitten im Garten des Herrn Johann Wendler errichtet, wo es rund umher aus jedem Geſichtspunkte betrachtet werden kann. Hier ſteht es völlig ſchicklich für den Ort, denn es iſt ein Trauerdenkmal; aber es verderbt keinen Augenblick die Fröhlichkeit des Gartens. Zugleich iſt es ungemein paſſend auf den ſchriftſtelleriſchen Charakter des Mannes, dem es errichtet worden.

Dieſen Charakter hat Herr Oeſer alſo gefaßt. Deutſchland hatte ſchon vor Gelerten ſehr ſchätzbare Dichter, die ſich aber vornehmlich nur durch männliche Stärke, philoſophiſchen Ernſt, maleriſche Einbildungskraft und einen gewiſſen kühnen Witz empfahlen; aber der Erſte, der unſrer Dichtkunſt Leichtigkeit, Feinheit, Gefälligkeit, kurz

dasjenige gab, was man, mit Einfalt und Unschuld zusammengenommen, Grazie nennt, war Gellert.

Gellert also war der Vater der deutschen Grazien; aber er starb ihnen ab, da sie noch Kinder waren, und hinterließ ihre völlige Ausbildung andern Händen. Diese Idee, die ein so wahres und ein so gemäßigtes Lob auf Gellerten enthält, macht unsers Erachtens der Kritik des Herrn Oeser die größte Ehre. Sie sagt von Gellerten das, was ihm auch seine strengsten Beurteiler lassen müssen, und ist für ein Denkmal, das sonst die Verdienste des Verstorbenen immer so sehr zu übertreiben pflegt, auf eine ganz unerwartete Art bescheiden. Sie enthält auch in der That den wesentlichen Hauptzug aus Gellerts schriftstellerischem Charakter, aus dem alle seine Verdienste erkannt werden können.

Eben um dieſer Leichtigkeit und Gefälligkeit und Unſchuld willen iſt er ſo allgemein, auch von den niedrigern Ständen und dem andern Geſchlecht, geleſen worden und hat dadurch den Geſchmack des Leſens unter ſeiner Nation ausgebreitet; eben um dieſer Leichtigkeit und Unſchuld willen ſind ſeine Schriften zur erſten Bildung der Jugend ſo brauchbar und können ihr ſo ganz ohne Bedenken in die Hände gegeben werden.

Wie hat aber Herr Oeſer dieſe Idee ausgedrückt? Mit eben der Richtigkeit und Präciſion, womit er dieſelbe gefaßt hatte. Er verſammelt um Gellerts Urne die drei Grazien, die man an ihren aus dem Pauſanias bekannten Attributen erkennt; aber ſie ſind noch Kinder, kleine, holdſelige Kinder, die auf die Zukunft, wenn ſich ihre Reize erſt ganz werden entwickelt haben, die liebenswürdigſten Ge-

schöpfe versprechen. Sie betrauern ihren Vater und ehren sein Andenken. Zwo der kleinen Göttinnen haben sich wehmütig über seine offne Urne hingeworfen, die auf einer unvollendeten Säule steht. Unter ihnen beugt sich die dritte, am Fuße der Urne knieend, zu seinem medaillenförmigen Bildnisse nieder, das, in Lorbeerlaube angeknüpft, an der Säule herabhängt, und giebt ihm durch ihr Attribut, die Rose, seine letzte Zierde.

Das Säulenstück ist kanellirt; der Ring am Schaftgesimse hat, wie an der Colonna Antonina und Trajana in Rom, die Gestalt eines Lorbeerkranzes, und dieses Stück von unverjüngter Dicke ruht mit seinem Untersatze auf der Mitte einer viereckigten Stufe. An der dem Bildnisse entgegengesetzten Seite liest man auf einer ihm an Größe, Form und Verzierung gleichen

Tafel, daß dieſes Monument Gellerts Andenken heilig iſt.

Wieland war unſers Wiſſens unter den Dichtern der Erſte, den ſeine gefällige Muſe die Grazien in ihrer frühern Jugend ſchildern hieß, und Oeſer faßte den Gedanken, ſie als Kinder zu bilden, unter Dichtern und Künſtlern zuerſt. Die Figuren ſind etwas über Lebensgröße; die 3 Fuß 6 Zoll hohe Urne iſt, wie der Säulenſtamm, 3 Fuß 3 Zoll im Diameter; mit den Figuren iſt die Urne 5, das Säulenſtück mit der Stufe 8 und alſo der ganze Bau 13 Fuß hoch.

Man ſuche in einem Abſtande von zwanzig Schritten die Stelle, wo der Kopf des Dichters, nicht nur ein charakteriſirtes, ſondern ſein vollkommen ähnliches Profil, die Hauptabſicht bezeichnet. Die vortreffliche Wirkung des Ganzen wird gedoppel-

ten Eindruck auf den Kenner machen, der die größere Überwindung der Schwierigkeiten bei Zusammenstimmung solcher Figuren, die an Geschlecht, Alter, Würde und Reiz einander völlig gleich sind, mit den Vorteilen, die sich bei einer freiern Wahl mannichfaltiger Charaktere darbieten, zu vergleichen weiß. Die handelnde Figur zieht unsern ersten Blick auf sich. Sie ist der Held der Composition, und die ruhige Gruppe, ob sie gleich den obersten Platz einnimmt, bleibt ihr untergeordnet. Jene Ruhe ist die feinste Kontrastirung dieser Haupthandlung. Der Künstler verleugnete auch hier seinen Geschmack in Zeichnung kindlicher Figuren nicht. Seine, des Carpione und Fiamingo Kinder würden in einem schwärmenden Haufen vereint für studirende Künstler ein lehrreiches Schauspiel sein. Hier hat er Ideale zu

Charaktern gegeben, die das Gepräg der Gottheit haben. Der Ausdruck des Schmerzes ist der Würde solcher Kinder gemäß, die über gemeine Kinder erhaben sind. Kein wilder Ausbruch der Thränen entstellt ihr Antlitz, und ihre Traurigkeit scheint ihre Reizungen zu erheben. Die Drapirung der Figuren ist kein Werk der Willkür, die Würde des Gegenstandes forderte sie bei den Ordonnanzen der beiden hingebeugten Kinder; drum ward sie der Klugheit gemäß mit möglichster Sparsamkeit angewendet. An den Lagen der Falten ist die Leichtigkeit der dünn gewebten seidnen Gewänder nicht zu verkennen, die, ob sie gleich die Lenden weniger umschweben als umspannen, eine schnelle Bewegung aufzulösen und die gelindeste Luft zu entwenden vermag. Gefäß und Gestelle lassen durch ihre Polirung

die matt gehaltnen Figuren ſanft hervorbringen, die, wie erwärmt und beſeelt, unſre Überzeugung ſtärken, daß in keiner andern harten Maſſe die Weiche des Fleiſches ſo wahr auszudrücken iſt als in Marmor. Die Mannichfaltigkeit der ſchönen Konturirung und die Verſchiedenheit der Wirkungen des Ganzen, die aus den ſo vielerlei umherveränderten Standpunkten erſcheinen, geben an jeder Stelle neue Beweiſe von des Erfinders richtiger Zuvorbeurteilung ſeines Gegenſtandes in Abſicht des ihm beſtimmten Ortes.

Dieſes Werk der Kunſt konnte in keinem ſchicklichern Zeitpunkte als bei der zehnten jährlichen Feier der Stiftung unſrer Akademie aufgeſtellt werden. Es erinnert uns an jedes andre Meiſterſtück und eine Menge Verſuche, die in allen Künſten gelungen ſind, deren Fortgang ſich weiter

erſtreckt, als es die Grenzen des zehnjährigen Zeitraumes zu verſtatten ſchienen.

Herr Oeſer hat zugleich mit dieſem Monumente den Ausländern die noch allzuwenig bekannte Vortrefflichkeit unſers Marmors empfohlen. Es iſt aus der von ihm ſelbſt, vom verſtorbenen Profeſſor Coudray, auch ſchon von Permoſern angeſtellten Prüfung offenbar, daß wir in unſerm Gebirge Marmor brechen, die denen von Paros völlig gleich ſind. Der von Wieſenthal und Crottendorf iſt ſo weiß und feſt als der von Carrara und ſtreitet vielleicht noch mit ihm um den Vorzug. Man findet ähnliche Geſchenke der Natur in benachbarten Gegenden. Es iſt bekannt, daß der berühmte Antiquar Borrioni und viele römiſche Marmorirer die ihnen zugeſchickten Marmorſtücken von Mühlader und Enzweihingen für Lumachella und Alabastro

orientale annahmen, und wir haben vor kurzem von ihrer Nation einsichtsvolle Altertumskenner in unsrer Akademie gesehen, die unter den ihnen vorgelegten Probestücken unsers erzgebirgischen Marmors bald Giallo, bald Verde antico zu finden glaubten und jede Gattung bei dem Namen nannten, womit man in Italien die antiken Marmor bezeichnet. Dennoch haben wir bisher aus andern deutschen Provinzen, besonders aus Blankenburg und Salzburg, Marmor in Menge zu Kaminen, Tischblättern und dergleichen Gerätschaften geholt und unsern bessern ein noch unbearbeitetes Produkt sein lassen. Herr Oeser hielt es für Pflicht, einer Gelegenheit nachzutrachten, wodurch er auch von dieser Seite den wahren Nutzen der ihm anvertrauten Akademie zeigen konnte. Denn unter den verschiednen höchst löblichen Absichten ihres

durchlauchtigſten Stifters war wohl eine der vornehmſten, Künſtler zu Bearbeitung der Landesprodukte anziehen zu laſſen. Es fehlte nicht an Subjekten, die durch den Unterricht ihres Lehrers zur Bildhauerkunſt brauchbar gemacht waren. Es war nicht nur bei Verſuchen geblieben, ſondern nach ſeinen Modellen und unter ſeiner Aufſicht ſchon etwas im Großen, aber alles nur von Sandſteine oder Alabaſter gezeigt worden. Die kreidenartige Weiche des letztern verbietet ihm, im Freien der Witterung zu widerſtehen, und ſeine ſchwarzen Adern und Streifen thun in Figuren die widrigſte Wirkung. Jenen macht wenigſtens ſeine Reinigkeit annehmlicher und ſeine Härte zur öffentlichen Ausſtellung tüchtiger. Beide bleiben aber zu unwert für Werke, die das Andenken verdienter Männer auf kommende Jahrhun-

derte zu bringen bestimmt sind. Gellerts Tod beförderte also Oesers Entschluß, uns bei einer feierlichen Gelegenheit an den Wert unsrer vergeßnen Marmor zu erinnern, aus welchen besonders die kolorirten von Grünhain auf dem Amsterdamer Rathause unter der Hand des Quellinus Gegenstände unsrer Bewunderung worden sind.

Der Eifer des Künstlers um den in der Folge zu hoffenden landesherrlichen Nutzen fand vor dem Throne des besten Fürsten das gesuchte Gehör; der Preis des Marmors ward zur Beförderung der Kunst in den Brüchen auf die Hälfte heruntergesetzt, die der Münzwerkstätte auf der Pleißenburg sonst zugehörige Gewölber unter den akademischen Zimmern wurden zu einer noch uneingerichteten Bildhauerofficin angewiesen, und über dieses ward gnädigst anbefohlen,

daß alles, was der Direktor der Leipziger Akademie zu seinem eignen Gebrauche verlange, ihm unentgeltlich aus den Marmorbrüchen geliefert werden solle. So erleichterte der wohlwollende August die Schritte des Künstlers, dem die Zuversicht auf diesen höchsten Beistand schon bei Überdenkung seines edeln Plans allen mit Betretung einer neuen Bahn vergesellschafteten Schwierigkeiten Trotz zu bieten vergönnte.

Sein erster Entwurf zu dem für eine Kirche bestimmten Bau des Monuments war ein prachtloser Sarkophag, den eine Console trägt und ein leichter Schleier bedeckt. Eine Menge Genien eilen mit allen Attributen der Künste herbei, die sich bei Gellerts Tode zu seiner Verewigung geschäftig erzeigten; sie werden aber alle von der Wahrheit zurückgewiesen, die ihm selbst

eine Blume weiht. Ein Jüngling, der die Nachwelt vorbildet, hebt den Schleier wißbegierig auf und entdeckt darunter ſtatt alles Ruhms den Namen des verewigten Dichters.

Welcher Mann von Geſchmack that nicht den frommen Wunſch, daß die Anwendung einer ſo ſchön gedachten Erfindung einem von den Gebäuden zu ſtatten kommen möchte, in welchen man die anſtändigſten Zierden am wenigſten vermiſſen ſollte! Der Künſtler lehnte aber einen gut gemeinten Antrag ab, weil die Umſtände ihm keine Freiheit ließen, ganz als Künſtler zu handeln, und entſchädigte uns für unſre getäuſchte Erwartung nach der bekannten Art eines fruchtbaren Geiſtes, dem jeder Zufall als eine Aufforderung zu neuen Beweiſen ſeiner Fähigkeiten willkommen iſt. Es gefiel ihm eine andre glückliche Wahl in der reichen

Quelle seiner Ideen zum Gegenstande eines Baues zu treffen, den er für einen freien, anmutigen Platz bestimmte. Längst war er mit seinem Freunde Sulzer gleiches Sinnes, welcher in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste wünscht, „daß alle Spaziergänge durch Denkmäler nicht bloß verschönert, sondern Schulen der Tugend und der großen patriotischen Gesinnungen sein möchten.“ Dieser Philosoph äußert Unzufriedenheit genug darüber, „daß man sich damit begnügt, an den Begräbnisstellen, wo niemand gern hingeht, das Andenken der Verstorbenen durch elende Denkmäler zu erhalten, und dagegen auf öffentlichen Plätzen, die jedermann mit Vergnügen besucht, nichts sieht, das irgend einen auf rechtschaffne Gesinnungen abzielenden Gedanken erwecken könnte.“ Herr Oeser kam also diesem edeln

Verlangen zuvor; wenigſtens giebt er eine angenehme Loſung zur Änderung der unter uns herrſchenden Meinung, als ob nur Kirchen und Kirchhöfe ſchickliche Örter für Denkmäler ſein könnten.

Seine Beſcheidenheit vergönnt ihm über die Frucht ſeines Genies weniger Freude, als Zufriedenheit über die ihm gelungne Abſicht, einen der Gelegenheit und Würde des Gegenſtandes gemäßen Beweis von der Nutzbarkeit eines ſo vortrefflichen Landprodukts gegeben zu haben. Er nennt es einen Verſuch und ſieht ſich ganz durch den Beifall belohnt, den der durchlauchtigſte Kurfürſt über ſeinen Eifer und ſeine Verdienſte in den gnädigſten Ausdrücken äußerte, als er dieſem Werke, noch unvollendet, in der Akademie ſeine höchſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die kurfürſtliche Porcellainmanufaktur zu Meißen veranſtaltet

die Vervielfältigung dieſes Monuments nach dem Originalmodelle zur anſtändigen Zierde für das Muſeum des Gelehrten oder des Kunſtfreundes, und vermutlich werden ihr auch in den Zimmern der klügern Schönen die glänzenden Puppen eines Watteau oder gemeinern Galanteriſten Platz machen müſſen. Auch ſoll ein Kupferblatt davon aus des Meiſters Hand, oder das wenigſtens unter ſeiner Aufſicht gefertigt iſt, ein angenehmes Geſchenk für die Kunſtſammler ſein.

Die Bearbeitung dieſes Monuments nützte allen der Bildhauerkunſt gewidmeten Akademiſten drei Jahr lang zur Erweiterung praktiſcher Kenntniſſe, und Herr Unger, einer der geſchickteſten, der nach einer Gemme den Kopf des Herkules lebensgroß ausführte und für dieſes bei der Akademie ausgeſtellte erſte Werk von ſächſiſchem Marmor eine gnädigſte Gratification

erhalten hat, fand hier wieder die glückliche Gelegenheit, unter den Augen seines Lehrers seine folgsame Hand mit Beifall zu üben.

Man erkennt in dieser Vermehrung der Zierden unsrer Stadt Herrn Wendlers Liebe für die Künste, die er schon eher zeigte, als er aus eigner Bewegung den Entschluß faßte, einen öffentlichen Beweis der Achtung für Gellerten zu geben. Seine und des Künstlers Absichten begegneten einander, und wir genießen nun die Frucht ihrer glücklichen Vereinigung. Der ehemalige Verleger der ersten Gellertschen Werke kann bei dem jetzt gethanen löblichen Schritte des Beifalls aller Unparteiischen so sehr versichert sein, als Millar, der in London durch gleiche Ehrbezeigung gegen Thomson öffentlich erkenntlich war, weil er dem Handel mit den Werken dieses

Autors einen Teil seiner Glücksgüter verdankte.

Herr Wendler verstattet allen Verehrern der schönen Künste und des verewigten Gellerts den Zutritt in seinen Garten, der sonst nur seinen Freunden offen steht, und wir besuchen ihn nie ohne den Wunsch, daß auch in unsern öffentlichen Gärten und auf jedem Spaziergange den größten Männern unsrer Nation beifallswürdige Denkmäler errichtet sein möchten.

Oesers
neueste Allegoriegemälde.

1782.

An Herrn

Bernhard Rode.

Immer war es der billige und beſcheidne Wunſch ſolcher Männer, die keines Lobes bedürfen, daß ſie unter ſo vielen Beurteilern nur von den wenigen, welche ſelbſt durch Mitteilung edler Früchte des Genies ihren Ruhm befeſtigten, ganz verſtanden und geſchätzt werden möchten.

Darum wage ich es, Ihnen, vortrefflicher Rode, Oeſers neueſte Allegorien, obwohl in eine ſchwächere Sprache als die Sprache des Pinſels übergetragen, vorzulegen.

Es bleibt mir Verdienſt genug, wenn ich Sie von ferne mit dieſen Werken bekannt machen und dadurch zweer dichtenden Maler wechſelſeitige Achtung, die ſich auf geiſtige Verwandtſchaft gründet, nähren kann.

Ihr

Verehrer.

Allegoriegemälde im Hause des Herrn Geheimen Kriegsrats Müller zu Leipzig.

Man geht durch alle in drei Reihen über einander liegende Gemächer, die mit Geschmack und ohne Pracht dekorirt sind, unter funfzehn Deckengemälden hin. Jedes bezeichnet seines Zimmers Bestimmung, die nicht immer des Erklärers genauere Anzeige bedarf. Wer sieht und nachdenkt, der findet überall durch die Wahl der Kunst die Fragen beantwortet, wo und bei wem man sich befindet.

An der Decke des Vorzimmers im obern Stocke ziehen Hygiea und Lätitia den erſten Blick des Hereintretenden auf ſich; herabſinkend ſcheinen ſie ihn mit dem beſten Wunſche: Geſundheit und Freude! die ſich in ihnen umarmen, zu bewillkommnen. Außer daß ſie ſich durch ihre anerkannten Attribute unterſcheiden, drücken ſie einen getöteten Fuchs, ein Bild ohnmächtiger Argliſt, unter den Fuß, zum Beweiſe, daß ſie ſchweſterlich, mit liſtfreier, einträchtiger Hand an einander feſthalten wollen. Ihnen folgt das Glück, ein blühender Knabe, auf einer beflügelten Kugel. Er hält in jeder Hand eines der beiden Enden einer roten Wimpel, die fliegend über ſeinem Haupte ſich wölbt, und wiegt ſich auf ſeinem ſchwebenden Sitze, als wolle er dem ungewiſſen Fortſchwunge der Kugel Sicherheit geben.

Im Bücherſaale, wohin man aus dieſem erſten Zimmer kömmt, iſt die Betrachtung mit geſchäftigen Genien umgeben. Sie ſitzt auf einer niedergelegten Bildſäule der Natur und läßt in thätiger Stille geſchehen, daß die Lehrbegierigen ihr Urkunden aller Arten zutragen. Sie legten ihr ein offnes Buch in den Schoß. Einer will ihr das Umſchlagen der Blätter erleichtern, indem ein andrer hinter ihr auf mancherlei Inſekten lauſcht, die er, da dieſe kleinen Bilder des Zweifels und des Irrtums eben über ihrem beflügelten Haupte ſich ſammeln, mit einem Roſenzweige von ihrer Stirne verſcheuchen will.

Von der Decke des Muſeums herab wird beim Eintritte aus der Bibliothek ein warnendes Beiſpiel gegeben. Der geſunde Verſtand, ein Mädchen aus der Hand der Natur, nackend, mit glänzendem Lichtblicke

an der Stirn, zeigt uns von ſeinem hellen Sitze ein paar kämpfende Knaben, die hingeſtürzt einander bei den Haarlocken feſthalten, indem ein dritter, der ſich mit einem dicken Volumen geſchriebener Weisheit verſah, fliehend ihnen den Rücken kehrt. Sie ſpielen die Rolle, in welcher ſich die philoſophiſchen Freunde und Lehrer des Phanias von ihm und ſeiner Muſarion überraſchen ließen. Das hergeneigte Antlitz und die in gleicher Richtung zur Seite erhobenen Hände des reifenden Mädchens ſind ſichtbare Zeichen der Aufforderung zum Mitleiden beim Betragen der Entrüſteten, die, wie der Dichter ſagt, der Gymnaſtik Ehre machen.

Kehrt man von hier zurück durch Bibliothek und Vorgemach ins Schlafzimmer, ſo findet man da ein liegendes Kinderpaar, Amor und Pſyche. Einer ihrer Geſpielen

lieſt ihnen aus einem ſchlechten Autor vor, der beide ermüdet hat. Ein kleiner Bote des Schlafes ſenkt ſich mit Mohnhäuptern in der Hand zur Bettſtelle ins Zimmer herab. Von den dreien, die er hinter ſich ließ, wacht keiner völlig als der Vorleſer; denn Pſyche ſchlummert bereits ſanft, Amor aber reibt ſich die Augen und gähnt.

Im nun folgenden Viſitenzimmer haben die Grazien ſich einander in einer ruhigen Lage genaht. Sie ſind ſorglos und unbeſchäftigt und ſcheinen im Genuſſe vertrauter Augenblicke verweilen zu wollen. Unter ihnen auf dem Geſimſe der Deckenöffnung kniet ein Genius, der ihnen Weihrauch ſtreut.

Im gleich daran liegenden Ruhezimmer findet man die Eintracht, eine nie entfernte Begleiterin der Huldgöttinnen. Sie ſitzt einſam und bedächtig auf ihrem reichhaltigen

Füllhorne neben einem Tripus und bereitet ſich, ihre geſammelten Früchte zu opfern, wobei ein edler Genius ihr die Wahl zu erleichtern ſucht.

Das Vorzimmer des untern Stocks enthält ein Denkmal der wiedererlangten Ruhe des Landes. Es ward mit Frühlingseintritte im Jahr 1779 beim Empfange der erſten Friedensbotſchaft in der Idee des Artiſten erzeugt und dargeſtellt. Die Glückſeligkeit, zu welcher die alles verſöhnende Liebe den Frieden rief und die Gefahr von ihrer Seite ſcheuchte, ſtreckt freudig die Hand aus, den wiederkehrenden Ruhegeber zu empfangen. Sie beſchattet eine ihr zur Rechten ſitzende Hora, die mit einem aufblühenden Pfirſichreiſe in der Hand den ruhigen Genuß des Frühlings und ſeine wohlthätigen Folgen ankündigt. An der andern Seite, wo ſie das volle Frucht-

horn ausschütten will, ist der Friedensstab das edle Spiel eines ihrer Kinder. Die Heiterkeit, mit der es ihn anlächelt, sagt uns, wie innigst es sich seiner als eines wiedererhaltnen Eigentums freue. Der Friede selbst, hinter welchem sich die trübe Donnerwolke verzieht, naht sich dem lichter aufwallenden Wolkensitze der Glückseligkeit mit einem nun zum Neste verwendeten Helme voll junger Tauben in Händen. Ihm ist der Liebesgott, der ihren Thron befestigt und beschützt, vorausgegangen. Unerschrocken und seines Sieges gewiß, droht das erzürnte Kind mit seinem Bogen nach einer ruhestörenden Harpyie zu schlagen, auf die es im raschen Fluge so beherzt eindringt, daß sie vor dem nahen Streiche mit Geberden des Schreckens und der Feigheit zurückbebt.

Im zur Seite liegenden Ruhezimmer

ſchweben Liebe und Gegenliebe. Alles atmet hier Freude im ſchattenfreien Gewölke, wo das volle Licht eines lachenden Sommermittags umher ausgegoſſen iſt. Ein ſchönes Weib nährt eines ihrer Kinder an der Bruſt; ein andres küßt und liebkoſt ſie dagegen. Durch dieſes Beiſpiels Gewalt zum Nacheifer gereizt, ringen zwei der größern ihr zu Füßen um die Palmen des Liebesſieges.

Im gegenüberliegenden Zimmer, zu dem man unter dem Gemälde des Friedens hingeht, ſieht man die Hoffnung. Sie iſt bei der Scheidung des Morgenrots vom wachſenden Tageslichte zu den Wolken emporgeſtiegen. Ihr beut ein fröhliches Kind einen Erſtling der verjüngten Natur, ein blütenvolles Reis. Minder ruhig als ſie ſind die Kinder von ihrer Verwandtſchaft von ihr. Bei Sehnſucht und Verlangen verrät ſich unter ihnen die Unfähigkeit, das

Scheinbare vom Wahren zu unterſcheiden. Einer, dem ein edler Genius den Sternenkranz der Unſterblichkeit und den irdiſchen Lorbeer zugleich anbeut, taumelt ſchwerköpfig im Augenblicke der Wahl und bleibt unſchlüſſig, welchen von beiden er ergreifen ſoll, indem ſein leichtſinnigerer Mitwähler einen vorüberfliegenden Vogel erhaſchen will.

Nun folgt eine Stätte für die Muße eines aufgeklärten Geiſtes. Die erleuchtete Pſyche hat ſich hier zu ihrer höhern Würde erhoben. Sie ſitzt zwiſchen Töchtern des Himmels. Heiter, ihres Glückes bewußt, hält ſie ſich an die Weisheit und reicht der Wahrheit die Hand. Alles um ſie her, ſelbſt die Klarheit des im ſtillen Lichte zu ſchmelzen ſcheinenden Gewölkes, entſpricht dem Ausdrucke überirdiſcher Weſen und der Schilderung einer durch die Tugenden geadelten Seele. Die Genien des Beifalls

und der Ehre ſchweben vereint zu ihr herbei. Jener, ohne einiges Attribut, giebt mit ausgebreiteten Armen das Zeichen ſeiner Bewunderung, und dieſer hält einen belohnenden Lorbeer bereit. Aber ſie bleiben unbemerkt von ihr, die nie einen irdiſchen Preis erſtreben wollte, und vermögen nicht ihr emporgerichtetes Antlitz von der fernen Höhe, wohin ſie ihre Blicke heftet, abzulenken; denn dort ſieht ſie ihrer Wünſche einziges Ziel, die höchſte Belohnung, das Diadem der Ewigkeit, leicht bewölkt im Lichtdunſte des Äthers ſchweben, welches nur ein ruhig forſchendes, kein unſtätes Auge entdeckt.

Das nächſte Gemach iſt der Speiſeſaal. In ihm vereinigen ſich Fröhlichkeit, Freundſchaft und Klugheit. Ihr gemeinſchaftlicher Sitz iſt ein lichtes Gewölk, das in der reinen Flut einer ſchwülen Abendluft heranſchwimmt. Wie Handlung und Lage des

kleinen feierlichen Kreises der Vereinigten die weisliche Anwendung einer süßen Erholungsstunde erklärt und an die hier allein geltenden Rechte der Vertraulichkeit erinnert, so zeigt der ihnen zu Füßen niedergelegte Scepter von völliger Unwirksamkeit aller Herrschaft in dem Augenblicke unter ihnen, da sie Hand in Hand ein unauflösbares Bündnis erneuern. Gute Genien eilen, die Geselligen mit Rosengehängen an einander zu ketten. Hymen schwingt sich aus ihrem glücklichen Zirkel hervor und scheint beim Fortfluge zurückblickend fragen zu wollen, wem er seinen von der Scheitel genommenen Kranz zubringen soll.

Im Kredenzzimmer tragen ein paar kleine Opferer des Weingottes dem andern reife Trauben zu. Ein dürstender sitzt über dem Bogen der Nische, die sich hinter dem Schenktische wölbt. Der zuerst herbeischwe-

bende drückt die Beeren, und der ruhende hält zum Empfange des Saftes die Trinkſchale auf. Ein andrer winkt mit einem Apfel in der Hand hinter ihm hervor, als wolle er, der Genügſamkeit eingedenk, ſeinen Geſpielen ſcherzend eine geringe Koſt anpreiſen, welche beide Nahrungstriebe ſtillen könne.

In der Sala terrena, aus der man unmittelbar in den Garten tritt, erſcheint ein ſchöner Frühlingsmorgen. Er erwacht zur Befruchtung der Erde. Die ſichtbare Vereinigung wohlthätiger Mächte kündigt es an. Cybele ſät Fruchtkörner herab. Hinter ihr ſchwebt Flora, die mit ihrem Kranze in der Hand uns Gedeihen zuwinkt. Unter ihnen ſtreut der Frühling ſeine Blüten aus, und ein junger Weſt eilt, ſie im Fallen aufzufangen. Der Tag bricht an. Phöbus wird zur Seite von weißen Roſſen herauf-

gezogen und von leichtbeflügelten Morgenſtunden begleitet. Sein umſtrahltes Haupt iſt der blendende Lichtquell, deſſen Ausfluß alles überſtrömt. Er rückt im Tierkreiſe heran, wo zu Fortſetzung ſeines Laufes ihm Zwillinge und Stier die Bahn bezeichnen. Ein Blick nach ihnen, zur unbewölkten Höhe, findet ſie am Bogenſtreife der Ekliptik im Strome des Lichts. Ihre Erſcheinung und der Eintritt der Sonne in dieſe Geſtirne laſſen die fröhliche Wiederkehr der glücklichſten Jahreszeit nicht verkennen. Vor dem Gotte des Tages her ſchüttelt der Thau ſeine Urne und läßt durch die Finger der Rechten, die mit Bedeckung der Öffnung den ſtärkern Ausguß hemmt, das flüſſige Element ſparſamer und ſanft durch eine ſchwellende Wolke herabrieſeln. Weiter voraus weicht die Morgendämmerung dem Lichte. Sie breitet im Sinken ihren leichten,

mit erbleichenden Sternen durchſtreuten Purpurſchleier über ihr Haupt und ſchleicht mit gebeugten Knieen niederſchwebend davon, wobei es ſcheint, als beginne ſie zugleich in Klarheit aufgelöſt zu werden. Beſcheiden und einſam zieht ſie hin, und ein kleiner Reſt vom ſchüchternen Gefieder, das die verſchwundne Nacht zu begleiten verſäumte, zieht mit ihr.

Alles dieſes ſieht man durch die elliptiſche Öffnung der Kuppel, welche mit einem Dockengeländer überſetzt iſt. Zwiſchen den kanellirten Pilaſtern an den Wänden umher ſind medaillonirte Köpfe alter Dichter und der Muſen wechſelsweiſe aufgehangen; aber alles iſt Täuſchung des Pinſels, wie die willkürliche Nachahmung antiker Gemmen, die als Medaillons über jedem Thürgeſimſe in den Bogenſtellungen von zwei freiſitzenden Kindern gehalten werden. Auf dem einen

opfert man dem Äskulap, auf dem gegenüberſtehenden füttert eine Nymphe Tauben, welche Cytheren geweiht ſind, und auf dem mittlern tanzen reife Mädchen bei Hymens hingepflanzter Fackel.

Über den Kaminen ſind Geßners Daphnis und Chloe in zwo frommen Morgenſcenen geſchildert. Die zur Linken iſt die Vorbereitung, die andre die Unterbrechung des Opfers. Die Kinder des kranken Menalkas ſind Bilder der Liebesgötter, unbekleidet, nur mit leichten Schleiern umſchwebt. Größe und Bildung des reifenden Knaben, der dort im erſten Gemälde ſitzend von der Rechten her zu ſeiner kleinern Schweſter ſich wendet, verraten, wie der ernſte Gram auf ſeiner blühenden Stirne, mehr als gemeine kindiſche Traurigkeit beim Denken über die Krankheit des beſten Vaters. Er zeigt klagend auf ſein vor ihm näher am

Sitze des Mädchens liegendes Schaf, von dem er ſagt, daß er es für Kummer faſt unverſorgt läßt. Dabei ſcheint der Ausbruch ſeiner Zähren nahe zu ſein. Man merkt, daß Chloe kein Wort ſeiner Klagen verhörte, lieſt in ihren Augen die Leiden des Herzens, ſieht, wie ſie den friſchen Opferkränzen näher rückt, die ſie fertig wand und ins volle Blumenkörbchen zu ihrer Linken ſammelte. In der Entfernung ſieht man die Bildſäule des Pan, zu der die Kinder um die Geneſung ihres Vaters zu bitten gehen wollen.

Im zweiten Gemälde ſind ſie bei ihr, und wir in voriger Nähe wieder bei ihnen an der Opferſtätte, ſo daß es ſcheint, als hätten wir ſie hinbegleitet. Hier ſteht das Bild auf dem Steinhügel, und ſchlanke Fichten ſpielen mit ihren leichten Armen über ihm. Schon hat zu ſeinen Füßen Chloe

einen ihrer Kränze nach vergeblichem Wunſche am niedern Zweige eines jungen Baumes aufgehangen. Denn herzlich ſagte ſie, daß ſie gern ihre Blumen um des Gottes Schläfe und Schultern winden würde, wenn ſie ſie erreichen könnte. Wieder hergekehrt zu Daphnis, der bei ſeinen ins Gras neben ſich niedergelegten Früchten von der Rechten hin ihr entgegentritt, ſank ſie aufs Knie, will nun ihr liebſtes, ihr kleines Vögelchen opfern, und ein trüber Blick erklärt die Empfindung, mit welcher ſie es an ſich lockte. Traurig erſchlich ihre Hand im Käficht das kleine Tier, das ſchon gefangen, an Wohlthaten gewöhnt, durch Flattern und Schnäbeln ſein Futter ſtatt den Tod zu erwarten äußert, indem ihr Bruder, entſchloßner als ſie, die Taube faßt und, ſie zu würgen, mit beiden Händen zum Bilde des Erretters emporhält.

Alles das, worauf wir bisher blickten, ſchien uns mit ſtiller, wohllautender Stimme ins Angeſicht zu ſagen, daß die bildenden Künſte dem Verſtande zu vergnügter Beſchäftigung dienen, und daß ſich, zu Erreichung dieſes ihres einzigen wahren Endzweckes ihrer Betrachtung und Nachahmung Gegenſtände aller Art aus der ſichtbaren und idealiſchen Welt darbieten. Durch das, was ſie in den übrigen Zimmern aufbehielten, erinnern ſie deutlicher, daß ihr Nutzen, der auf weiſer Wahl und Anwendung beruht, weiter verbreitet werde, je mehr ſie das Geſicht, einen der edlern Sinne, der ſo gern mit Teilnehmung der andern ſich übt, zu ſolchen Schilderungen der reizvollen Natur und der erhabnern Weſen einladen, womit ſie den Geiſt nähren und veranlaſſen, die Gedanken von dieſem und allem, was das Auge ergötzt, zu

höhern Wundern der Schöpfung hinauf zu ſpannen.

Im erſten Nebenzimmer deckt die Betrachtung mit der Linken das Bild der Natur auf, ſetzt mit der andern im aufgeſchlagnen Buche die Feder an und ſendet durch einen beflügelten Knaben der nachahmenden Malerkunſt einen Zeichenſtift zu. Bei feſtgeheftetem Blicke und allen Merkmalen einer glühenden Erkenntnisbegierde will ſie ihre Gehilfin zur Darſtellung deſſen, was Schrift und Sprache nicht zu ſchildern vermag, auffordern. Dieſe hat auf dem Kamine des nun folgenden letzten Zimmers uns eine Scene aus der zwangfreien Natur entgegengeſtellt.

Hier ſammelte ſich ein kleiner Haufe ungeſchmückter, gewandloſer Kinder, edle Geſchöpfe, die geſellig und mutvoll, ſo wie ſie aus der Hand der guten Mutter Natur

hervorblühten, ſich der erſten Empfindungen des Lebens freuen. Ein reizendes Mädchen, ſchön, als hätte es Cythere ſelbſt Amorn zur Schweſter geboren, erhielt unter ihnen den Preis des Sieges beim unſchuldigen Spiele, empfängt ihn aus der Hand eines Geſpielen zur Freude der andern und beut, beſcheiden hingeworfen, das Haupt zum Empfange des Blumenkranzes dar. In eben der Zahl als die äußern Sinne, für deren aller Vergnügen und eines jeden Geſchmack insbeſondre die gütige Natur geſorgt, wetteiferten ihre kleinen Lieblinge im einträchtigen Spiele und werden wechſelsweiſe von einander, wie ein Sinn vom andern, bei gemeinſchaftlicher Übung im unſchuldigen Genuſſe des Guten unterſtützt und belohnt.

Über dem Bilde wird Theokrits medaillenförmig profilirter Kopf von fröhlichen Genien mit Roſenketten angeknüpft. Sie

ſcheinen mit dieſem Bildniſſe des erſten Muſters der Hirtendichter, die uns zwangloſe Freuden des Landlebens und liebenswürdige Einfalt der Natur ſangen, dem höher herableuchtenden Gewölke, auf welchem der Malerkunſt Schweſter, die Poeſie ſitzt, ſich entſchwungen zu haben. Die dichtende Muſe naht ſich dem Schoße der Ruhe, wendet ſich hin zu ihren Knieen und will hier in feierlicher Stille den kühnern Flug ihrer edelſten Gedanken auf einen erhabnern Zweck richten. Eben blickt ſie an der ſichern Seite ihrer Schutzgeberin nieder aufs Buch, den reichhaltigen Ideen nachdenkend, welche ein weiſer Genius gab. Es iſt ſichtbar, welchen hohen Schwung der Gedanken er veranlaßte, da er von Newtons Grabmale die Schnellwage bringt, auf welcher die Sonne mit den ihr gegenüber hängenden Weltkörpern das Gleichgewicht hält.

In den Musiksälen zu Leipzig.

Zum Musiksaale im alten Bibliotheksgebäude führt eine geraume Vorhalle, in welche man aus dem äußern Saale von minderer Größe tritt. Sie ist, ihrer Bestimmung gemäß, plafonirt, wodurch sie dem Auge eine lehrreiche Ruhe anbeut. Ihres Dekoristen sparsame Hand hat die Architektur ihrer Decke und Wände ohne glänzende Verzierungen mit Farben angegeben. Oben in der Mitte am Schafte zwischen den Fenstern ist der Kopf des Apollo, ein Medaillon nach dem Antik in Marmor, mit Lorbeerlaube angeknüpft, worunter ein

über seine Console gestellter Pfeilerspiegel in gerader Linie die herabhängenden Kronleuchter und die Hereintretenden aufnimmt. Jedes — selbst der dem Haupteingange des großen Saales und einer Nebenthüre von gleicher Größe gegenüber in seiner Nische stehende Ofen — thut seinen so schicklichen als nützlichen Beitrag zum bescheidnen Ansehen des Ganzen.

Das Deckenstück schildert des gesunden und bescheidnen Beurteilers der Kunst treueste Führerin, die Erkenntnis, im Schoße einer Wolke, von welcher sie im gemilderten Glanze ausgegoßner Klarheit leicht umdämmert wird. Tief in forschende Gedanken zur Prüfung versenkt, sammelt sie alle ihr verliehenen Kräfte bei aufgethanem Buche und brennendem Lichte. Daneben verrät sich, unbemerkt von ihr, der wachsende Aufklärungstrieb im Bilde eines muntern Knaben,

welcher mit der Schere die Flamme reinigt, daß das Licht der Erkenntnis allen Augen heller leuchte.

Beim Ausmalen des Musiksaales selbst ward nicht weniger als hier aller schimmernde Schmuck vermieden und in Anwendung der Ornamente die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Denn weil die Baukunst durch vorspringende Glieder und ausgehobene Zierden der freien Wirkung des Schalles nachteilig zu werden glaubte, ließ sie der Malerkunst für sich das Wort führen. Und diese zeigt mit täuschender Hand die an den Schäften zwischen den Mezzaninfenstern hinaufsteigenden ionischen Pilaster mit ihren antiken Kapitälen, das darauf ruhende Hauptgesimse der Decke mit seinen umherlaufenden Zahnschnitten, darüber alle mit Blätterschmucke in Voluten sich verlierende Rippen am Muldengewölbe, wo

ſie an der Scheidung ſeiner Kuppel von der platten Decke ein höheres Geſimſe erreichen, und dieſes die kleinern umfaßt, welche die drei Deckenöffnungen, deren mittlere die größte iſt, mit belaubten Gliedern elliptiſch umziehen. Zwei Paar dazwiſchen verteilte Roſetten, aus welchen die kryſtallnen Kronleuchter herabhängen, ſind durchbrochen und bedecken die hinter ihnen angebrachten Luftabzüge.

In jeder Mitte der längern Wände, die ſich an beiden Enden in ſchmälern Rundungen vereinigen, läßt eine Niſche zwiſchen zwo ihr an Höhe und Breite gleichen Arkadenthüren einem dem andern entgegengeſtellten ſäulenförmigen, mit Medaillonen und Vaſen gezierten weißen Ofen Raum gewinnen. An der obern Hälfte der Wände wird durch einen um und um zwiſchen den kanellirten Pilaſtern fortlaufenden Gurt

die gleiche Grund- und Brüſtungshöhe der Fenſter beider geraden Seiten und der Tribünen angegeben, die an der einen runden Wand über dem Haupteingange für Zuhörer oder ein zweites Muſikchor und ihnen gegenüber an der andern zu jeder Seite der Orgel über dem Orcheſter für Chöre der Pauken und blaſenden Inſtrumente ſich öffnen und unter jeder Schwelle ihrer Brüſtungen, wie die unter den Fenſtern, auf vorgeſchobenen Balkenköpfen ruhen. Dieſe ſind von der Socke aus mit unverzierten Liſenen unterſetzt, zwiſchen welchen da, wo keine Thüre oder Niſche hintrifft, berahmte Füllungen Platz bekommen haben.

Kein Gegenſtand widerſetzt ſich vom Eintritte aus, noch von irgend einer Stelle der Anſicht des erhobenen Orcheſters und ſeiner Aufſchrift am Frieſe des Hauptgeſimſes

über der Orgel: RES SEVERA EST VERUM GAUDIUM.

Alles erſcheint in ernſter Einfalt, weislich veredelt durch eine Scene der Muſen, welche die Kunſt des Pinſels durch das geöffnet zu ſein ſcheinende Gewölbe ſichtbar werden ließ. Die neun Göttinnen des Parnaſſes ſammelten ſich über dem Gebäude. Ihre kleinere Hälfte verweilt höher ſitzend beim Gotte des Lichtes. Die drei Vorſteherinnen der Muſik ziehen, von ihnen geſondert, durch die mittlere Öffnung der Decke in ihren Tempel ein. Völlig bekleidet und mit ihren Kronen feſtlich geſchmückt, laſſen ſie, die hier allein gefallen und nützen wollen, jene gemächlich mit aufgelöſtem Gewande und freien Locken zurück. Die Erfinderinnen der Flöten- und der Saitenſpiele, Euterpe und Klio, nahmen ihre Fürſtin, die Muſe des Geſanges, Polyhymnia,

mitten unter ſich, leiten ſie in ihren Armen von der Höhe, aus der ſie mit ihr in gerader Richtung niederſchweben, und der Genius der ernſten Freude, ein ſchöner Jüngling, der ihnen im Schwunge beide aufgehobene Hände voll friſcher Blumen beut, führt ſie an. Ihre genauer mit ihnen verbündeten Schweſtern, die einander zur Seite ſitzende dramatiſche und lyriſche Dichtkunſt, Melpomene und Erato, begleiten ſie, gleich ihnen feierlich gekleidet und gekrönt, in mäßiger Entfernung auf einer ſchwellenden Wolke. Im obern Lichte des glänzenden Gewölkes erzeugt, ſinkt ſie näher herzu und wallt vor den vom Antlitze des Muſengottes alles beleuchtenden Strahlen her. Gleich einer andern, die vom Sitze der übrigen Muſen und ihres Lehrers losgewunden ihr gegenüber das Gebäude ereilte, hat ſie beim Niederlegen auf die gewölbte

Decke einen Teil des Geſimſes überzogen und davon ſich weiter zur Öffnung hereingewälzt. Der lichte Schatten, der die gemilderte Klarheit ihres Saumes an der Fläche nachahmt, ſcheint zu ſchwinden, und die Annäherung der Herabkommenden ſichtbarer zu werden. Melpomene ſchlägt ein breites Buch in ihrem Schoße auf, worein ſie ihre Blicke verſenkt, als ob ſie der melodiſchen Vereinigung des geſungnen und geſprochnen Ausdrucks ihrer Ideen nachdenke. Ein Kind der Liebe, ſeiner Stelle zwiſchen beiden redenden Künſten getreu, erhebt ſich hinter ihr über ihre Linke herzu und giebt bei dem, was ſein Auge in den Blättern erſchlich, mit gegen einander gekehrten Händen ein ſtilles Zeichen ehrerbietigſter Bewunderung. Erato ſandte ihren getreuen Begleiter Amor voraus; durch die zwote Öffnung gerade über dem Orcheſter

ſieht man, wie er, die Hand an der Leier, jeder wilden Leidenſchaft gebieten will und ſie ſelbſt im Löwen, auf dem er ſitzt, durch die Gewalt der Muſik bezähmt. Sonſt grauſam, nun erweicht, ſcheint dieſer im Laufe gehemmt, mit Weile auf wallender Bahn mehr fürder zu ſchwimmen als fortzuſchreiten, und friedlich lauſchend ſieht er ſich um nach dem, der ihm mit dem Saitenſpiele nie empfundnes Gefühl ins Ohr rauſchte. Die Mutter des kleinen Siegers wendet ſich ſtillen Beifalls voll vom ſchwebenden Lager zu ihm, verbirgt in der Linken den goldnen Apfel, der ihrer Schönheit im Wettſtreite mit Weisheit und Hoheit zufiel, verweilt aber mit teilnehmendem Vergnügen, in einiger Entfernung zur Annäherung bereit und zum Entſchluſſe gereizt, den Liebling bei Endigung des ſiegenden Spieles mit Schenkung des ſelbſt erlangten Preiſes

zu überraschen. Sie vertraute seine hier entbehrlichen Waffen den Händen ihrer beiher spielenden Kinder, die sie anderwärts zu verwenden sich gelüsten lassen. Schon raubt eins dem andern die Pfeile zu ihrer Bestimmung aus den Köcher.

Indessen wagte sich der Unverstand, in Marsyas Gestalt, an den Thron des Apollo und ward auf einen vom Gotte mit gebietender Freundlichkeit gegebenen Wink der Willkür des Musengefolges überlassen. Durch die dritte Öffnung sieht man das Urteil an ihm vollstrecken. Gewalt übende Götterknaben nötigten ihn, sich zu krümmen und mit hinterwärts gebundnen Armen vom Lichtquelle zu entfernen. Das Ende der Bande in der Linken und mit Rückenstreichen von der aufgehobenen Rechten verfolgt ihn der eine; der andre faßt das ziegenfüßige Mißgeschöpf bei den Haarlocken,

quetſcht ihm mit beiden Händen die geſpitzten Ohren an den Kopf und zieht ihn dabei von der Höhe nieder nach der Thüre zu. Unter ihren umherſchwebenden Brüdern empfiehlt einer dem andern, der ihn himmelan begleitet, mit lohnenden Lorbeern in der Hand ein offnes Buch, das mit dem Namen einer Virtuoſenfamilie, Bach, bezeichnet iſt, deren Stamm durch ſeine aus Leipzigs Schoße verbreiteten vielen Zweige in und außer Deutſchlands Grenzen Früchte trägt.

So leicht ſich aus dem Sinne der Allegorie die Beſtimmung des Gebäudes erklärt, welches dem Muſikſtudium, beſonders der Übung des Geſanges gewidmet iſt, um deſſen edelſte Anwendung die redenden Künſte ſchweſterlich ſich mit ihm beeifern, ebenſo deutlich wird dadurch zugleich erinnert, was Würde und Gewalt dieſer vereinig-

ten Künſte vermag, und wie hier die Höhe ihres gemeinſchaftlichen Zwecks erſtrebt werden könne, wenn gute Genien ſorgen, daß kein Unberufner oder Verworfner dieſes Heiligtum der Muſen entweihe und darin nur die Stimme ſolcher Lehrer laut werden darf, die mit einem Bach, Haſſe, Hiller oder Naumann in geiſtiger Verwandtſchaft ſtehen.

Zu Gohlis.

Hier hat ſich eine der Beſtimmung des Orts und der Würde des Beſitzers gemäße Malerei im großen Saale des Herrnhauſes, dem Hauptzimmer eines Gebäudes von nicht gemeinem Umfange, nicht gewöhnlicher Bauart und Einrichtung, zu ſeiner innern Veredlung an Decke und Wänden ausgebreitet, wodurch das Rittergut, das ſich vorhin in mancherlei Betracht, beſonders ſeiner angenehmen Lage wegen vor andern auszeichnete, auch den Kennern der ſchönen Künſte im höhern Grade ſchätzbar ward.

Der Pinſel täuſcht an den Wänden das Auge durch architektoniſche Dekorirung. Die

Ordnung ist ionisch, die Kapitäle der umher verteilten Pfeiler antik; die in der Manier des De Witt gemalten Büsten und Genien an den Kaminen und Thürstücken haben wie die Blumen, Früchte und alle an den Schlußsteinen der Arkaden angebrachten Ornamente Beziehung auf die an der Decke ausgeführte Idee. Hier, wo sich der Bau mit einer Galerie über seiner Kuppel endigt, welcher eine einfache Mosaik die edelste Zierde giebt, ist dem Auge und Geiste eine neue und ernstlichere Beschäftigung angewiesen.

„Nimm, edle Seele," sagt das Gemälde, „des Lebens rechten Zeitpunkt wahr, in welchem du am fähigsten bist, Wahrheiten zu erforschen und durch deren Erkenntnis weise und glücklich zu werden!"

Die Betrachtung zieht der Natur vor der denkenden Seele den Schleier ab. Der

Reſt des leichten Gewandes entfließt eben dem ſichtbar werdenden Haupte im Angeſichte der emporgehobenen Pſyche, da Verſtand und Tugend, die ſich ihr früh mitteilten, in Apollos und Herkules Geſtalt die Muſen, in welcher Umgange ſie gebildet ward, herbeiführten und nun die Aufgeklärte zur glücklichſten Stunde dem Schoße ihrer Lehrerinnen entriefen. Sie wird über ihnen himmelan ſteigend vom Mittage des Lebens, ihrem fähigſten Führer, gelenkt und der liebreichſten Mutter Natur, die ſich ſo willig vor ihr enthüllen ließ, entgegengebracht. An ſeinem Buſen erwärmt und zum ganzen Gebrauche ihrer Kräfte geſtärkt, blickt ſie aus ſeinem Arme nach ihr und ſieht ſie in lichtvoller Höhe aufgeſtellt, wo das Gewölk, welches ſie trägt, ſich nirgend den Blicken der Lehrbegierigen widerſetzt. Keine künſtelnde Hand hat ihr in ihrem

bekannten Bilde einigen Schmuck gegeben oder etwas umher zu ihrer Verherrlichung gethan, und die Baukunst ruht, des Studirens müde, auf gehäuften Büchern am Fuße der aufgedeckten Bildsäule. Psyche strebt fort mit ihrem holden Führer, der, selbst jung und edel, als Beförderer des anwachsenden Vorglanzes ihrer jungfräulichen Würde, nicht sonder Sorgfalt kühn, sie auf eine lichtvolle Bahn leitet. Sein Haupt blüht neben dem ihrigen mit ebenso frischen Wangen und offner Stirn, ohne bezeichnende Zierden in den Locken, und seine ganze Figur bis zu den Ferſen hinab blieb frei davon, als sei er schon in dem aus der Natur selbst genommenen Bilde völlig erreichter Reife des menschlichen Lebens kenntlich. Deutlicher kündigt er sich ihr als Saturns rastlosen Sohn an, der vom greisen Urvater nichts als das Haupt-

attribut der Zeit bekam. Das unabgelaufne Stundenglas in der Hand, empfiehlt er ihr den weislichen Genuß seines schnell hinschwindenden Daseins. Obschon von beiden nur sie auf leichten Fittichen sich hebt, er aber von unsichtbaren Kräften fortgetrieben wird, scheint es doch, daß er stärker beflügelt sei und den Flug der Forschenden beschleunige. Ihre reizende Gestalt und sein schön vollendeter Gliederbau sind mit leichten Gewändern umflossen. Beider lebhafte Richtung hat alle Merkmale der Eilfertigkeit und zweckmäßigen Vereinigung, und freudig sieht man, wie sie mit wiegendem Schwunge in ein höheres Licht dringen. Die schützenden Mächte der Musen, Apollo und Herkules, ruhen auf tiefern Wolken, schweben mit eigner Bezeigung des Beifalls vor dem nahen Chore ihrer Schwestern her, welche teilnehmend

und aufmerksam, in einen engen Kreis gesammelt, selbst die Vortrefflichkeit der Natur gemeinschaftlich zu bewundern und sie nachzuahmen gereizt zu sein äußern. Nur jene Kunst, die Stoff aus dem Reiche der Natur nahm und unnachahmend ihn nach eignen Phantasieen bildete, verschlummert an der mütterlichen Seite die allgemein umher verbreitete Bewunderung.

Das Bildnis dessen, der bei uns der schützenden Gottheiten Stelle vertritt, der durch alle in seinen Staaten sicher wohnenden Musen den Geist seiner glücklichen Völker bilden und selbstgeprüfte Weisheit lehren läßt, wird von Genien des Ruhms, des Friedens und der Freude, die es mit Palmen, Ölblättern und Rosen bekränzen, dargebracht. Sie empfingen es eben aus der Hand eines Genius der Malerei, den sie am Dockengeländer der hohen Galerie

hinter ſich laſſen, und ſchwingen ſich damit empor in den heitern höhern Äther, den der Gott des Tages mit den Strahlen ſeines Hauptes durchglüht.

Zu Niſchwitz.

Die Geſchichte gedenkt eines aſiatiſchen Volkes, welches den Wert des Frühlings ſo ſehr erkannte, daß es ſeine Wiederkehr als die Herabkunft der Gottheit und den Eintritt eines neuen Jahres feierte. Dieſes veranlaßte die Idee zum Plafond der Sala terrena des am Ende des Gartens zu Niſchwitz einſam gelegnen Luſtgebäudes, das eine neue Geſtalt annahm, als die wohlthätige Hand der Friedenskünſte die Ruinen dieſes Rittergutes wieder zu Wohnungen bildete und die Denkmäler der tobenden Wut liebreich vertilgte. Aber der dichtende Artiſt unterdrückte die verwendeten

Früchte und geſchlachteten Tiere beim Opfer, verwandelte jene blutige Scene in eine ſanftere und zeigte, wie er empfand, daß das Wonnefeſt in einer lehrreichen Allegorie der auf Leben und Erhaltung aller Geſchöpfe durch Liebe wirkſamen Natur gemäßer zu ordnen ſei.

Er läßt uns aus dem Innern eines runden, unbedeckten Tempels ſehen, wie in der obern Luft die mächtigſte Göttin gleichgiltig auf Bekenner und Verkenner ihres Wertes niederblickt, wie mit ihnen Verjüngung der Natur und Fruchtbarkeit der Erde, welche die Liebe wecken und nähren, in ihren bekannten Göttergeſtalten, auf ſteigende Wolken verteilt, ſich zu ihr erheben, und unter ihnen ein edles, reizendes Paar, das allen Schmuck der Blüte ſeiner Jahre trägt, einen ermunternden Beweis ſeiner Überzeugung giebt, daß der lebenden

Geſchöpfe allgemeine Beſtimmung Liebe ſei. Die Glücklichen opfern der Erhalterin aller Weſen und ſchweben mit den Zeugen ihres Glücks zu ihr empor, ſo daß es ſcheint, als nahmen ſie zuvor auf der umherführenden Zinne der Rotonda ihre Opferſtätte, ehe ſie durch einer Wolke unſichtbare Kraft den Mauern entrückt wurden. Sie umfleußt in der höhern Sphäre, zu der ſie aufgenommen ſind, eine weit ausgebreitete Heiterkeit des reinſten Lichtes, eines ſolchen, das ſtill leuchtet wie bei warmem Hauche des Weſtwindes nach Sonnenaufgange an verjüngt wiederkehrenden Tagen im Mai. Überall verrät ſich dabei die Einwirkung des alles belebenden Frühlings, des Begünſtigers der Liebenden, des immer wiederkehrenden Wonnegebers der Natur. Das ſchöne Paar trat zum Altare, der göttlichen Tochter des Himmels und des Lichts zu

ſchwören, ſtreute Weihrauch und legt eben die Hände in einander, da Uraniens Prieſter Öl ins rauchende Opfer geußt. Dienſtbare Geſpielen umgeben die Neuvermählten, und der vorderſte im teilnehmenden Haufen will knieend dem Prieſter auf einer Opferſchale die Myrten reichen, die ſie krönen ſollen. Die Göttin ſchwebt mitten im Gemälde über ihnen in einer Lage, welche die ſüße Empfindung ausdrückt, womit ſie das Opfer annimmt. Sie hält das mit Haupt und Bruſt an ihren Buſen gelehnte Kind Amor im Arme, hat voll ſtiller Anmut und Huld vom ſanften Wolkenſitze, der im blauen Lichte unter ihr aufwallt, ſich völlig herzugewandt, als wolle ſie den Anruf mit ihrer Zuſage erwidern. Außer dieſen und andern Zeichen des Wohlgefallens läßt ihre heitre Ruhe und frohe Aufmerkſamkeit erraten, wie gern ſie will,

daß man ihr opfere. Sie ließ durch die an der Seite ihres Schoßes sitzende Flora Blumen zu ihrem Schmucke an einander reihen, die diese, eben da die Geliebten ihre Hände in einander fügen, in einen Kranz zusammenschließt, als gäbe sie dadurch ein Zeichen des Beifalls und der Genehmigung.

Venus hat das kleine, leichtbeflügelte Chor ihrer Kinder umher gesandt. Zerstreut umgaukeln sie die Feirer des Festes, als wolle ihr freudiger Zuruf den Eifer der Geschäftigen zu anhaltender Thätigkeit ermuntern und ihnen die allgütige Regentschaft ihrer Mutter verkündigen. Cybele, den Schlüssel in der Hand, hält zur Linken sich bereit, den Verbundnen die Aussichten tröstender Hoffnung zu eröffnen und ihnen der Erde verborgne Gemächer aufzuschließen. Nicht fern sitzt sie vom Frühlingsverkündiger Zephyr, der in beiden Händen eine gefertigte

Blumenkette darbringt, das glückliche Paar damit zu fesseln. An der andern Seite hält ein blühender Greis den an ihn sich schmiegenden Enkel im Arme; ruhig sitzend, aber unterrichtend beschäftigt er sich mit dem Knaben, als wollte er, daß dieses Beispiel seinem Gedächtnisse sich früh einpräge, ihn an seine Bestimmung erinnre, und er den Wert tugendhafter Liebe nie verkennen lerne. In der Nähe zeigt sich eine warnende Folge versäumter Augenblicke. Eine der schönsten Stunden ist einem reifen Jünglinge zu schnell entflohen. Noch versucht er sie aufzuhalten und schreitet ihr mit ausgestreckten Armen begierig nach. Aber ihr scheinen im Fluge die Kräfte zu wachsen, sie eilt im Gewande der Unschuld davon und nimmt den Kranz der Freude in ihrer Rechten mit von hinnen.

Nachwort.

Der Verfasser der kleinen Kunstschriften, die in diesem Heft zum erstenmal unter seinem Namen vereinigt sind, gehörte zu dem Kreise der Leipziger Kaufleute des achtzehnten Jahrhunderts, die, wie es in einer dieser Schriften selbst heißt, „die Vorteile ihrer Handelschaft auf die Wissenschaften verwendeten und ihre Glücksgüter mit den schönen Künsten teilten." Auch Goethe hat ihn als Student in Leipzig kennen gelernt und nennt ihn in „Dichtung und Wahrheit" unter den Leipziger Kunstfreunden und Kunstsammlern. „Kreuchauf, Liebhaber mit geübtem Blick, der als Freund der ganzen Kunstsocietät alle Sammlungen für die seinigen ansehen konnte" — mit diesen Worten erwähnt er ihn neben Huber und Winkler.

Obwohl wir nur wenig Nachrichten von ihm haben, so sind sie doch so bezeichnend, daß sie ausreichen, sich ein Bild von ihm zu machen. Er verzichtete schon früh auf die Freuden der Arbeit und des Erwerbens und begnügte sich mit den Freuden des Verzehrens und Genießens. Geboren war Franz Wilhelm Kreuchauf*) 1727 als jüngster Sohn eines Leipziger Kaufmanns Franz Kreuchauf, der in seinem Hause auf der Petersstraße „eine starke Speditions- und Leinwandhandlung" hatte. Nach des

*) So schreibt ihn Goethe in der Originalausgabe von „Dichtung und Wahrheit," und so wird er auch überall in Urkunden und Akten geschrieben. Wozu also das ff?

Vaters Tode († den 11. November 1746) übernahm der älteste Sohn, Daniel Friedrich (geb. 1709), das Geschäft, in dem er schon bei des Vaters Lebzeiten und an dessen Seite thätig gewesen war, und zu ihm wiederum gesellte sich später der jüngere Bruder (alle andern Geschwister waren gestorben). Daneben aber ging Franz Wilhelm mit Vorliebe seinen Kunstneigungen nach, zu denen er auf einer dreijährigen Reise durch Deutschland, Frankreich und England den Grund gelegt hatte: er wurde namentlich ein eifriger Kupferstichsammler. Vor Ehefesseln hütete er sich, auch gehörte er zu den vorsichtigen Leuten, die sich nach Ausbruch des siebenjährigen Kriegs von Leipzig wegwandten und die Drangsale und Lasten des Kriegs andern überließen; er ging nach Hamburg, während sein verheirateter Bruder in Leipzig aushielt, dafür aber auch gleich anfangs von den Preußen ein paar Wochen lang als Geisel mit herumgeschleppt wurde. Nach dem Friedensschluß kehrte er von Hamburg nach Leipzig zurück, trat — mit 37 Jahren! — ganz aus dem Geschäft aus und hat dann vierzig Jahre lang als privatisirender Kaufmann und „Kunstfreund" in Leipzig gelebt, d. h. einem feinern Müßiggange gefröhnt. Dazu paßt, daß man ihn den „schönen Kreuchauf" nannte; „schön" nennt man gewöhnlich solche Männer, die sich für schön halten, und die, weil sie keine ernste Beschäftigung haben, auf ihre Leibes-, Gesichts- und Kleiderpflege eine weibische Sorgfalt verwenden. Gestorben ist er 1803 an seinem Geburtstage (16. Januar).

Sein Bruder hatte bald nach dem Kriege Bankerott gemacht; wenigstens mußte er 1768 aus der „Vertrauten Gesellschaft" ausscheiden, nachdem er „schon seit geraumer Zeit denen Gesellschaften nicht mit beigewohnet, und seine noch schwankenden Umstände ihn endlich noch zu Falle gebracht haben." Das seiner Frau gehörige schöne Haus mit Garten auf der Johannisgasse (damals Bettelgasse) blieb zwar noch bis zu seinem Tode (6. April 1775) in seinen

Händen, wurde aber im folgenden Jahre „wegen Schuld" versteigert und von dem Bürgermeister Müller erstanden, der es dann von Oeser in allen seinen Räumen mit Malereien schmücken ließ. Von diesem Bankerott blieb auch Franz Wilhelm nicht ganz unberührt: er mußte sich einschränken, verkaufte später einen Teil seiner Kupferstichsammlung, und lediglich zum Vergnügen wird er auch nicht zur Schriftstellerei gegriffen und dem reichen Winkler seine Gemäldesammlung beschrieben haben, womit er seine kunstschriftstellerische Thätigkeit in den sechziger Jahren eröffnete.

1768 ließ Gottfried Winkler von seiner Gemäldesammlung — der größten in Leipzig — bei Breitkopf einen Katalog drucken. Er erschien, schön ausgestattet und von Oeser mit Vignetten geschmückt, unter dem Titel: „Historische Erklärungen der Gemälde, welche Herr Gottfried Winkler in Leipzig gesammelt," und enthält die Beschreibungen von 628 Bildern. Diesen Katalog hat Kreuchauf verfaßt. Voran geht eine Widmung des Verfassers an den Besitzer, ein Panegyrikus auf die litteratur- und kunstfreundlichen Kreise des damaligen und zum Teil auch des frühern Leipzigs, der nach allen Seiten die schmeichlerischsten Lobsprüche austeilt und sichtlich bemüht ist, niemand dabei zu übergehen. Diese Widmung ist es, die in dem vorliegenden Heft an erster Stelle wieder abgedruckt ist. Daran sind dann aus dem Katalog selbst die Beschreibungen der Oeserschen Bilder angeschlossen, die Winkler besaß: eines biblischen Bildes (Saul bei der Hexe von Endor), der Skizze des berühmten Leipziger Theatervorhangs und des Deckengemäldes in dem Hauptzimmer der Winklerschen Sammlung. Später hat sich Kreuchauf namentlich als Oesers Prophet hervorgethan. 1774 veröffentlichte er eine kleine Schrift über das von Oeser gefertigte Denkmal Gellerts, das anfangs im Wendlerschen Garten stand, später in den Paulinergarten und endlich auf den Schneckenberg in den Promenaden-

anlagen versetzt wurde, und 1782 unter dem Titel „Oesers neueste Allegoriegemälde" eine Beschreibung der Wand- und Deckenbilder, die Oeser in der Zwischenzeit in dem Hause des Bürgermeisters Müller, in den Konzertsälen des Gewandhauses, in dem Gohliser Schlößchen und in dem Pavillon des Parks von Nischwitz bei Wurzen ausgeführt hatte. Diese beiden Schriften sind in dem vorliegenden Heft an dritter und vierter Stelle wieder abgedruckt.*)

Die Originale dieser Schriften sind sämtlich selten geworden. Stellte sich doch heraus, als dieser Neudruck veranstaltet werden sollte, daß die beiden letztgenannten nicht einmal im Besitz der Leipziger Stadtbibliothek waren! Nun hat zwar schon Dürr in seiner Monographie über Oeser einen großen Teil davon wieder abdrucken lassen, aber zerschnitten und verteilt, sodaß man von dem Ganzen keinen rechten Eindruck bekommt. Es schien daher der Mühe wert, sie für die Freunde der Stadtgeschichte noch einmal vollständig und bequem zusammenzustellen. Gewähren sie auch stilistisch keinen großen Genuß wegen ihres fortwährend blumigen und schönrednerischen Stils, so sind sie doch inhaltlich entschieden wertvoll. Die Zuschrift an Winkler ist eine der lehrreichsten kleinen Quellenschriften zur Geschichte Leipzigs im achtzehnten Jahrhundert. Sie steckt voller Anspielungen auf die damaligen litterarischen und Kunstzustände Leipzigs und giebt in jeder Zeile Anlaß zum Denken, Fragen und Forschen. Gäbe es ein „Historisches Seminar" für die Geschichte Leipzigs — was gar nicht übel wäre —, so müßte dort jedes Jahr die Interpretation dieser Zuschrift mit als Aufgabe gestellt werden. Die Kreuchauffsche Beschreibung des Oeserschen Theatervorhangs wird man gern mit denen von Clodius und von Goethe vergleichen. Die kleine Schrift über Gellerts Monument, das Beste, was Kreuchauf ge-

*) Außerdem hat Kreuchauf französische Schauspiele für die deutsche Bühne bearbeitet und wahrscheinlich auch mancherlei Kleinigkeiten für Zeitschriften geschrieben.

schrieben hat, ist nicht bloß für die Stadtgeschichte von Wert, sie streift auch die Geschichte der sächsischen Industrie, und die ausführliche Beschreibung der Oeserschen Allegorien, die wohl die äußerste Spitze bilden einer crassen, aber damals durch Winkelmanns Autorität geschützten Verirrung der bildenden Kunst in das Gebiet der Poesie, ist gerade heute besonders lehrreich, wo sich die Allegoristerei wieder als etwas Funkelnagelneues breitmacht und von kindlichen Gemütern angestaunt und angepriesen wird.

Der vorliegende Neudruck giebt die Originale genau wieder. Die Sprache ist getreu beibehalten, nur falsch geschriebne Namen sind berichtigt worden, Orthographie und Interpunktion sind unserm heutigen Geschmack angepaßt, und zur Orthographie sind dabei auch Formen gerechnet, wie: gesammlet (statt gesammelt), erschrecket (statt erschreckt), Geschmackes (statt Geschmacks), offenen (statt offnen) u. ähnl., die sich namentlich in dem Winklerschen Katalog finden, auch dort sicherlich mehr auf Rechnung der Druckerei als des Schriftstellers zu setzen sind und deren Beibehaltung dem Text nur einen unnötigen altmodischen Beigeschmack gegeben und den Leser vom Inhalt abgezogen hätte.

Einen Kommentar zu diesen Schriften hier zu geben ist unmöglich; er würde allein zu der Zuschrift an Gottfried Winkler den vierfachen Raum des Textes beanspruchen. Es ist das auch nicht der Zweck und die Aufgabe dieser Neudrucke. Ich verweise zur Erklärung auf Biedermanns „Goethe und Leipzig," auf Dürrs „Adam Friedrich Oeser," auf Löpers Anmerkungen zu „Dichtung und Wahrheit" in der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken, auf den ersten Band meiner gesammelten Aufsätze „Aus Leipzigs Vergangenheit" und auf meinen Atlas „Leipzig durch drei Jahrhunderte."

Anmerkungen

S. 9. das Haus des Erstern] nämlich Apels. Das Königshaus am Markte ist gemeint.

S. 10. Herr Böttcher] Wohl mehr der Verwandtschaft wegen erwähnt. Der Bruder des Verfassers, Daniel Friedrich, war mit einer Tochter des Kaufmanns Johann Burkhard Raabe verheiratet, Raabe mit einer Tochter des Kaufmanns Böttcher. In den Familien Böttcher, Raabe, Kreuchauf hatte das Haus auf der Johannisgasse fortgeerbt, ehe es Müller kaufte.

S. 12. Büste der Verzweiflung] Vielmehr der Verdammnis. Sie stellt eine von Flammen umzüngelte, schreiende Frau dar. Jetzt im städtischen Museum. Vgl. Aus Leipzigs Vergangenheit Bd. 1, S. 166.

S. 17. Hennewarthische Kunsthandlung] Joseph Hennewarth aus Prag handelte mit Bildern und kunstgewerblichen Gegenständen. Sein Gewölbe hatte er in Hohmanns Hof. Als er am 2. Februar 1775 in Leipzig starb, wurde sein Warenvorrat gerichtlich verzeichnet und dabei auf mehr als 20000 Thaler abgeschätzt.

S. 20. Sinkende Hoffnung und Verlornes Glück] Zwei entsetzliche Allegorien von Paul Hermann. Die erste hielt mit der Rechten an einem Tau einen dreifachen Anker, dessen dritter Haken abgebrochen war; mit der Linken entschleierte sie das Gesicht, das traurig auf den zerbrochnen Anker niederblickte. Die zweite hielt mit der Rechten über dem Kopfe ein flatterndes Segel, in der Linken eine Krücke, mit der sie das linke Bein, ein Stelzbein, unterstützte! Vgl. die Beschreibung der Stadt Leipzig von J. G. Schulz (1784) S. 435.

S. 20. Herr Raabe] Vgl. S. 10: Herr Böttcher. Das Weingartenhaus (das Weinnäpfchen genannt) wurde in den fünfziger Jahren von dem Besitzer von Lehmanns Garten gekauft, abgebrochen und, stark verändert, auf der heutigen Promenadenstraße wieder aufgebaut. An dem Altan ist es aber noch zu erkennen. Die beiden Figuren, Vertumnus und Pomona, stehen noch jetzt auf den Thorpfeilern des ehemaligen Weingartens auf der Johannisgasse.

S. 20. eines der schönsten Werke des Ismael Mengs] Jetzt im städtischen Museum.

S. 22. Müllers bescheidne Muse] Der spätere Bürgermeister Müller ist gemeint, der in jüngern Jahren ein Bändchen Gedichte hatte drucken lassen. Vgl. Aus Leipzigs Vergangenheit Bd. 1, S. 350.

S. 23. Reichel] Der Professor der Medizin, der im Silbernen Bären wohnte, und dessen auch Goethe in „Dichtung und Wahrheit" gedenkt.

S. 23. Löhlein] Im Original steht Lelei. So schrieb er sich wirklich, damit es italienisch aussehen sollte, auf dem Titel seiner Klavierkompositionen.

S. 45. noch Kinder waren] Leider hatte diese Idee, die Kreuchauf hier als so geistreich und für Gellert so bezeichnend preist, eine sehr materielle Ursache. Oeser hatte erst mehrere Entwürfe zu dem Denkmal gemacht, in denen die Grazien keineswegs als Kinder, sondern wie gewöhnlich als erwachsene Jungfrauen dargestellt waren. Aber die Ausführung war Wendler zu teuer, obwohl er durch Gellerts Werke reich geworden war.

S. 46. bekannten Attributen] Nach Pausanias (VI, 24) standen die drei Chariten in ihrem Heiligtum in Elis: „die eine von ihnen hält eine Rose, die mittelste einen Würfel, die dritte einen kleinen Myrtenzweig."

S. 47. Freunde des Phanias] Oeser hatte die Scene in einer Vignette auf dem Titelblatt der „Musarion" dargestellt.

S. 52. Mühlader und Enzweihingen] Der zweite Ort liegt in Württemberg. Mühlader ist nicht nachweisbar. Vielleicht Mühlacker in Württemberg?

S. 93. Verum gaudium] Der Satz ist aus den Briefen des Philosophen Seneca an Lucilius, und zwar aus dem 23. Briefe, der von der wahren Freude handelt. Dort heißt es: „Ich wünsche, daß es dir nie an Freude fehle, ich wünsche, daß sie dir in deinem Hause erblühe, und das thut sie auch, wenn sie in dir selber wohnt. Die andern Vergnügungen füllen nicht das Herz, sie glätten nur die Stirn und sind flüchtig. Du müßtest denn gerade meinen, wer lacht, der freue sich. Nein, wahre Freude ist eine ernste Sache."

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann
Drittes Bändchen.

[Benjamin Heidecke]

Tableau von Leipzig

im

Jahr 1783.

Eine Skizze.

Exceptis excipiendis.

Leipzig.
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
1902.

Vorrede.

Die Vorrede, so lauten die schriftstellerischen Gesetze, schreibe man nach Verfertigung des Buchs; man wird alsdann dem Leser nicht nur Rechenschaft geben können, welchen Plan man habe ausführen wollen, sondern welchen man ausgeführt habe.

Gewiß, dies Gesetz ist streng. Es setzt manchen Autor, der mit seiner Ausführung nicht völlig zufrieden ist, in große Verlegenheit; denn wer wollte nicht lieber seine Blöße zu verbergen suchen, als sich selbst ein ungeschlachtes Urteil unter die Nase sagen? Aber, wird man antworten, wir lesen ungern Bücher und Vorreden von Schriftstellern, die sich in dieser Verlegenheit befinden. Dies finden wir uns genötigt mit unserm eignen Beispiel zu beantworten.

Ehe wir uns niedersetzten, dies Tableau aufzutragen, fanden wir den Plan weit interessanter. Vielleicht verführte uns der Plan eines andern Buchs eben desselben Inhalts dazu. Allein nach der Vollendung sahen wir

uns von dem Irrtum zurückgebracht, und — welche Seltenheit! — wir sind die ersten, die nicht ganz damit zufrieden sind. Wollte der Himmel, daß wir wenig Nachfolger hätten! Doch bewogen uns einige Seiten, die Bekanntmachung nicht aufzuschieben oder ganz aufzugeben, gleichwie bisweilen nur Nebenumstände zu einer That reizen und die nämlichen Folgen hervorbringen, die die ersten Ursachen und Gründe hervorbringen konnten. Wir hatten geglaubt von Leipzig so viel Auffallendes zu sagen, als von Paris gesagt worden ist; das war unmöglich, und man verzeihe es uns.

Sunt quaedam mediocria, sunt mala plura,
quae legis: aliter non fit, Avite, liber.
Mart.

Vorerinnerung.

Noch ehe ich Merciers Tableau de Paris zu Gesichte bekam, war ich entschlossen, vielleicht zum Besten meines Zeitalters, ein Gemälde von den Sitten großer Städte aufzustellen. In wie fern es angenehm oder unangenehm sei, einer lächerlichen Figur den Spiegel vorzuhalten und ihr die piquanten Flecken zu zeigen, blieb bei mir unentschieden, und der Augenblick, in dem mir die Herausgabe des Paris von Mercier bekannt wurde, befestigte meinen Entschluß und riß mich zur Ausführung hin.

Man fand an dem Tableau nichts zu tadeln, als daß sein Verfasser es in der mißmutigsten Laune und vielleicht aus Rache gegen persönliche Privatbeleidigungen möchte geschrieben haben. Aber das heißt seine Zuflucht zu ungerechtem Tadel nehmen, wenn man verlangt, daß der Autor, der mit philosophischem Geiste schrieb und, wenn es ihm um wahrhaftes Verdienst zu thun war, so schreiben mußte, seine Feder in Scherz und leichtsinniges Raisonnement tauchen

sollte. Mercier urteilte nie zu strenge, jede Seite zeigt, daß er nicht parteiisch sein konnte, und gewiß, sein Gemälde verdient, der Absicht und des Verfassers wegen, mehr Schätzung als manches Schauspiel und mancher Roman und manches Buch einer andern Wissenschaft.

Das Resultat meiner Entschließungen ging endlich dahinaus, daß ich nicht ein Gemälde von dem Ganzen, sondern zuerst einen einzelnen Teil desselben liefern wollte, und ich wählte die Stadt Leipzig zu meinem Sujet. Ich fand es für gut, Paris mit Leipzig parallel zu stellen, so wie auf meinem Pulte Merciers Tableau neben meinem Schreibebogen lag. Daher entstanden die Vergleichungen, daher die meisten Rubriken aus dem Tableau, und endlich daher dies ganze kleine Gemälde, das man leicht mit dem Namen einer Unwichtigkeit belegen kann. Und doch, was kann ein Autor, dem man sagt, sein Werk habe so wenig Wert als Bogen, anders thun, als die Achseln zucken und — schweigen?

Sollte es aber wohl nötig sein, mich über manche Kapitel zu entschuldigen, die unter Rubriken dastehn, bei denen man fragen möchte: Auch diese unbedeutende Sache? Ich glaube nicht, vielmehr bitt' ich meine Leser um Nachsicht, daß ich über manche lokale Nachricht

weggeschritten bin. Aber was Nachricht war, die, ob sie gleich lokal, doch zu einem Begriff von der Stadt, auch in der größten Entfernung, nichts beitrug, diese überschritt ich gern, und ich werde mir nie einen Vorwurf darüber machen.

Ob es nicht Leser giebt, die mit der Gleichgiltigkeit gegen manche Gebrechen mehr bekannt sind als ich und drum meinen Tadel überflüssig finden?

Von Paris seinen Blick auf Leipzig wenden, ist eben das, als wenn man das Auge von einem geräuschvollen, schwelgenden, die Laster einer ganzen Nation bis zum Ekel bezeichnenden Gemälde abzieht und ihm eine Scene vorschiebt, wo eine geringe Anzahl Menschen in einer glücklicheren Einfalt lebt. Nicht jener Anblick, wo der schwelgende Große die Zufriedenheit des Armen unterdrückt, wo die Vergleichung der Glücklichen mit den Unglücklichen Mitleid erregt, wo man fragt: Warum drängt sich alles in diesen Punkt zusammen, was nährt diese zahlreiche Menge, warum dieser große Haufen hier, dem die Armut Laster lehrt?

Es möchte wohl den Lesern, die schon das Tableau de Paris in Händen hatten, zur Frage dienen, warum ich denn also eine Stadt, von der sich kein eben so auffallendes Gemälde aufstellen ließ, zum Stoff meiner Bearbeitung und zum Beitrag zu ihrer Lektüre gewählt hätte, und ich kann zu meiner Verteidigung nur das sagen, daß Leipzig nicht, wie Paris und London, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt, sondern bloß die Aufmerksamkeit des ganzen Deutschlands und einiger Ausländer (die unser liebes Deutschland ihrer Beobachtung würdig halten) auf sich gezogen hat. Leipzig ging vor allen Städten Deutschlands der Kultur mit Riesenschritten entgegen, es nahm mit offnen Armen Künste, Wissenschaften und Handel in seinen Schoß auf und verbreitete dieselben. Es ist mit der Zeit in eine Lage gekommen, die ich jetzt näher bestimmen will, und die, wie ich hoffen darf, der Wißbegierde mancher unsrer Zeitgenossen zu statten kommt.

Man erwarte nicht von mir eine vorausgeschickte Geschichte ab ovo. Unser Jahrhundert war so glücklich, einen Topographen zu zeugen, der die Geschichte davon schrieb und im Jahr 1778 herausgab. Unmöglich kann der Zahn der Zeit dies kleine Werkchen schon zernagt haben, und noch weit schwerer ist es zu ver-

muten, daß der Name eines Kritzinger, der diese Geschichte schrieb, nicht auf die Nachwelt kommen sollte; wiewohl der Autor, wie wenig schlechte Autoren, so bescheiden war, sie ohne Namenbenennung herauszugeben. Folglich werden Liebhaber einer Topographie (im weitläufigsten Verstande) sie noch heutzutage in den Buchläden antreffen können. Sonst verdient Herr Kritzinger, im Betracht daß noch keiner eine von unzähligen ungelehrten Händen gesammelte Chronik, meist Mordgeschichten betreffend, mit so vieler Genauigkeit und ohne ein Wort dazu- oder davonzuthun abgeschrieben und zur Bildung des Geschmacks und Ausbreitung nützlicher Kenntnisse hat drucken lassen, den Beifall des Publikums. Gott helfe seinem Buche weiter! Herr Schlözer gab vor einigen Jahren ein Bruchstück der Chronik von Leipzig bis auf das Jahr 1466 heraus, es ist aber bis jetzt noch Bruchstück geblieben.

Bei der Charakterisirung einer ganzen Nation sowohl als einer einzelnen Stadt, bei der Auseinandersetzung ihrer Vergnügungen, bei Urteilen über ihren Geschmack, bei dem Punkte, wo ihre Kultur Grenzen erreicht, bei gesellschaftlichem glücklichem oder unglücklichem Leben verliert sich der Leser gern in Betrachtung und Anwendung auf das, was um ihn

her ist, und diese Prüfung möchte einer meiner ersten Wünsche sein, wenn es noch erlaubt ist, daß ein Autor mit einem andern Endzweck als Autorsucht schreiben darf. Die Satire oder sonst eine andre Art des Vortrags, wodurch man den Pöbel kitzelt, würd' ich ungern zur Achse meiner Abhandlung gewählt haben. Nichts ist schwerer, als daß ein Schriftsteller, der die Geißel leicht in die Hand nimmt und sie gegen einige Flecken des allgemeinen Charakters braucht, sie eben so leicht in Fällen, die Beifall eines unparteiischen Beurteilers verdienen, wieder aus der Hand legt und dem Tadel und Lob seine Schranken setzt. Man könnte durch schimmernden Witz die Leser auf Unkosten derer, die man schildert, unterhalten, aber dann ist der Ruhm eines unparteiischen Beurteilers nicht das Ziel, das man sich vorgesetzt hat. Dieser Witz trifft gemeiniglich nur einige Personen und verfehlt das Ganze; da, wo man das Allgemeine hätte loben können, tadelt man es um Individuen willen. Dies ist der Fehler der Satire, und ich werde ihn zu vermeiden suchen.

Man urteilt allezeit nach der größern Menge, und wichtige Lächerlichkeiten dürfen nicht verschwiegen bleiben. Es gebe welche, die die Gebrechen der Stadt Leipzig, so sie bewohnen, einsehn, und die in dem Punkt, eine

große Stadt zu bewohnen, über die Vorurteile des Pöbels hinweg sind; aber die größte Anzahl ihrer Bewohner, und dies ist eine Lächerlichkeit, die ich nicht verschweigen kann, ist stolz, sie zu bewohnen. Der Pariser kann nicht stolzer auf seine Stadt sein, und er würde, wenn er schon ganz Leipzig durchgangen wär', nur die Vorstadt durchgangen zu haben glauben und fragen: Wo liegt die eigentliche Stadt? Sie enthält kaum 9000 Ellen im Umfange und etwa 36000 (wiewohl man sagt 40000) Einwohner; aber man würde den Leipziger beleidigen, wenn man ihm nicht einräumte, daß sie in dem Umkreis von hundert Meilen die größte und kultivirteste Stadt sei. Er wird, ohne die Sitten einer andern Stadt zu kennen, sie tadeln und, um einen in Verlegenheit zu setzen, fragen: Wo lebte man freier, vergnügter, dem Pöbelsurteil weniger ausgesetzt als hier? Beantwortet es ihm, und er glaubt dennoch, er müsse in jeder andern Stadt vor langer Weile sterben. Er dünkt sich, in seinen Mauern sei der Sitz der Höflichkeit von ganz Deutschland, und gewiß, der Kaufmann, dem ihr die Rechnung ohne Weigerung und Abzug der Summe bezahlt, der Mann, der arm ist und viel Gold bei euch vermutet, ist höflich, und jedermann, wenn ihr zur Stadt hineinkommt, fragt hinter euerm Rücken, ob

ihr Geld habt, wirklich in der guten Absicht, um euch höflich zu behandeln. Aber ihr seid fast der Grobheit des niedrigsten Pöbels ausgesetzt, sobald ihr nicht sehen laßt, daß ihr es habt. Man würdigt euch kaum eines Seitenblicks, kaum einer Antwort; die Einwohner unter einander selbst sind nicht höflich, wenn sie nicht in einerlei Verhältnis des Reichtums stehen.

Luxus.

Jene Schriftsteller, die dieses Kapitel zu ihrer Lieblingsmaterie gewählt haben, würden hier Stoff genug finden. Er ist nun einmal das Attribut aller kultivirten Städte geworden, und es kömmt nur noch darauf an, ob er einen größern oder mindern, der Zahl der Einwohner der Stadt und ihrer Größe angemeßnen oder nicht angemeßnen Haufen in seinem Strome mit sich fortreißt. Unsre Städte, die um den Luxus mit einander wetteifern, haben Leipzig den Preis gewinnen lassen. Das erste, beneidete, nachgeahmte Haus ist das, welches durch vielen Aufwand die Leute zum Bewundern des vielen Reichtums bringt. Man muß sich nach der neuesten, von Frankreich oder England geborgten Mode jährlich ein Dutzend mal kleiden, Be-

diente und Reitpferde halten, im Wagen nach der neuesten Mode fahren, Diners und Soupers geben, fürstlichen Staat machen, vor allem andern aber auf der Straße figuriren, daß es in die Augen fällt. Der Bürger, das gemeine Volk, alles schwelgt; sie ahmen die Reichsten in der Kleidung nach, verzehren an öffentlichen Orten viel Geld, um für Leute, die von Prozenten leben, gehalten zu werden, und doch hört man immer von Kaufleuten, die (durch Aufwand) bankrott, von Bürgern, die zu Bettlern, und von dem gemeinsten Pöbel, der durch Luxus arm wurde und durch ihn nie wieder zu Kräften kommt. Kapitel im folgenden werden zur Vollkommenheit dieses mehr beitragen.

Straßen.

Darunter denke man sich nicht zusammenhängende, in gleicher Linie schnurgerade fortlaufende, von Seiten der Schönheit durchaus gleiche Reihen von Häusern. Es ist ein Mischmasch von großen und kleinen, das Auge beleidigenden Häusern. Gleich als ließen ewige Beschäftigung, Geiz, Armut, Geschmacklosigkeit die Verschönerung nicht zu. Neben dem besten Hause in der besten Straße stößt man auf ein Hüttchen, das einer kleinen Bauerschenke nicht

unähnlich sieht. Am Eingange der Petersstraße vom Markte her, in der Hainstraße und Grimmischen Gasse findet man Beweise. Die einzige Katharinenstraße leidet, wenigstens der äußerlichen Erträglichkeit nach, einige Ausnahme. Sonst sehe man den Brühl, die Reichs-, die Ritterstraße, diese kann nur ein von niedrigen Dörfchen die Mauern und Thore einer Stadt zum erstenmale begrüßender Landknabe schön nennen. Die Nikolaistraße, die Fleischer-, die Klostergasse, alles Plätze, wo mehr schlechte als gute Häuser stehn.

Der Leipziger weiß nicht, wie viel die Polizei durch Reinlichhaltung der Straßen zu seiner Bequemlichkeit beiträgt. Die Erlaubnis, wie zu Paris, Mist vor die Thüre eines Kranken streuen zu dürfen, würde man nicht einmal erkaufen können. Der große Lärm zur Zeit der Messe, das Fahren und Schleifen, ebenda die Behutsamkeit, welche man nötig hat, um ohne Schaden durchzukommen, macht, daß man nach Verlauf derselben die ruhige Stille oder das weit geringere Geräusch um so viel höher schätzt und allen guten Göttern dafür dankt, daß man nicht eben jetzt auf einer Pariser Straße ist und wohl 600 Fiakres ausweichen müßte. Der Wind behält immer sein Recht, die Straßen zu durchstreichen, und nur die

drückendſte Hitze des Sommers kann Schwüle und verdrießlichen Weg verurſachen. In den breiten Straßen können zwei und drei Wagen neben einander fahren. Die Fußgänger behalten immer noch Platz durchzukommen. Zunächſt an der Seite der Häuſer iſt außerdem noch ein kleiner gepflaſterter Fußſteig, den man im Fall der Not ergreifen kann. Das Pflaſter iſt beſſer als mancher andern Stadt; die kleinen Steine gewinnen eine gute Zuſammenfügung durch Härte, daß ſie nicht ſo bald zermalmt, und durch ihre ſpitzige Oberfläche, daß ſie lange befahren und beſchleift werden können. Die Bequemlichkeit der Wetterdächer über den Häuſern könnte noch allgemeiner ſein, dadurch könnte man zur Zeit des Regens, ohne von Rinnen und Dachtraufen benetzt zu werden, über die Straßen gehn. Es giebt wenigſtens gegenwärtig kein beſſeres Mittel.

Reinlichkeit.

Die Straßen ſind in der Mitte erhöht gepflaſtert, ſodaß das Regenwaſſer ſehr leicht ab- und in die an der Seite der Straßen angebrachten Öffnungen der Schleuſen hineinläuft. Man darf keinen Kot auf die Straßen werfen. Die Schleuſen, die unter den Straßen weg-

gehen, sammeln den durch die geheimen Plätze in den Häusern hineingebrachten Kot, der durch sie aus der Stadt hinausgeführt oder, welches sehr oft geschieht, des Nachts von dazu gedungnen Leuten ausgeräumt und aus der Stadt geschafft wird. Aller Unrat, der außerdem sich auf den Straßen sammelt, muß wöchentlich zweimal vor den Hausthüren zusammengekehrt werden, und ein Wagen, der alle Straßen durchstreicht, fährt ihn fort. Daher geht man auf gutem und reinlichem Pflaster und hat nicht, wie zu Paris, nötig, an jeder Ecke einen Schuhputzer herbeizurufen.

In den Wirtshäusern findet ein Fremder und Reisender viel Bequemlichkeit. Gute Zimmer, gute Betten, so reinlich er es nur wünschen mag. Nur sei er zur Zeit der Messe auf die Sicherheit seines Zimmers bedacht, denn es schleichen sich unter dem Vorwand des Handels gemeiniglich Juden und andres herumschweifendes Gesindel in die Häuser, die einem offnen Zimmer, wo der Besitzer nicht zu Hause ist, am liebsten ihren Besuch machen.

Häuser.

Alle in der neuen Zeit erbauten sind auch modern. Gewöhnlich nicht über vier Stock hoch,

ſucht man eine Schönheit in den Erkern. Sie ſchaffen dem Nachbar die größte Unbequemlichkeit. Seine Fenſter, die darneben ſind, nützen ihm kaum. Er kann nicht in der Länge der Straße hinaufſehen, er ſteckt den Kopf heraus, um — in des Nachbars Erker zu ſehen. Und doch nützt dem Beſitzer der Erker nichts mehr, als daß er das Tageslicht eben ſo leicht verzehrt, als er es auffängt. Die Glasthüre zum Erker trägt zur Schönheit der Stube nichts bei, und warum könnte eine Kaffeegeſellſchaft nicht auch bei dem Fenſter einer Stube ohne Erker ſitzen und die Vorübergehenden beobachten? In jedem Winkel muß der Baumeiſter ein Stübchen anbringen, man könnte ſie Gelehrtenſtübchen nennen. Hinten heraus, die Ausſicht auf den Hof, ſcheuen ſich Leute von keinen großen Renten oder von keinem großen Aufwand nicht zu wohnen, obgleich in einem engen Hofe immerfort der Geſtank von dem Unflat des Hauſes aufſteigt, die Luft vergiftet, und man, je nachdem der Raum iſt, kaum ein Stückchen von dem Himmel, von der Sonne faſt gar nichts und von den Menſchen niemand als die Köchin, die unreines Geſchirr auswäſcht, gewahr wird. Ein ſolches Zimmer hat zwar die Bequemlichkeit, daß man das Geräuſch der Menſchen und der Pferde auf den Straßen

nicht hört, aber die Unannehmlichkeiten des Lebens liegen einem doch zu nahe vor den Augen, als daß man sie nicht sehen könnte. Und wie oft geschieht es nicht, daß Familien, die das Hinterteil des Hauses zugleich mit bewohnen, eben so viel Geräusch verursachen, als auf der Straße kaum vorgeht! Bei dem allen sind die Häuser bis zur fünften Treppe im Hofe unter dem Dache bewohnt, und je mehr reiche Familien Stuben zu ihrer Bequemlichkeit mieten, desso mehr müssen sich ärmere in das hintere verbergen, das von aller Art Leuten vollgepfropft ist und teuer genug bezahlt wird. Eine Familie, die am Markte eine oder zwei oder drei Treppen hoch vorn heraus wohnen will, zahlt drei-, vier- und fünfhundert Thaler. In einer andern Straße sind die Preise zwar bisweilen wohlfeiler, aber nicht billiger. Man überrechne, wie hoch sich die Interessen eines Hauses, das zwanzig oder dreißig Stuben hat, belaufen. Noch kommen hinzu die Läden, Niederlagen, Weinkeller; wie reichlich ein solches Haus nicht seinen Besitzer ernährt! Bei solchen teuern Preisen kann man die Abgaben davon nicht übertrieben nennen, und was trägt ein Haus, das über achtzig Stuben hat, und deren es einige hier giebt, nicht ein?

Die Möblirung der Zimmer übersteigt

nicht, wie die jener Pariſer Familien, die Kraft der Einbildung; ſie iſt ſehr einfach. Wie oft fehlen ihnen nicht die ſchönen Gemälde, die einen für eine ſchale Geſellſchaft ſchadlos halten können! Gold und Silber, eine Kaffeekanne, wo die ganze Ahnenfolge darauf ſteht, findet ihr nicht. Auf dem Kanapee liegen ein paar franzöſiſche oder deutſche Romane, und darneben ſitzt eine gähnende oder ſeufzende Dame. Ehemals verſchrieben ſie ſich zur Geſellſchaft ein paar Bologneſer Hündchen, aber ihr Humeur hat ſich, ſeit die Romane gäng und gäbe ſind, geändert.

Durchgänge.

Es giebt in jeder Straße eine große Anzahl Häuſer, durch die man gehen kann, um von dieſer Straße in eine andre zu kommen. Dieſe Bequemlichkeit hat einen großen Nutzen. Anſtatt daß man eine ganze Straße hinunter- und eine andre wieder heraufwandern müßte, ſchlägt man ſeinen Weg durch einen dieſer Durchgänge, und man kommt weit eher an ſein Ziel. Zum Fahren ſind ſie nicht eingerichtet, manche von ihnen ſind ſo enge, daß man den Begegnenden kaum ausweichen kann. Hier entdeckt man, wie viel Raum bisweilen ein Haus

hat, denn nicht selten hat es zwei bis drei Höfe und in diesen eine große Menge Laden und Niederlagen. Diese Durchgänge bleiben bis des Abends um zehn geöffnet und können eben so leicht erleuchtet werden als die Straßen; aber doch werden sie gar gerne zu heimlichen Absichten feiler Mädchen gebraucht.

Brunnen.

An Wasser fehlt es der Stadt nicht, nur daß es nicht das gesündeste ist. Fremde, die es trinken, tragen immer einen kleinen Ausschlag davon. In den Straßen stehen die überbauten Brunnen, aus denen man schöpft, öffentlich, und auf den beiden Kirchhöfen der Thomas- und Nikolaikirche sind Springbrunnen, die wohl einst, da einer Magistratsperson ein Gedanke von anderweitiger Verschönerung der Stadt durch den Kopf fuhr, erbaut sein mögen. Sie sind von keiner seltnen Schönheit. Denn sie werfen das Wasser kaum eine Elle hoch über sich, und um desto eher entgeht man, wenn der Wind braust, der Unannehmlichkeit, voll gesprengt zu werden.

Esprit public.

Wer geriete wohl nicht in Versuchung, in der Stadt eines kultivirten Landes, die von

ſo vielen Reichen bewohnt wird, einen öffentlichen Geiſt in aller ſeiner Kraft anzutreffen, der in der Schätzung edler Handlungen und Selbſtvollziehung derſelben Verdienſt ſucht! Die erſte wichtige Frage, die ein Fremder thut, iſt: Herrſcht in Sachſen der öffentliche Geiſt, deſſen Gegenſtand Patriotismus, Menſchenliebe, Schätzung edler Thaten iſt? Beweiſt man nie Spuren davon? Antwortet ihm: Nein. Fragt er dann, ob wenigſtens, wenn ja Armut einige Städte verhindert, nicht reichere Städte der Tugend und dadurch ſich ſelbſt Denkmäler ſtifteten? Laßt uns ſehen. Welcher Reiche hat ſich hier je entſchloſſen, von ſeinem Vermögen Hoſpitäler zu ſtiften, den Patrioten eine Ehrenſäule zu ſtellen, unter den höchſt erforderlichen Umſtänden den Fürſten zum Wohl des Landes ſein Vermögen anzubieten, der Armut Stiftungen zu machen, die ein reichlicheres und den Wohlthätern würdigeres Geſchenk wären, als jene ſpärlichen Schenkungen des Magiſtrats? England oder die Stadt London wirbt Regimenter an, ſchenkt ſeinem König Schiffe — davon haben unſre Reichen auch nicht einmal im kleinen einen Begriff: die Börſe zu London, die Abtei zu Weſtminſter, der Saal in Vauxhall — wo hat man bei uns dem Verdienſt ein ſolch Opfer gebracht? In den Gärten, wo

Statüen großer Deutſchen ſtehen könnten, ſteht Zeus, Merkur und die Göttergeſchichte, bald im weitläuftigſten, bald im engern Verſtande, und verehrungswerte noch lebende Männer der Stadt, einen Winkler, einen Zehmiſch, einen Böhme, einen Platner uſw. kennt man nicht allemal in Häuſern, wo man ihre Namen zuerſt in aller Munde vermutete, und Winklern hat man eine Galerie der beſten und ſeltenſten Gemälde, Zehmiſchen das Opernhaus, Böhmen die Vermehrung der Ratsbibliothek durch ein Vermächtnis ſeiner eignen zu danken, und Platnern — si nescis hunc, abito.

Charakter des gemeinen Volks.

Seine Höflichkeit muß man erkaufen. Giebt man ihm Geſchäfte, ſo nutzt es jeden kleinen Vorteil der Betrügerei. Es iſt ſo plump, daß es einem rund heraus ſagt, es könne ſeine Arbeit andrer Orten bezahlt bekommen. Den Lohn, den es bekommt, zählt es vor des Gebers eignen Augen durch und weigert ſich ſo lange ihn anzunehmen, bis man ſagt, man gebe durchaus nicht mehr; dann ſehen ſie, daß es der Ort nicht iſt, mehr zu erpreſſen, und ſtrafen ihren Wohlthäter mit Grobheit. Bei Fällen des

Aufruhrs vermag es nichts, denn es ist zu schwach. Es berauscht sich gern in hitzigen Getränken und lästert bei einem Glas Branntwein alle Menschen, sich selbst nicht ausgenommen. Da ist keine Verordnung des Rats, die sie nicht begeiferten. Kriechen sie früh aus ihren Hütten, so legen sie ihr Gesicht in trotzige Falten, sie lassen sich um einen guten Preis zu jeder Niederträchtigkeit gebrauchen. Die Männer bekümmern sich nicht um ihre Weiber, und die Weiber fragen nichts nach ihren Kindern. Alle Wege zur Bildung sind ihnen abgeschnitten, das Schauspiel können sie ihrer Armut wegen nicht besuchen. Reichtümer andrer Menschen, die ihnen immer in die Augen fallen, machen ihren Charakter ungestüm. Aber unser Pöbel ist zu furchtsam, aus den Schranken seines drückenden Elendes herauszutreten und etwas andres zu thun, als ingeheim zu murren. Welche Laster hat nicht schon je die Armut erzeugt, und die strenge Hand der Gerechtigkeit zieht selbst den Flor darüber, indem sie sich immer furchtbar gegen die Niedrigen, nachgebender gegen die Höhern zeigt, und des Pöbels größtes Vergnügen ist, sie heimlich zu berücken, wo es die Großen öffentlich thun.

In den Vorstädten wimmelt es von solchen Dürftigen, und die Weiber und Töchter nehmen

bei ihrem Elend eine weit fröhlichere Miene an als die Männer. Der Schatten, den ihre Hantierung giebt, ruht auf ihren Gesichtern; oder sind sie in einem hohen Alter, welches das fünfzigste Jahr ist, so scheints, als hätten sie sich auf einige Augenblicke aus den Gräbern herausgestohlen. Unter dem ganzen Haufen ist keine nervige Gestalt, wie sie heutzutage nur noch ländliche Gegenden hervorbringen können. Kraftlosigkeit ist bei ihnen zu Hause. Wollust und hitzige Getränke stürzen sie ins frühe Grab und bringen in jeder Generation schwächere Menschen hervor.

Man findet anderswo Pöbel, dessen Höflichkeit man der Intrigue wegen fürchten muß. Dies ist hier nicht der Fall. Plumpe Grobheit und niedriger Eigennutz sind so innig vereint, daß man nie Gefahr läuft, eins bei dem andern nicht zu sehen.

Figur.

Das erste Studium junger Herrn und Damen. Um bemerkt und für Mann der feinsten Mode gehalten zu werden, trägt der Stutzer nicht nur das Kleid, sondern auch den Kopf nach der Mode. In einer gezwungnen Stellung sieht er sich bloß nach Leuten von Stande um,

daher gewinnt er das Anſehen, als wollte er gar nicht bemerkt werden. Wird er gewahr, daß eine Dame hinter dem Fenſter lauſcht, ſo ändert er ſeinen Gang, er zwingt ſich in ein nachläſſiges Betragen, will beſchäftigt oder im Begriff, einem angeſehenen Hauſe die Cour zu machen, ſcheinen. Wer ihn nicht kennt, gegen den nimmt er das Air eines vornehmen Herkommens an. Begegnen ſich zwei, die ſich nicht kennen, ſo iſts Gefahr, nicht zu ſcheitern. Scheitern heißt die Überlegenheit des andern im ſtutzermäßigen Betragen fühlen und durch ängſtliche Beſcheidenheit ſie zu erkennen geben. Sind beide in ihrer Kunſt geübt, ſo ſtreckt der eine im Vorbeigehen ſogleich die Naſe in die Höhe, wenn es der andre thut, beide ſehen nach einer andern Gegend, vermeiden, daß ſie ſich nicht in den Weg kommen und Gefahr laufen, einander mit Höflichkeit auszuweichen. Sollte dem einen etwas in die Augen fallen, das an dem andern nicht nach der Mode wär', ſo zeigt er in ſeiner Miene, daß er gewonnen Spiel hat, er fängt an, langſamer zu gehen, damit die Beobachtenden in Vergleichung beider Zeit haben, dieſen Modefehler zu bemerken und ihn zu tadeln. Sind ſie Freunde, die ſich begegnen, ſo bleiben ſie mitten auf der Straße ſtehen und fangen einen Diskours an, ſchielen nach allen

Fenstern, ob eine Dame auf sie acht hat, und sollte dies sein, so verweilen sie um desto länger — spectentur ut ipsi. Sie machen sich einige niedliche Verbeugungen, verlassen sich, um sich wieder in einer andern Straße zu begegnen, und jeder von ihnen glaubt alle Herzen erobert zu haben. Lassen es ihre Geschäfte zu, so besuchen sie die Oper, applaudiren ohne Geschmack, schreien encora, und ohne Gefühl für die Musik und ohne den Text zu verstehen, lachen sie bei einer Posse, die der Schauspieler macht, überlaut. Wenn dann in Gesellschaft eine Dame die gefühlvolle Arie, die gesungen wurde, lobt, so setzen sie hinzu: Ja, aber der Ponziami ist doch ein drolliger Mann. Im Konzert sitzen sie bei ein paar Damen, damit ihnen die Zeit nicht lang werde; ohne die Musik gehört zu haben, applaudiren sie länger als Leute, denen die Hände davon weh thun, und ists möglich, so reizen sie durch ihr Klatschen die Anwesenden zum nochmaligen Applaudiren, dann verstecken sie die Köpfe hinter die Damen und lachen, daß ihnen der Bauch weh thut. Während der Pause laufen sie von Dame zu Dame, sagen jeder ein paar Wörtchen Unsinn, damit man sage: Sie sind ja auch da! und sehe, wie wohlgewählt das Herrchen sich gekleidet habe.

Arten der Mode.

Junge Herren aus Familien kleiden sich nicht so ungenirt als andre. Sie tragen Schnallen in den Schuhen, wo andre Bänder tragen. Sie sind mit Haarlocken frisirt, wo jene gar keine Locken tragen. Studierende außer Zusammenhang mit Familien und geneigt, die Augen der Mädchen auf sich zu ziehn, sind die andern, die sich ungenirt und doch nach einer Mode tragen wollen. Sie sinds, die Bänder in Schuhen und Hosen tragen. An dem Stiefel läßt man auf jeder Seite einen großen ledernen Riemen herunterhängen, den man eigentlich nur zum Behuf des Anziehens braucht und sonst in dem Stiefel verbarg. Jetzt ist er sehr lang geworden und schleudert um die Füße her. An den Stiefeln sind sonst noch Sporen, wie sie in den alten Ritterzeiten im Brauch waren; die trägt man nicht um des Reitens, sondern um des Geklirrs willen, das der Stahl auf den Steinen verursacht. Die Hallischen Studenten werden den Vorzug, auf den sie sich sonst brüsteten, und der in dem Getös auf dem Pflaster bestand, bald verlieren oder haben ihn schon verloren. Der Geschmack erstreckt sich bis auf goldbesetzte Kleider. So wie die jetzige Erfindung ist, kann sie nicht wohlfeiler gedacht

werden. Drei mit Goldband besetzte Knopflöcher zieren die Brust des jungen Herrn, und der breite Kragen des Rocks ist an jedem Ende mit nicht weniger als zwei solchen Stückchen Goldband besetzt. Leute von Familie und welche reellern Stand lieben, schließen sich aus von dieser Mode. Diese hüllen sich in das Bewußtsein, ein Kleid zu tragen, von dem die Knöpfe mehr kosten als das Tuch selbst.

Manche lassen zwei Uhrbänder zur Tasche herausschimmern, und wie all und überall der Unsinn und Narrheit seine Verehrer findet, also auch hier das Verdienst manches Dummkopfs, ein Modekleid zu tragen und geschätzt sein zu wollen, ohne zu wissen, daß er um die Krone der Narrheit ringt, und daß wir ihm die Ehre einräumen, den ersten Platz unter den Narren unsers Zeitalters zu besitzen.

Eigne Mode.

Man schätzt den Mann nach seinem Kleide. Ein Beitrag zu den Sitten kultivirter Städte. O Thorheit, warum bemächtigst du dich nicht aller unsrer Köpfe, warum sind wir zu andrer Meinung, als die deinige ist, verdammt!

Sprache.

Der Pöbel hat seine eigne Sprache, und die Vornehmen auch. Dies läßt sich ohne Schwierigkeit glauben. Die erstern sagen ihre Worte nicht in französischer Mundart, ihre Mäuler sind nicht rund, sie schränken sich nicht auf ein verhunztes Kunstwort ein, das Mode ist, sie sprechen mehr mit Lunge. Die letztern unterscheiden sich also, daß sie nicht gewisse Redensarten, die zu nahe an das Komische grenzen, auf immer recipiren, dies thut das gemeine Volk. Sagt eins: Es wird bald regnen, so antwortet das andre: Närrisch genug! und sieht dabei den Himmel mit einer fragenden und drohenden Miene an. Ich bin dir von Herzen gut. Antw. Mich emal. Was hältst du von diesem Menschen? Antw. Er ist ansehnlich dumm. Der Mann ist reich! Antw. Dicke. Mehrerer solcher festgesetzten Antworten nicht zu gedenken. Die Vornehmen führen immer diese Worte im Munde: bornirt, Nuance, engagirt, Coiffure, Monde usw. Bei einer öffentlichen Gelegenheit hab' ich unter allen nur eine Dame gut deutsch sprechen hören. Sie erzählte ohne französische Würze, im natürlichen Ton, mit Leichtigkeit und mit Witz, daß sie seit einem Vierteljahr täglich ihrem Mann

etwas von der Geſchichte eines übellauniſchen, ſpleenaffektirenden Mannes erzählt, und daß ſie geſtern ihre Geſchichte geendigt und mit dieſen Worten geendigt habe: Der Mann biſt du!

Übrigens weiß man, daß alle Leipziger in ihrer eignen Mundart ſtatt gehen — kehen, geben — keben, gewiß — kewiß ſagen, und daß es ein Ort iſt, wo man die deutſche Sprache noch am wenigſten verhunzt und, wie es heißt, hoch ſpricht.

Auch macht es eben nicht viel Ehre, wenn man um des Franzöſiſchen willen, ſo ſehr es auch zu den heutigen Sitten gehören mag, ſeine Mutterſpruche nicht rein und fertig ſprechen lernt. Und wie geſagt, dies war, die Männer nicht ausgenommen, die einzige Dame, die ich gut deutſch habe ſprechen hören.

Fernere Arten von Stutzern.

Dahin gehören Barbier- und Schneidergeſellen und ſonſt noch Leute, die um ein klein Trinkgeld, das man ihnen in den Stunden ihres dürftigen Anſehens giebt, einen Bückling machen, und wenn ſie irgend einmal zu einem neuen Kleide kommen, auf den breiten Steinen der Straße gehen, ſodaß man ſie oft verkennt und für höhern Standes hält, welches denn

ihr größter Wunsch sein mag. Jedermann hat hier das Recht, sich zu kleiden, wie er wolle, und folglich auch das Recht, darauf groß zu thun.

Portechaisen.

Man sollte glauben, sie würden nur bei übler Witterung, Zufällen der Krankheit oder unreinlicher Straßen wegen gebraucht. Nein, dies ist nicht ihr Endzweck. Man braucht sie da, wenn man sich zu einer Feierlichkeit will bringen lassen. Wenn eine Bürgersfrau ein Kind taufen läßt, so trägt man die Gevattern in Portechaisen in die Kirche. Da kommen sechs Portechaisen hinter einander, und die darinnen sitzenden haben Fenster und Vorhänge aufgemacht, um der Welt zu zeigen, daß sie alleweile getragen werden. Solche Ehre schätzt man über die Maßen; es behagt auch geringen Leuten sehr wohl, wenn die Träger rufen: Vorgesehn! und wenn da jedermann, wes Standes und Würde er sei, ausweicht. Sie sehn sich in ihrem größten Staatskleide nach Nachbarn, Freunden und Bekannten zum Fenster heraus um und nicken ihnen sehr freundschaftlich einen Gruß zu. Vor der Thüre, wo sie aussteigen, verweilen sie einige Augenblicke, damit

ſie der Neugier der Leute und ihrer eignen Eitelkeit Genüge thun. Bei dem ſchönſten Wetter, und wiewohl da die Straßen niemals unreinlich ſind, läßt man ſich in die Oper tragen. Warum? Ein Fremder muß glauben, das Podagra ſei hier zu Hauſe.

Politiſche Tiſchgeſellſchaft.

Wer keine eigne Küche hat, ſpeiſt im Traiteurhauſe, in Gaſthöfen, im Weinkeller. Der Wirt hätte ſelten nötig, die politiſchen Zeitungen für ſeine Gäſte zu kaufen, denn es bringt ſchon jeder das Gewäſch mit hin, womit er der Geſellſchaft aufwarten will. Man beleuchtet hier bei einem gebratnen Huhn die ganze Verfaſſung Frankreichs und Englands; Rußland und die hohe Pforte ſamt den deutſchen Kaiſern werden bei einem Schüſſelchen Salat gar genau in Erwägung gezogen. Aus dieſem Munde hört man die Krim, Konſtantinopel und Cherſon, aus jenem Tabago, Gibraltar, Newyork, Holland. Alles, was man ſpricht, verrät meiſt nur ein bischen Geographie, Zeitungslektüre und Luſt, ſeine Wiſſenſchaft an den Mann zu bringen. Man hört die ungereimteſten Urteile; ſie ſchenken dem Kurfürſten von Sachſen eben ſo leicht die freie Beſchiffung des Schwarzen Meeres, als ſie ein

Glas Wein ausleeren. Ohne den Ort der Schlacht bestimmt zu haben, streitet man sich, wo diese Partei — denn diese verliert ohne Zweifel — sich hinflüchten werde, und wie sehr sie von jener Partei in die Enge werde getrieben werden. Das Jahr, in welchem Rußland sich auf den höchsten aller möglichen Gipfel der Vollkommenheit wird geschwungen haben und schon wieder im Begriff ist, wie Rom, durch seine Größe zu fallen, ist schier nach fünfzig Jahren, folglich 1833 fg.

Auch fügt sichs bisweilen, und das pflegt immer des Abends nach der Opera zu geschehen, daß man von dem aufgeführten Stück spricht. Man lobt es nur um einer Aktrize willen, die heute oder gestern ihren Busen eine freie Rolle spielen ließ, man bewundert die kleinen Schwänke, man versichert, morgen sehr heftig zu applaudiren oder zu lachen, und es sei unter welcher Rubrik es wolle, so spricht und hört man schales Gewäsch.

Maximen.

Sind viel Leute in dem Gasthause, so nimmt sich der Wirt weiter nicht die Mühe, einen einzelnen seiner Gäste anzusehen oder mit ihm zu sprechen und ihm höflich zu be-

gegnen, da doch ſonſt mancher Wirt, der ſein Metier aus dem Grunde verſtehen will, beſcheiden um die Gäſte herumkriecht, gern und höflich ſpricht und dabei nicht mehr antwortet, als man ihn fragt. Hat der Wirt wenig Gäſte, ſo giebt er zwar ſogleich die verlangte Portion, aber er ſetzt noch hinzu: Verlangen Sie roten oder blanken Wein? und um der Geſellſchaft willen iſt man faſt genötigt, das Anerbieten des Wirts nicht auszuſchlagen.

Der Wirt iſt gegen einen Fremden ſo gütig, daß er ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigt. Wohl verſtanden, er wird dafür bezahlt oder macht ſich dadurch bezahlt, daß er mit dem Fremden die Weinkeller durchkriecht und gaſtfrei ausgeht.

Ein guter Mann, dem der Wirt keine Streitſucht zutraut, muß weit mehr Zeche bezahlen, als einer, deſſen Geſichte der Wirt nicht traut, und doch werden ſie beide betrogen. Hat euch der Wein ſchon einen kleinen Rauſch gemacht, und ihr verlangt noch eine halbe Bouteille, ſo giebt man euch eine ganze, und in der Rechnung am Ende noch eine ganze wider euer Wiſſen und Willen, denn ihr müßt auch bezahlen, was ihr nicht getrunken habt. Zu einem alten berauſchten Mann, der keine ganze, nur eine halbe Bouteille annehmen will, ſpricht der Wirt:

Sie trinken ſie doch, denn nun wird jedes Mädchen nach Ihren roten Backen lüſtern, und wirklich, ich möchte Ihnen auch jetzt keine anvertrauen! Der alte Geck, dem man ſo ſchmeichelt, greift lachend nach ſeinem Glaſe und leert es mit dem frohen Bewußtſein aus, ein — Mädchen erobern zu können.

Je wohlfeiler ein Wirt die Preiſe ſeiner Koſt anſchlägt, um deſto mehr betrügt er in der ganzen Zeche, wenn er Gelegenheit hat, euch einige Tage zu bewirten und die Summe auf einmal zu erhalten. Am beſten iſt es, man bezahlt in dem Augenblicke, wo man eine Sache empfängt.

Ökonomie.

Ökonomiſch heißt die Frau eines Schneiders oder Perückenmachers, die ſich ſo wegwirft und (thät' ſie es gleich im Spitzenkleide) auf den Markt ſelbſt geht und Nahrungsmittel einkauft. Ökonomiſch heißt dieſe Art Leute, wenn ſie nicht oft eine Kutſche mieten und eine partie de plaisir nach einem Dorfe oder nahen Stadt machen; ökonomiſch, wenn ſie keine Etage vorn heraus zu hundert Thalern mieten; ökonomiſch, wenn ſie wöchentlich nur ein- oder zweimal, nicht viermal oder täglich die Schenken beſuchen.

ökonomiſch, wenn ſie ſich nicht in Seide und ihre Weiber nach jeder neuen Mode kleiden. Ökonomiſch der Kaufmann, der keine unnütze Anzahl Diener hält, ſeine Geſchäfte ſelbſt betreiben hilft und täglich keine volle Geldbörſe verſchwendet. Der Mann ſchränkt ſich auf eine lächerliche Art ein, heißt es. Bisweilen ſchimpft man einen Mann ökonomiſch, der es nicht verdient. Man weiß nicht, daß er ſich eine Maitreſſe hält, und man vermutet es nicht, weil er eine liebenswürdige Frau und viele Kinder hat.

Borgen.

Man iſt endlich durch Leichtſinn und durch die Ehre, die man in der Verſchwendung ſucht, dahin gekommen, daß man ſeine Zuflucht zum Borgen nimmt. Man überſpringt mit weniger Bemühung die Grenzen, welche Überlegung und guter Name ſetzt. Unſre jungen Herren machen ſich ſogar, wie die zu Paris, ein Vergnügen daraus, bei dem gutwilligen Handwerker zu borgen und ihn zu betrügen. Das Kleid, die Uhr, Schnallen und Ringe ſind nicht ſelten das Eigentum eines andern. Es kommen nicht ihre Renten dem unerſchöpflichen Reichtum der Modeerfindungen bei, aber wohl ihr Leichtſinn.

Um dieſe Erfahrung zu machen, wendet euch an einen Handwerker, der mit dergleichen Leuten in Verbindung ſteht. Der Schneider erzählt euch, daß er von dieſem Großen am Hofe — denn unſre Schneider arbeiten bis an den Hof — noch ſo viel hundert Thaler zu fordern habe und mit aller Mühe ſie nicht erlangen könne. Er habe durch manche Hand ſchon Briefe an ihn beſtellt, aber die Furcht, dieſen Hofmann zu beleidigen, habe die Briefe unbeſtellt gelaſſen. Er habe von den Offizieren vieler Regimenter Geld zu fordern, er habe dem Advokaten viele Rechnungen von böſen Schuldnern übergeben und ihm für gute Hoffnung ein Kleid machen müſſen, aber er ſehe von den vielen Rechnungen eben ſo wenig eingebrachtes Geld, als wohl nun deutlich ſei, daß er dem Advokaten das Kleid werde umſonſt gemacht haben müſſen. Er habe dieſer gerichtlichen Perſon vor zehn Jahren ein Kleid gemacht und, da ſie ſeit zwei Jahren ein Amt erhalten hätte, Bezahlung von ihr gehofft, aber jetzt erfahren, daß ſie nur die halbe Summe, und dieſe, ſo klein ſie iſt, erſt binnen vier Jahren, außerdem gar nicht bezahlen wolle. Er erzählt euch, daß er die verbrauchten Waren ſelbſt, ſeiner Schuldner wegen, dem Kaufmann noch nicht habe bezahlen können, daß dieſer von nun an ihm Intereſſen

aufgelegt und den Termin festgesetzt hätte, wo er ganz wolle bezahlt sein, in welchem Termin er nun, wo er nicht bezahlen könne, sich müßte gefallen lassen, in das Gefängnis gesetzt zu werden, und daß seine Schuldner den Kunstgriff brauchten, von einem Schneider zum andern zu laufen, und wenn sie einmal bar Geld hätten, gleichwohl bei ihm nichts arbeiten ließen oder auch andrer Orte auf eben die Art borgten. Am Ende, wenn ja einmal einer bezahlte, würde mehr abgezogen, als sie, nach Interessen zu rechnen, mehr erhalten sollten. Er hätte eine Taxe, über welche er niemandem borgen sollte; aber die Reichen verlangten, daß er sich an diese gesetzmäßige Taxe nicht kehren solle, wenn es ihm anders ums Geldverdienen zu thun wäre, er müsse Gesellen Lohn und Kost geben, und wie hoch sich sonst nicht Hauszins, Ratsabgaben usw. beliefen. Dies gilt von allen Handwerkern, und ich bin von da, wenn ich einen jungen Stutzer sehe, immer noch im Zweifel, wie's um die Bezahlung seines Kleides stehe, und wundre mich, wie es die Herren nicht einsehen, daß eben der Schneider ihre Namen allen, mit denen er über sein Handwerk spricht, nennt, und dadurch in einem Tage mehr Ehre verloren geht, als dies Kleid während seiner ganzen Existenz einbringt. Wie's am Ende

mit ihren Finanzen abläuft, steht zu erraten. Kurz, diese jungen Herren werden oft durch Grobheiten, die ihnen der Kreditor sagt, in die Enge getrieben, und man findet sie in Gesellschaft, wo sie figuriren, außerordentlich geschmeidig oder bisweilen auch bloß um des ärgerlichen Besuchs willen, den früh der Schneider abstattete, nachmittags bei übler Laune; doch heitert den einen sein Freund, dem er sein traurig Schicksal erzählt, durch die lachende Miene wieder auf, mit welcher er sagt: En verité! dich vernünftigen Mann sollte man einen Narren schelten, ha ha ha! das Kopfzerbrechen über einen groben Schneider! Um fröhlich zu sein, mache es wie ich, nimm dir vor, ihn gar nicht zu bezahlen; das ist der beste Spaß.

Demoiſellen.

Sonst nannte man die Tochter eines Bürgers, Handwerkers Jungfer. Es war wirklich sehr angenehm, diese ehrenvolle Benennung sagen und sich geben lassen zu dürfen. Das Mädchen mit den roten Backen, dem Geschenk der Keuschheit, in ihrer einfachen Kleidung benahm sich dabei so sittsam und doch, als käm' ihr der Titel wirklich zu. Jetzt wär' man aller Verfolgung und allem Haß ausgesetzt, sobald

man nur die Tochter eines Schneiders, Schloſſers, Bäckers, Perückenmachers, Barbiers Jungfer nennte. Das Wort ſtürb' ihr auf der Zunge, und die Mutter, wenn ſie es hört, ſagt: Das iſt ein grober Flegel. Sogleich wirds in der ganzen Familie bekannt, daß ihr ein Menſch von weniger Lebensart ſeid, die Mademoiſelle fängt an, ſchnippiſch zu thun, und ſetzt ſelbſt alle Regeln der Lebensart aus den Augen. Wenn ſie mit euch ja noch einmal ſprechen ſollte, dann erzählt ſie euch von ihrer guten Freundin, der Demoiſelle ....., ſchwatzt von lauter Demoiſellen, daß ihr am Ende wohl ſeht, wo ihr euch vergangen habt. Erkundigt man ſich, wer dieſe oder jene Mademoiſelle iſt, von der ſie ſpricht — ihr Papa iſt ein Glaſer, ein Schneider. Begegnet ihr auf der Straße, wenn ſie mit ihrer guten Freundin geht, und nehmt vor ihr den Hut ab, ſo dankt ſie euch kaum; ſie erzählt dieſer Freundin, daß ſie von euch letzt eine Menge Abſurditäten habe verſchlucken müſſen, und daß ihr ſo dumm wärt, ſie Jungfer zu heißen. Die ganze Zunft der Nähter- und Putzmachermädchen erfährts, damit ihr nicht von einer aus dieſem Stande für etwas andres als einen Eſel möget gehalten werden — o, das iſt ſüße Rache! Aber wofür kleidete ſich auch dies Mädchen wie eine Dame

von Stande und läſ' Romane und hätte die Ehre, mit Grafen und Barons bei Nacht zu ſprechen, und wär' eine geborne Leipzigerin und hätte die vielen Kenntniſſe von Lebensart und könnte im Durchſchnitt wöchentlich auf ein halb Dutzend Anbeter, die ihr die Honneurs machen, gewiß rechnen, wenn's ſolcher dummen Gimpel viele gäb', die ſie Jungfer nennten? Der galante Ladendiener mit blauen Strümpfen verſieht ſo etwas niemals, daher iſt er unter der ganzen Zunft für einen hübſchen Menſchen ausgeſchrieen, und Mutter und Tochter lieben ihn außerordentlich. Sonſt bin ich gar gern damit zufrieden, daß man den Titel Jungfer nicht ſo viel mißbraucht, man erſpart zugleich den Demoiſelles die Anmerkungen, die ſie dabei machen könnten, wenn ſich ja bei dem außer Gebrauch gekommnen Worte noch etwas denken läßt; aber es iſt doch gewiß was hübſches, Jungfer ſein und Jungfer heißen.

Ehebruch.

Dieſe Familien zerrüttende, Männer und Weiber beſchimpfende Gewohnheit iſt eine Folge unſrer aufgeklärten Zeiten und des Luxus. Die Todesſtrafe, mit der man ihn ſonſt belegte, iſt aus guten Gründen der Politik aufgehoben;

denn welch eine außerordentliche Menge Bürger würde der Staat verlieren! Die Gleichgiltigkeit der Männer gegen die Ausschweifungen der Weiber erfordert billig Nachsicht der Weiber gegen ihre Männer. Um glücklich zu leben, muß für jetzt ein Mann mit seiner Frau sehr billige Bedingungen eingehen, und umgekehrt. Es ist auch auf den Fuß gekommen. Die Frau eines eifersüchtigen Mannes weiß heutzutage schon ihren Roman zu spielen. Der gute, treuherzige Ehemann bleibt steif und fest der Meinung, die Frau schmücke sich täglich um seinetwillen. Er sieht gern ihrer Eitelkeit nach, denn sie belohnt ihn mit treuer, zärtlicher Liebe. Nur eine häßliche Frau, und deren Tugend keine Versuchung leidet, kann treu bleiben; höchstens auch ein Mann, nicht nach den Regeln der Mode erzogen, oder in dem einige altväterische Grundsätze Wurzel eingeschlagen haben. Der Gatte, der seiner Frau Vorwürfe über ihre Untreue sagt, macht sie nicht schamrot. Sie nimmt einen edeln Stolz an, sie weint die Thräne der gekränkten Unschuld, sie hebt die Schmeicheleien und erzwungnen Zärtlichkeiten, mit der sie bisher ihren Mann überhäufte, auf einmal auf, sie schließt sich in ihr Kabinet, blickt mitleidig auf ihre Kinder, als wollte sie sagen: Euer Vater ist ein Tyrann! sie scheint

sich das Herz abzunagen, sie stellt Nachrichten von dem jetzigen Vorfall ihren Liebhabern aus, um sie behutsamer zu machen, ihr Auge bleibt feucht, bis endlich der überführte Ehemann zu ihren Füßen um Vergebung des angethanen Unrechts bittet und Besserung verspricht. Auch unsre Stutzer haben lieber mit Weibern zu thun; es ist mit der Annehmlichkeit verknüpft, daß sie da ihre langweilige platonische Rolle, die sie bei manchen Mädchen spielen müssen, zu Hause lassen dürfen und ein doppeltes Vergnügen genießen, erstens die Frau erobert und zweitens den Mann betrogen zu haben. Die zur Verschwendung geneigte Frau eines armen Mannes wählt einen reichen alten oder jungen Nebenmann, und wollt' ich die verschiednen Verhältnisse der Wahl dieser Ausschweifung erzählen, so würd' ich zwar einige Bogen zur histoire scandaleuse der Stadt liefern, aber drum nicht weniger und nicht mehr sagen, als in jeder Schenke erzählt wird; denn das Gerücht weiß hier von allem, es erzählt euch tagelang unausgesetzt die Abenteuer zum Vergnügen und zur Unterhaltung, es weist mit Fingern auf die vorübergehenden Weiber und zischt den Ehemann weidlich aus. Die geheimsten Geschichten raunt man sich bei dem Leben dieser Personen ins Ohr, aber nach ihrem Tode sagt

man ſie laut, und wirklich von dieſem Kapitel hört man in Leipzig am häufigſten ſprechen.

Von gewiſſen Frauen.

Ich würde mich nicht ſcheuen, das ganze Kapitel, das unter dieſer Rubrik im Tableau von Paris ſteht, hierher zu ſetzen, wenn ich nicht vermutete, daß es ſchon durchgängig geleſen wäre. Gewiß, es paßt völlig her. Schamloſigkeit, Geilheit mancher Frauen, die alle Grenzen des Anſtandes und alle Verhältniſſe überſpringt — wer wollte davon noch ein Wort ſchreiben!

Das ſchöne Geſchlecht.

Man ſollte es das gravitätiſche Geſchlecht nennen, denn es iſt doch äußerſt galant, das ſchön zu heißen, was die Köpfe verdreht. In jeder andern Zeit als in der unſrigen möchte ich das, was die Ehre dieſes Geſchlechts ausmacht, ſuchen, wo die Mädchen nicht ſo bald, als ſich ihr Buſen hub, die Künſte der Buhlerei durchforſchten, wo ſie Männer nannten, was Bart und was das Alter erreicht hatte, eine Frau mit ſeinem nervigen Arm zu decken und ihr Söhne zu ſchenken, die die Frucht einer

reifen und ungeſchwächten Verbindung waren. Welch ein kräftiges Zeitalter, wo Kinder von zehn Jahren ſchon Monologen von Liebe lallen! Söhne und Töchter, im Schoß der Weichlichkeit und des Müßiggangs erzogen, womit können ſie anders als mit Girren, Schmachten, Seufzen, Klagen ſich die Zeit vertreiben? Was gäb' ihrer Einbildungskraft die frühzeitige Erhitzung, was machte ſie erfahren, eine kleine Intrigue zu ſpielen, was machte ſie zu kalten Müttern, als o! ihr ſchönen, liebehauchenden, hinſchmelzenden, hirnloſen Romane? Von der Zeit an müſſen die Jünglinge fromme, weiche Siegwarts, Silberfelſe, Herforts, Edelwalds ſein und ſinds auch. Laſſ' einer ſichs ja nicht einfallen, etwas zur Ehre unſers Zeitalters mit Vergleichung unſrer Vorfahren ſagen zu wollen, oder lache einer einmal nicht, wenn er die duftenden, zarten, in Wonne zerfließenden Herrchen wie kleine beſchämte Knaben neben Frauen ſtehen ſieht. Die Händchen in Handſchuh verſteckt, um ſie vor der Luft zu bewahren, kleine, ſeidne Füßchen, mit entblößtem Haupte, den Leib in eine Schnürbruſt gezwungen — das laſſ' ich mir Männer ſein! und daneben ſtehn, ſobald eine Alte das Wort führt, die Frauen ſteif, unbeweglich und ſprachlos. Beileibe nicht aus Schamhaftigkeit, nein, ſondern um den Vapeurs

zu entgehen. Nach geendigtem Gespräch reichen sie alle die Hände zum Küssen hin, machen eine ernsthafte Verbeugung, der Stutzer hält jede Hand an sein Maul, und sieht man sie nach der zweiten und dritten Verbeugung auseinandergehen, so glaubt man, sie spotteten einander oder trieben eine Fastnachtsposse. Wenn die Frauen noch immer Ehrfurcht bei dem Männergeschlecht erhalten, und dies beweist der Hinkfuß, so ists eine Sache, woran sie nicht schuld sind.

Um in Gesellschaft einiger Damen zu gehen, muß man sich vorher mit einer großen Menge von Titeln neuer Romane bekannt machen. Man könnte glauben, ich ließ' mich von der verleumderischen Mode verführen, die gern auf jeder Seite die Romanenlektüre beschimpft, aber man muß kein ehrlicher Mann oder ein Dummkopf sein, wenn man den Romanen, wie sie gäng und gäbe sind, und wenn sie keine andre Wirkung hervorbringen, als die sie leider schon hervorgebracht haben, das Wort spricht. Ich gebe zwar zu, daß man der Ausfälle auf sie schon überdrüssig ist, aber warum lassen die Autoren nicht einmal ihre Seuche an den Nagel hängen oder versehn uns lieber mit Gilblas de Santillane? Die Damen fangen leicht an von Lektüre zu reden und fragen bald: Haben Sie

Karl und Julie gelesen? und hier darf man nicht nein sagen.

Im Urteil über ihre Schönheit fehlte man gewiß, wenn man die Extreme sagte: Sie sind schön, oder: Sie sind häßlich. Auch da, wenn man wie ein junger, umherflatternder Herr geneigt wär', alles erträglich und schon um der Außenseite willen schön zu nennen, läßt sichs noch denken, daß man bisweilen ingeheim die galante Sitte verleugnete und sagte: Sie ist häßlich. Nur hie und da stößt man auf Personen, denen das Gefühl seine Huldigung nicht versagen kann; aber wie selten das Hie und da, wie selten die Huldigung!

Ihre Kleidung, ihr Putz fängt allmählich an, zu den Vorfahren zurückzukehren. Es wär' die größte Unbilligkeit, dies zu verschweigen. Man hat zwar immer noch nicht Ursache genug, mit Coiffuren zufrieden zu sein, aber die Macht der Gewohnheit hat es dahin gebracht, daß das Auge, anstatt das Unnatürliche zu entdecken, in ihnen alles, was schön, alles, was glückliche Erfindung der Kunst, alles, was Reizerhöhung heißt, zu finden glaubt. Entweder einen nachlässigen Flor über das Haar gebreitet oder unter einem leichten Hütchen die wallenden Locken und das gewundene Haar versteckt, wer säh' das nicht lieber statt eines Drahtgerüsts oder

der Nachahmung von unermeßlichen Felsen oder des Prahlens mit geborgtem Haar oder der Verbreitung des verworrenen, gesalbten und gefärbten Haars über die Stirne bis an die Augenbrauen? Gegenwärtig umwindet man das Haar oder den Hut mit Moos, aus dem Blümchen hervorgesprossen. Ich habe hier ein vornehmes Frauenzimmer gesehn, die ohne Reifrock noch Schuh ohne Hacken und so geräumig trug, daß ohne Zwang der Fuß darinnen Platz hatte.

Unsre Weiber verlieren sehr bald ihre Schönheit; es währt nicht lange, so sind jene naiven Züge und die Munterkeit aus ihren Augen verloren. Sie werden zu früh mit Sachen, die entweder gar nicht für sie oder nicht für jedes Alter passen, bekannt. Die Männer behaupten keine männliche Würde, und nun wird die Frau zum Manne. Was ist ein Mann, der seine Jugendkraft im frühesten Alter verschwendet hat, in den Augen einer Frau? Und was ist eine Frau, die von dem überspannten Romanenton erschlafft worden, deren Eitelkeit unbegrenzt ist, die so bald ihre Schönheit verliert, die nicht allein ihrem Manne zu gefallen sucht, die, weil nun die mehrsten Romanübungen ihre Endschaft erreicht haben, die Ehe für ein Joch ansieht, die gleich nach der geschloßnen

Ehe in ihrem Manne die Rolle eines Romanenritters vermißt — was gilt solch eine Frau dem Manne?

Wenn ich Mädchen sah, die schon in ihrem sechzehnten Jahre allen Ausschweifungen der Wollust sich überließen und jene schreckhaften Krankheiten, die die Wollust zu ihren Folgen hat, an sich erfuhren, warum sollte ich dann nicht auch Weiber sehen, vor deren Umarmung ein Mann zurückschrecken muß? Ihre Häßlichkeit in jedem Betracht vergiftet das Bündnis, sie unterliegen der Schwäche des Körpers, sie überstehen kaum die Geburt des zweiten Kindes, sie können ihre eignen Kinder nicht säugen, sie stehn mit dem dreißigsten Jahre am Rande des Grabes, und doch beflecken sie noch ihr Bette mit gemieteten Wollüstlingen. Ihre Töchter sehen die Gleichgiltigkeit und den Abscheu, mit dem sie ihre Männer behandeln, erraten die Betrügereien und Kniffe, durch die sie ihnen untreu werden, gehen hin und thun desgleichen.

Gefängnisse.

Ich ließ mir einst die Gefängnisse, die im Tempel der Gerechtigkeit angebracht sind, zeigen. Sie nehmen auf dem Rathause den zweiten Rang der Etage ein. Es war ein geräumiger

und wegen der geringen Fensteranzahl etwas dunkler Saal, in den ich hineintrat. Auf jeder Seite dieses Saals waren in der Länge hinauf kleine Thüren, und vor jeder Thüre stand ein Schirm. Es waren die Öffnungen der Gefängnisse, und die Schirme davor dienen dem lutherischen Prediger, der Sonntags die Erbauungsstunden hält, den ekelhaften Anblick der Gefangnen mit langen Bärten oder das Auffallende von der Anwesenheit fremder Religionsverwandten, als Juden usw. zu ersparen. In den Erbauungsstunden werden die Schirme vor die Thüren gesetzt. Die Gefängnisse selbst waren, soviel ich aus der Dunkelheit, die darinnen herrscht, sehen konnte, nicht über fünf bis sechs Ellen lang und etwa zwei und eine halbe Elle breit. Sie hatten nur ein kleines mit eisernen Gittern verwahrtes Fenster, auf der Erde lagen Polster, der Bequemlichkeit der Gefangnen, deren in einem jeden solchen Loche sechse liegen müssen, gewidmet. So wie mir es scheint, müssen sie auf diesen ledernen Kissen sitzend schlafen. Sie legen den Rücken an die Wand und strecken die Füße von dem Polster in die zwei und ein halb Ellen geräumige Breite aus. Daß sechs in einem solchen Loche stecken müssen, da es doch keine Kriminalgefängnisse sind, scheint mir übertrieben. Der Stockmeister aber

versichert mir, daß er wünschte, die zwei Gefängnisse, die um ein paar Ellen größer sind, möchten eben diese Größe haben, weil viel Raum schon mehrmal ihnen Mut und Gelegenheit gegeben hätte, durchbrechen zu wollen. Zu der Zeit und diesen Stunden, wie ich es sah, waren nur wenige Gefangne da, und gerade Eßzeit. Sie waren alle aus ihren Löchern herausgekrochen und spazierten auf dem Saal herum. Die meisten, sagte man mir, wären Diebstahls wegen hier. Einige Weiber hatten die säugenden Kinder bei sich.

Auf eben diesem Saale ist die sogenannte Armesünderstube. Man bringt Verbrecher, die mit ihrem Leben büßen sollen, vierzehn Tage vor ihrem Ende dahin. Sie ist sehr groß, hell und reinlich und hat die Aussicht auf den Markt. Es sind darinnen Zettel angeschlagen von den Verbrechern, die in dieser Stube gesessen haben, und daraus sieht man, daß seit anno 1736 bis zum Jahr 1776 zehn Personen ihr Leben in die Hand der Gerechtigkeit haben niederlegen müssen. Die meisten Hingerichteten sind Frauenzimmer, die sich des Kindermordes schuldig gemacht haben. Bei aller Übertriebenheit der Buhlerei noch in den jetzigen Zeiten sind die Beispiele des Mutterwerdens und des Kindermords nicht häufig, und das letzte fast

gar nicht bekannt — ungerechnet, daß man Kinder mordet, ehe sie noch in reifen Stunden ins Leben treten, und so weit sehen die Gesetze nicht.

Genie und wohlfeile Zeiten.

Den glänzenden Namen Genie erhält man bald und wohlfeil. Eine kleine Portion deutscher Lektüre, ein Wips ins Schauspiel, hier Possen oder Deklamation weggehascht, aus jedem Studio ein paar Kunstwörter, aus Dichtern und Reisebeschreibungen allezeit einen Perioden auswendig gelernt, die Miene eines Verehrers der Kunst angenommen, so wie man ein Buch sieht oder nennen hört, es zu kennen scheinen, von großen Männern wie von Dummköpfen sprechen, anmaßlich über alles, was auf Erden ist, urteilen, einen Roman über Geniesucht schreiben, die Bühne zu bereichern nicht vergessen, die Werke eines verstorbnen großen Dichters sammeln und mit seinen eignen Gedichten durchwässert herausgeben, das Publikum heimlich betrügen, Musenalmanache und Journale mit Beiträgen unterstützen, die Dame seiner Gedanken in ungereimten Versen oder Epigramms der Nachwelt bekannt machen, mit seichtem Raisonnement eine ganze Gesellschaft unter-

halten, einen witzigen Einfall so lange brauchen, bis man einen andern gestohlen hat — das alles heißt hier zu Lande Genie haben, Genie sein.

Welch ein herrliches Klima haben hier nicht die Romanenschreiber und extraordinären Musenalmanachsdichter gefunden! In Gesellschaft heißts: Sie haben dieses Schauspiel geschrieben? Der Autor antwortet alsbald: Ich lege es zu Ihren Füßen. Man sieht ihn zwei Minuten als ein blaues Meerwunder an. Wie schmeichelt ihm das! So innig er vorher Gott dankte, sein Schauspiel an den Buchhändler verhandelt zu haben (denn es hatte Not, ehe diese Makulatur ihren Mann fand), so würdig dünkt er sich von nun an, Autor, Genie zu heißen.

Das Publikum liest jetzt in jeder deutschen Stadt, und hier in dieser Autorenprovinz am allermeisten. Was nicht öffentlich gedruckt werden darf, wird heimlich gedruckt, folglich kann man von nun an einen strengen Censor für zwar erlaubte, aber die Ehre unsers Zeitalters skandalisirende Bücher setzen, der zugleich dem Publiko das Censiren lehrte und der Gewinnsucht der Autoren und Verleger Schranken setzte.

Unter zehn jungen Herren kann man sicher acht für seinwollende Genies halten. Sie

lassen ein gut verdauendes Publikum nicht verhungern.

Schriftsteller.

Wenn sich einmal ein Publikum den Magen an Romanen verdorben hat, und zwar an solchen Romanen, wie jeden Abend ein paar die Presse verlassen, so nimmt man es nicht übel, wenn es gegen Werke des guten Geschmacks eine gewisse Kälte bezeigt. Es ist, als wenn man eine unsrer Schönen in ausgesuchter Tracht dem Lappländer zur Bewundrung preisgäb'. Er wird bei des Mädchens schönem Wuchs, milchweißem Teint, und was sonst Schönheit des weiblichen Geschlechts genannt zu werden verdient, einen unbeschreiblichen Ekel fühlen. Mit herzlicher Inbrunst wird er seine kleine, stumpfnäsige, großköpfige, disproportionirte von dem Klima verunstaltete Schöne umhalsen und, wie unsre Dichter sagen, neue Wonne atmen. Des Publikums Geschmack ist dem ähnlich, als wenn sich unsrer Stutzer einer zur Dame seiner Gedanken einer solchen Lappländerin Figur wählte.

Ekel und Kälte begleiten den verdienstvollen Schriftsteller und seine Werke. Er mag, will er sein Verdienst geschätzt wissen, sich in den

Zirkel seiner denkenden Freunde hineinwerfen und in dem warmen Schoß der Freundschaft Ersatz für die Kälte seines Publikums oder seines Zeitalters finden. Es ist nicht jenes warme Publikum, das im Aufrausch der Bezauberung und des Entzückens der Herzogin in der Loge befiehlt, Voltairen zu küssen, das Shakespearen Ehrensäulen setzt. Hab' ich nicht geirrt, wenn ich sonst glaubte, man würde um die Ehre streiten, Lessingen, Goethen und die vielen großen Männer, die diese Stadt besucht haben, zu bewirten oder wenigstens ihren Schriftstellern diese Ehre anthun? Ich fragte, ehe ich hieher kam, ob man nicht Reiniken im Triumph zur Stadt einführte und um seinetwillen öffentliche Gastmähler anstellte. Das hieß eine Knabenfrage gethan. Denn wirklich, man ist aus Ehrerbietung für ihn sogar beflissen, alle Fehler an ihm aufzusuchen, und sollten diese stupiden Köpfe ihre Zuflucht zu seinen Häuslichkeiten und ökonomischen Umständen nehmen. Sie sind es fast satt, ihm zu applaudiren, denn sie wenden sich gelegentlich schon an die Stümper von Schauspielern, die man unterwegs auflieſt. Als Mann von Prozenten seid ihr eine geschätzte, aber als der beste Schriftsteller und Künstler eine so armselige Figur, wie man sie alle Tage sieht.

Den Schauspielern diene zur Regel und Richtschnur, daß sie den Damen einen reellen Gefallen erweisen, wenn sie das dramatisirte Leiden des jungen Werthers aufführen; Hamlet, Lear, Julius von Tarent usw. sind Stücke, die ennuyiren. Es giebt noch eine Art, das Publikum zu unterhalten, und dies paßt vielleicht auf ganz Europa, wodurch man zugleich einiges persönliche Ansehen gewinnt. Setzt euch nieder, ihr reichhaltigen Köpfe, entwerft charakteristische Züge von allen Geschöpfen, die euch in die Augen fallen, malt, wenn auch superficiell, doch mit dem Pinsel der Verleumdung, mit starkem Kolorit, tadelt, wenns auch nicht zu tadeln ist; ein gemeinnütziger Endzweck braucht so wenig aus der ersten als aus der letzten Seite hervorzuleuchten. Zeichnet einen lächerlichen Dorfgeistlichen, eine kleine Gelehrtenstube, eine vor fünfzig, fünfzehn oder einem Jahr gebräuchliche Mode, zeichnet selbst alle lächerlichen Seiten des Publikums; die lesende Dame oder ein andrer wendet es nie auf sich an, es braucht auch kein Kopfzerbrechen, so hat man einen andern Mann gefunden, auf den es paßt. Sagt ihnen ausdrücklich und beweists, daß sie nicht nötig hätten, etwas kluges zu schätzen, weils mit der Narrheit alleweile mehr zu thun gäb', hängt hinter euerm

Werk so einen kleinen Roman zur Vollendung des großen Werks an und bittet den Verleger, daß er einen teuern Preis dem Büchel bestimme. Dann kommt in Gesellschaft, zeigt durch eure frohe, zufriedne Miene, daß eines von den Gemälden auf irgend einen dieses Zirkels paßte, lobt die Privatnarrheiten, und ich wette, man erweist euch viel Ehre.

Buchhändler.

An ihrer großen Anzahl sieht man sogleich, daß es den produzirenden Köpfen nicht an Fruchtbarkeit fehlt. Sie sind hier in ihrem eigentlichen Elemente, ihre Pressen sind beschäftigt, auf ganze Jahre der Zukunft mit Werken versehen, und sie versorgen jahraus jahrein nicht nur das hiesige Publikum, sondern ganz Sachsen und noch mehrere Länder mit den Schriften unsers Zeitalters. Die Meßkatalogen, immer viele Bogen stark, wimmeln von Romanen, wahren, vaterländischen Genies, empfindsamen Trauer-, Max Wind-, Kilian Pips-, Familiengeschichten, Trauer- und Lustspielen, Beiträgen zur nützlichen Lektüre, Fabeln, Weltgeschichte, Almanachs, Physiken, Lehrbüchern aller Wissenschaften, kleiner Unterhaltung für Kinder, Übersetzungen, abgehandelten Gegen-

ständen der Philosophie, Finanzverwaltung, Pädagogik und der schönen Wissenschaften, Gedichten, Sonaten und Liedern. Die Titel von brauchbaren Büchern würden kaum eine Seite Platz erfordern. Der schlechteste Autor kann seine Schriftchen unterbringen, er schnappt nach dem bischen Honorarium, denn das ist seine zeitliche und ewige Belohnung, und wie sollten dann nicht Fremde und Ausländer über den Anwachs unsrer heutigen Litteraturwerke erstaunen? Es wird ja alles, was einer in einem hungrigen Tage herausschwitzt, ohne Unterschied gedruckt. Man wundert sich wahrlich, wenn man die Romane und Gedichte in die Hand nimmt, wie je ein Autor solch Zeug schreiben, ein Buchverleger es drucken lassen, und ein Publikum es lesen kann. Dabei schimpfen die Viertelsautoren auf jeder Seite auf die Rezensenten, schreiben, wenn sie witzig scheinen wollen, wohl gar an sie eine Vorrede, geberden sich, als träf' sie keiner ihrer Streiche, und wir wissen doch lange, daß einem der Hunger nicht vergeht, wenn man ihn gleich in die Ohren zwickt, daß folglich die Autoren immer schreiben müssen, ob ihnen gleich die vielen Wahrheiten gesagt werden. Sie prahlen mit dem Beifall des Publikums, sagen, sie hätten den Bitten ihrer Freunde nachgegeben und das ungedruckte Manuskript

dem Druck übergeben müſſen, und — verſprechen ein zweites Bändchen. Papiermacher, Drucker und Buchverleger fahren bei dem allen immer wohl. Aber ſobald ſie uns mit dem reichlich verſorgen, was der menſchliche Geiſt Gutes hervorbringt, und nur etwas von ihren teuern Bücherpreiſen herunterlaſſen, dann haben wir nicht mehr über ſie zu klagen, wenn ſie auch zugleich das verlegen, was er Schlechtes gebiert. Die Nachwelt behält ſich doch ihr eigen Urteil vor und wird ſich wundern, daß einmal eine Zeit war, da durch Geiſtesprodukte die Buchverleger ſo reiche Leute wurden.

Noch bleibt mir die Frage übrig, warum man ſo wenig typographiſche Schönheit in den Werken antrifft? Das ſchlechte Papier und die unelegante Lektüre machen Druckern und Verlegern keine Ehre, ſeit man Beweiſe von ſchönem Druck in Holland und Frankreich hat. Endlich iſt es auch ihre Maxime, dem Autor unter die Naſe zu ſagen, ſie verſprächen ſich von ſeinem Buche, ſei es auch von Wichtigkeit, keinen Abſatz; hiermit ſchnappen ſie nach wohlfeilem Einkauf.

Kunſtkenner.

Derer giebts eine erſtaunliche Menge. Sobald nur in irgend einem Fach der Kunſt ein-

mal ein neuer Ton angeſtimmt wird, kläfft alles hinterdrein. Man ſieht ſich einander ſteif in die Augen, wenn zu einer Zeit zehn Leute einerlei Weggeſchnapptes ſagen, und kraft des edeln Stolzes entſchließt man ſich, ein andermal etwas andres und dem jetzt geſagten widerſprechendes auszukramen und zu verteidigen. Ein einziger Mann auf dem Parterre kann ſolchen Kunſtkennern auf acht Tage zu thun geben. Er darf nur etwas auffallendes von dem Schauſpiel laut ſagen, und die Zuhörer ſchleichen ſich ſanft von ihm weg und ſagen das nämliche auf einem andern Platz mit gleicher Kennermiene. Sie lernen die Rolle ihres Götzen ganz auswendig und beten ſie überall an den Fingern her. Gemeiniglich haben die Herren, die etwas neues über Geſchmack stante pede ſagen wollen, und die ſich einbilden, den Gang der Leidenſchaften im Schauſpiel recht genau zu kennen, den Geſchmack am erſten verloren, ſie urteilen ſo einſeitig, daß ſie nur von dem letzten Akt auf das heutige und von dem heutigen wieder auf das morgende ſchließen. Gar drollig klingts, wenn von einem Stück geſprochen wird, und ſie nennen gleich den Verfaſſer, ſagen, die und die Wirkung thue es, entſcheiden, wie die Rollen beſſer beſetzt ſein könnten, und welcher Geſang den Regeln der Kunſt entſpräche. Das ſind denn nun freilich ſolche

junge Herrchen, die das Bewußtsein ihres Genies von der Mutter tradirt bekamen, und die meinen, es ließe sich jeder Haufe von ihrer Kenntnis so blenden, wie der Zirkel von Dummköpfen, der ihre tägliche Gesellschaft ist. Sind sie vollends am Hofe gewesen, so pochen sie auf ihr Urteil, die ganze Familie wird, wenn sie anheim kommen, über ihre Wissenschaft Maul und Nase aufsperren. Ich hörte einmal einen auf der öffentlichen Bibliothek bei einem Blatt voll Mönchsschrift versichern, er habe schon einmal in Kassel welche gesehen, und fragte, obs griechische oder französische Sprache eigentlich sei. Wird er nach Hause kommen und sagen, er habe in Kassel und in Leipzig Mönchsschrift gesehen, dann weh der Mama, die nicht weiß, daß sie lateinisch war. Die Gemälde verstehen sie aus dem Grunde; erklärt ihnen nur erst das Wörtchen Kolorit, Nüance, Teint, Kontur, Draperie, Reflex, und nun geht alles unter einander. Überhaupt besteht, wenns hoch kommt, ihre Gelahrtheit in Kunstwörtern. Ohne zu wissen, was es ist, sagen sie beständig: Karnation, Clairobskur, Fassade, Exergue, Parquetterie, Denouement, Disposition, Basement, Attitüde, Basrelief usw.

Komplimentenſprache.

Mit dem vollkommenſten Rechte ſcheint man die ſchalen, ſchmeichelhaften, trivialen Redensarten unter feine Lebensart zu zählen, die einem vernünftigen Manne billig Ekel verurſachen, wo nicht gar beleidigen können. Man ſollte noch heutzutage dem Zeitalter, das ſie erfand, Dank ſagen für das Mittel, eine Geſellſchaft Menſchen, die in Vertraulichkeit untereinander ſprechen könnten, in einer immerwährenden Entfernung unter ſich zu halten: es iſt nichts weniger dadurch verloren gegangen als die Sprache des Herzens, und an die Stelle des naiven Scherzes ſind die geſetzlichen Fragen und Antworten gekommen, die für jedes beſſere, ungezwungne Geſpräch dem ganzen Zirkel das Maul ſtopfen. Weil es die Sprache der Höflichkeit ſein ſoll, ſo ſchränkt man ſich nur auf das Wörtchen Ehre ein. Wo man ſagen könnte, es macht mir viel Vergnügen, da heißt's: Es macht mir eine große Ehre; und wie beſchämt wird man nicht, wenn ſowohl durch die Ehre als durch das Vergnügen einem eine offenbare Lüge geſagt wird, denn nirgends iſt ein Fünkchen von der Sprache des Herzens, und jedes Wort iſt aus dem Katechismus des Ceremoniells. Die kleinen Kinder richtet man von ihrer

Geburt an zu dem Schnickschnack ab, bis sie Worte ohne Sinn mit Dreistigkeit sagen lernen.

Antiquare.

Sie hoffen mit jedem neuen Morgen auf bessere Zeiten, und ihr Bücherhandel ist der armseligste, der sich nur denken läßt. Sie sind selten mehr als Mäkler für Schulknaben, denn sie geben sich nur mit Schulbüchern ab. Heut kaufen sie den Curtius von einem Knaben oder von einem Studenten das Kompendium, worüber gelesen wird, um den vierten Teil des eigentlichen Preises, und morgen lassen sie sichs wohl sein, wenn sie es um zweimal teurer wieder verkauft haben. Es ist ein bewundernswürdiger Zufall, wenn man einmal aus einem andern Fache der Litteratur, als aus der Geschichte, Diplomatik, Physik oder sonst einem Studio ein Buch bei ihnen antrifft. Da kann man gewiß glauben, daß sie es um ein Spottgeld und unter der Menge andrer Bücher vielleicht in einer Auktion wider Wissen und Willen erkauft haben. Ihre Unwissenheit in der Litteratur ist eben so groß als ihr Abscheu vor Werken, die die Philosophie zum Gegenstande haben und aus den neuesten Zeiten herkommen. Man findet welche, die sich ganz allein für den Land-

mann bequemen und ihn — so sehr liegt ihnen die Aufklärung des wichtigen Teils der Menschheit am Herzen — mit Gesang- und Gebetbüchern reichlich versorgen. Sie behängen die Bücher mit selbsterfundnen Titeln, wovon ich selbst überführt wurde, da ich die Geschichte des Hallischen Waisenhauses unter dem Titel: Schatzkästlein Jesu oder der einzige Weg zum Himmelreich für alle nach Gnade schmachtende Seelen fand. Oder sie schreiben auf die Bücher: Arndts wahres Christentum, Erklärung über den Jesus Sirach usw. Die Dürftigkeit, die vor und hinter ihnen herschleicht, verführt sie zu dergleichen Betrügereien, und was wunder, wenns um einen Antiquar ein jämmerlich Ding ist, wenn er vorher ein Markthelfer oder sonst ein Wesen war, dem die gelehrte Welt auch nicht im Traume erscheinen sollte. Ihre Bibliotheken sind meist auf den Straßen öffentlich ausgestellt, und Regen und Sonnenschein und der scharfe Zahn der Zeit vermag nichts über sie. Unter allen kenn ich nur einen, der weitläuftige Bücherkenntnis hat.

Gellerts Monument.

Gellert, der zur Bildung der deutschen Sprache so viel (und mehr als zur Dichtkunst

selbst) beitrug, der dem guten Geschmack von Herzen gern emporhelfen wollte, ist in ganz Deutschland bekannt. Die Sachsen sind stolz auf ihn, und den Leipzigern ist er durch lange Sage gleichgiltig geworden. Es ist eine altmodische Dame, die jetzt noch Gellerts Fabeln in die Hand nimmt, und doch ists eine merkenswerte Sache, daß der Name Gellert hier keinem unbekannt ist. Er zog sich durch sein Leben Verehrung zu. Er lebte als ein strenger Philosoph, und sein Charakter liegt in seinen Schriften. Nach seinem Tode hat ihm ein Privatmann ein Monument in seinem Garten vor dem Grimmischen Thore gesetzt. Man könnte sagen, dies wäre eine Wirkung des öffentlichen Geistes, wenn nicht schon bekannt wäre, daß eben dieser Privatmann der Buchverleger sei, der durch seine Schriften reich wurde.

Vor eben diesem Thor in der Johanniskirche haben ihm seine Freunde auf Subskription noch ein Monument gesetzt, das weit kostbarer und im vollen Sinne des Worts edle Handlung ist. Auf Gellerts Grabe liegt ein viereckter, nackter Stein, bloß mit seinem und seines Bruders Namen, die eine Gruft zugleich einschließt, und mit der Zahl des Jahres, in welchem er starb.

Perückenmacher.

Dies ist der allgemeine zunftmäßige Name und kommt nur denen zu, die in der Kunst die gesetzte Anzahl Lehrjahre ausgehalten haben. Die Anzahl der Herren ist jetzt 104, der Gesellen gegen 60 und der Pfuscher (die, ohne Herren oder Gesellen zu sein, von Frisiren sich nähren) 240. Die Herren hätten bei ihrem Verdienst sehr gutes Auskommen und könnten für das Alter manches zurücklegen, wenn ihre Neigung zum Verschwenden nicht so weit ginge, daß sie kaum ihre Haushaltung bestreiten können. Die Weiber kleiden sich wie Damen von Stande, und die Herren machen die größten Ansprüche auf den galanten Herrn. Sie besuchen die Aubergen auf den Dörfern und bei der Stadt am fleißigsten, sie saufen große Zechen und darben lieber zu Hause, als daß sie an öffentlichen Orten keine Figur machen sollten. Die Weiber wissen selbst nicht gut Haus zu halten und freuen sich in den Schenken, wenn sie im Anzug und der Verschwendung die Weiber andrer Professionen übertreffen. Mit den Professionisten, Schneidern, Schuhmachern usw. lassen sie sich nicht gern in eine Klasse setzen, denn sie halten ihr Metier für eine höhere Kunst, weil sie in der Welt Leuten von dem vornehm-

sten Stande aufwarten und dadurch Ansprüche auf seine Lebensart selbst machen. Es giebt Herren, die sich zwei Gesellen halten, nur wenige halten sich drei, die meisten nur einen, viele gar keinen. Die Gesellen für sich verdienen im Verborgnen so viel, als sie dem Herrn einbringen. Sie betrügen den Herrn, weil er sie nicht genau beobachten kann, auf eine erstaunende Art und machen von dem unterschlagnen Gelde den Stutzer. Der Mensch, der euch früh im schmutzigen Puderkleide die Haare kräuselte, begegnet euch gegen Abend im neuesten Modekleide, in Gold und in Silber. Er grüßt euch nicht, denn er macht eine größere Rolle als ihr selbst. Er geht in den Aubergen mit einer langen Pfeife, breitem Bruststreif, den Hut in die Augen gedrückt, stolz auf und ab und sieht alles über die Achsel an. Er siehts gern, wenn ihr ihm ein Kleid schenkt, denn er wird damit euch und aller Welt zeigen, wieviel ihm die Natur Anlage zum großen Manne gegeben hat. Von dem Trinkgelde, das ihr ihm gabt, lebt er an eben dem Tage in eurer Gesellschaft. So lange er euch frisirt, spricht er von seinen Reisen, von seinem Aufwand und siehts gern, wenn man ihn für einen Weltmann und für schön hält. Je übler er früh riecht, je mehr duftet er Wohlgerüche nach Mittag. Er trägt

den Hals und die Bruſt bloß, daß ihr ſeine weiße, blendende Haut ſeht, und ingeheim glaubt er ſteif und feſt, alle Weiber und Mädchen zu feſſeln, und iſt wirklich bei aller ſeiner Erfahrung und Stutzeranlage ein ſo unwiſſender Tropf wie manche Stutzer, die keine Perückenmachergeſellen ſind.

Man überlege, ob dies eine Handwerkszunft oder eine Kunſt begünſtigt heißt, wenn die Anzahl der Pfuſcher ſo groß wächſt, daß ſie die Anzahl der ganzen Zunft überſteigt. Man kann ſagen, daß der Magiſtrat hier dieſe Schleicher ſchützt. Es iſt nicht erlaubt, ſie Pfuſcher zu nennen, ſie verlangen den Namen Friſeurs. Die Gerechtigkeit, unter eine gewiſſe Zunft aufgenommen zu werden, ſeine Nahrung unter dem Schutze der Geſetze treiben zu dürfen, koſtet einem andern ein beträchtliches, und indem ſie ſie nicht erkaufen, genießen ſie dieſelbe umſonſt. Sie thun der Erfüllung der Geſetze und der Vorteile, die daraus entſpringen, Eintrag, ohne daß der Magiſtrat ſie ſtrafte — tacens consentire videtur.

Die Weiber der Pfuſcher ſind nicht ſelten Kupplerinnen. Es gab in der neuern Zeit ein Beiſpiel, daß ſich die Polizei einer derſelben bemächtigte, die zwei junge Mädchen ihrem Vorteil hatte aufopfern wollen. Die Mädchen

hatten sich geweigert; das listige Weib führte ihr Vorhaben durch einen Schlaftrunk aus, den sie ihnen gab, und die Wollüstlinge raubten während dieser Wirkung ihre Tugend. Solche Laster, wobei man schaudert, bleiben oft unentdeckt und ungestraft. Um die Strenge der Gerechtigkeit in diesem Falle zu erkennen, darf man wissen, daß diese Kupplerin auf zwei Jahre in das Zuchthaus kommen wird, nach welcher Zeit sie bei dem Spinnrad neu gesammelte Projekte mit mehrerer Verschmitztheit ausführen kann. Sonst gab ein Pfuscher jährlich ein paar Thaler für den Nahrungsschein, den er dem Magistrat abkaufen muß. Es entstand zwischen der rechtmäßigen Zunft der Perückenmacher und den Pfuschern ein Prozeß, durch welchen die erstern die letztern ausrotten wollten, und welcher, ohne daß die letztern ausgerottet wurden, sehr viel Geld kostete. Seit der Zeit kostet dieser Schein viele Thaler, und man sieht nicht, daß sich ihre Anzahl vermindere.

Opernhaus.

Sonst mangelte es Leipzig an einem der Kunst großer Männer und großer Stücke würdigen Schauspielhause. Ein Mann namens Zehmisch entschloß sich, seine Güter zu Er-

bauung eines solchen Hauses anzuwenden. Er scheute keine Kosten, scheute nicht die Armut, in der er würde leben müssen, wenn er sein ganzes Vermögen dazu hingäbe, und that es. Auch kostete es ihm wirklich sein ganzes Vermögen, und nun lebt er (denn wirklich lebt er noch) in einer kleinen Wohnung neben dem Opernhause in Dürftigkeit von den kleinen Renten, die er jährlich genießt. Ich ziehe folgendes zum Behuf meiner Leser aus der Chronologie des Deutschen Theaters aus:

Endlich erhielt auch Leipzig im Jahr 1766 ein Schauspielhaus, das seiner würdig ist. Herr Zehmisch und einige andre patriotische Kaufleute dieser Stadt unternahmen dieses rühmliche Werk. Ein großer Architekt, der Ingenieuroberst Fäsch, erbaute es auf den Ruinen einer Bastei nach dem Modelle des kurfürstlichen Theaters zu Dresden. Die Länge des Hauses ist etwa 108 Fuß, und die ganze Breite 64 Fuß. Das Theater ist ohne die vordere vorhergehende Rundung desselben an die 45 Fuß tief und 37 Fuß breit, die Höhe ist 34 Fuß. Es sind zwei Eingänge, einer für die Zuschauer und einer für die Schauspieler, der gleich auf das Theater führt; auch noch ein Ausgang in die daran stoßenden Gärten, in welche man nur durch das Haus kommen kann. Das Amphi-

theater ist länglich rund, das Parterre hat ein räumlich abgesondertes Orchester, und da es für stehende Zuschauer eingerichtet ist, nur rund herum eine Bank. Es liegt etwas tief, weil das Theater nicht sehr erhaben ist, geht aber schräg vom Theater an in die Höhe und kann überlegt werden. Der Eingang ist dem Theater gerade gegenüber und geht einige Stufen herab. Es sind drei Ränge Logen, davon einige sehr geräumig, die kleinsten aber doch auf sechs Personen eingerichtet sind. Darüber ist die Galerie, welche einen mehr als gewöhnlichen Abstand von der Decke des Hauses hat. Man kann allenthalben das Theater sehen, und auch in den entferntern Logen leidet das Gehör nicht. Die Auszierung des Gebäudes ist, wie es sich für eine Stadt schickt, in der alle schönen Künste blühen. Der Plafond ist von Herrn Oeser. Allgemein bewundert ist der allegorische Vorhang, gleichfalls von Herrn Oeser, der zugleich mit seinem ältesten Sohn diese Bühne von Zeit zu Zeit mit vortrefflichen Dekorationen verziert. Die Richtung des Hauses geschah den 18. Julius, am 10. Oktober 1766 ward es eröffnet.

Jetziger Einrichtung nach ist des Sommers hier Opera, die unter der Direktion des in Leipzig wohnenden Herrn Bondini von Prag im Jahr 1782 und 83 hierher kam und fast

noch mehr Beifall als die deutsche Gesellschaft, die zur Zeit der Messen und des Sommers von Dresden herkommt, erhielt. Bekanntermaßen befindet sich unter den Dresdner Hofschauspielern Herr Reinike. Er genießt hier ziemliche Verehrung, so wie sonst stolze Leipziger Damen die Sängerinnen der Opera ihres Umgangs würdigten und ihnen einen gewissen Vorzug auch außerhalb des Theaters einräumten. Man besucht fleißig das deutsche sowohl als das italienische Schauspiel, da die letzten noch sorgfältiger als die ersten die besten Stücke auf die Bühne bringen. Und wenn man die italienischen Schauspieler mehr als die deutschen schätzte, so war es keine Ungerechtigkeit. Der meisterhafte Gesang derselben, und die selten gut besetzten Rollen deutscher Schauspieler brachten dies Urteil hervor. Es ist gewiß, daß zu der deutschen Gesellschaft Leute aufgenommen werden, die wirklich in der Kunst die geringsten Schüler sind, die bisweilen noch keine andre als die Jahrmarktsbühnen betreten haben, und doch sollen sie in einer Stadt Beifall erhalten, die durch Länge der Zeit, durch gute Stücke, hauptsächlich aber durch Meister in der Schauspielkunst, als Reinike ist, einen Begriff vom guten Schauspiel haben muß. Sehr wenig spricht es von guter Einrichtung, wenn neben einem

Reinike ein Knabe auftritt, der weder Deklamation noch Attitüde noch irgend ein Requisit seiner Rolle hat und doch eine wichtige Rolle spielen sollte. Den kleinen, weniger kultivirten und von Fremden unbesuchten Städten verzeiht man dergleichen wohl, aber eine Hofschauspielergesellschaft sollte mehr Auswahl brauchen. Die Anzahl der deutschen Schauspieler ist zu großen Stücken nicht zu klein, aber wollte man sie nach den guten und einträglichen berechnen, beständ' sie ungefähr aus drei. Die Garderobe ist zu jedem Stück gut gewählt und guter Schauspieler würdig. Die Schauspieler selbst stehen, auch die schlechten nicht ausgenommen, in guter Gage. Weil sie aber nur die Messe durch spielen, so fehlt es ihnen nicht an Zuschauern, denn schon die Fremden besuchen das Schauspiel, weil sie in Leipzig die Kunst in der größten Vollkommenheit vermuten. Noch kommt dies hinzu: die Leipziger, um Geschmack für Kunst zu verraten, applaudiren auf eine unbegreifliche Art, machen Schauspieler, die es nicht verdienen, und die noch unter aller Kritik stehen, stolz, daß sie die nämlichen Rollen mit der nämlichen Kunst wiederholen und ekelhaft werden.

Es sind bei dem Theater keine Wachen ausgestellt, die öffentliche Sicherheit ist hier nie in Gefahr. Man würde dem Autor eines

schlechten Stücks, wenn er sich persönlich sehen ließe, wohl eher applaudiren als ihn auspfeifen. Das Parterre ist zu klein, um die Sicherheit stören zu können, aber doch bisweilen mutwillig genug, einige Minuten zu pochen, wenn eine Loge geöffnet wird und das Tageslicht hereinfällt. Wahr, der Kontrast des Tageslichts mit dem Schein der Lichter, die das dunkle Haus erhellen, macht einen auf das Auge widrigen Eindruck; nur scheint das Pochen mutwillige Unterhaltung, weil sonst alle Logen unbesetzt bleiben müßten, wenn man die Augen des Parterres schonen wollte. Sobald eine Loge geöffnet wird, fängt das Geräusch an und dauert so lange, bis sie wieder verschlossen ist. Daher ist es, bis das Schauspiel anfängt, die Unterhaltung des Parterres, und eben nicht die gesittetste.

Advokaten.

Es giebt wenige, von denen man sagen kann: sie fangen an, allmählich etwas mehr Wert in Sachen, die zur Bildung des Zeitalters und der Menschen beitragen, als in ihren Schwall von Gesetzen und Prozeßordnung zu setzen. Man findet alte Praktiker, die mit einer Pfeife Tabak sich vor einen Stoß Akten hinsetzen und sich

selbst bewundern. Seit ihr Name vor Gericht berühmt ist, haben sie ihre Seele mit keiner denkenden Beschäftigung überladen. Trotz vieler Bemühungen in den neuen Zeiten, den alten Stil der Kanzlei abzuschaffen, sind sie noch immer die hartnäckigsten in der Widersetzung. Um der Kunstgriffe willen beim Handwerk sieht immer ein alter einen jungen mit mitleidigen Augen an. Gewiß, sie sollen uns immer verehrungswert bleiben, wofern sie nur mit Menschenliebe die gerechte Sache eines Unglücklichen verteidigen, und wofern sie nicht die Güter ihrer Klienten bis zum letzten Heller aussaugen und, wie es die Fälle bei uns häufig giebt, ihn an den Bettelstab bringen. Der gemeine Mann in diesen Gegenden seufzt allemal, wenn er einen Advokaten in goldbesetztem Kleide sieht, denn es ist doch wahrlich nicht zu leugnen, daß unsre Justiz nicht auf dem besten Fuß steht. Die langweiligen Verhandlungen in den Gerichten möchten immer noch hingehen, wenn sie nicht einem Kapital glichen, dessen Interessen, je länger man es ungetilgt läßt, bisweilen höher wachsen als das Kapital selbst. Unsre Advokaten sehen, wenn ihre Praxis nicht von außerordentlichem Wucher ist, sehr gern, wenn sie ein Ämtchen erlauern können, denn es gehören schon fette Klienten dazu, in einer

großen Stadt ein angesehener Mann zu bleiben. Ich rate allen Leuten, der Dame Justiz nicht zu nahe zu treten, denn sie fängt an, eine alte Dame zu werden, und wie es mit den Alten zu gehen pflegt, sie schieben alle Sachen auf die lange Bank, sie scharren zusammen, was sie nur können, sie entscheiden nach alten Vorurteilen, sie haben ihre Maximen, und davon weichen sie kein Haarbreit ab.

Matrosen.

Ich wohnte einmal einem Gottesdienste in der Nikolaikirche bei. Der alte, schläfrige Prediger hatte sich mit der größten Behaglichkeit, wie es hier eigentlich nicht Sitte ist, auf der Kanzel niedergesetzt. Diese Lage war ihm vermutlich zum Ablesen der Predigt viel bequemer. Ohne die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich gezogen zu haben, las er in seiner Postille fort, und er würde sie die ganze Stunde nicht erweckt haben, wenn nicht folgendes Gelegenheit dazu gegeben hätte. Die Postille, aus welcher er las, schrieb sich von einem Hamburger Prediger her, der sie für seine Gemeinde eingerichtet hatte, daher kam es, daß er einmal in hellem Tone ausrief: Und diese Strafgerichte Gottes kommen alle von den Sünden der verfluchten Matrosen her!

Sommerwohnungen.

Man kann bei jedem Schritt, bei jeder Handlung des Leipzigers denken: Es ist Mode. Er unterscheidet sich in jeder Stadt, wo er hinkommt, durch seine Kleidung; man sagt alsbald: Er ist ein Leipziger und aus dem Lande, wo mit dem besten Glück ein Narre zehn macht. Man findet in den Städten, wo man nicht alle Tage von einer neuen Mode hört, Bürger, die noch heutzutage mit Ehrerbietung das geerbte Kleid ihres Urgroßvaters an Sonn- und Festtagen tragen, und ich leugne es nicht, mir kömmt allezeit der fröhliche Gedanke von geraden und einfachen Sitten ein, die man sonst unter diesem Kleide hatte, und die man dadurch noch jetzt beibehalten zu wollen scheint. Man sieht sich da nicht um eines Modekleides willen über die Achsel an, man hält der Verschwendung keine Lobrede, und man hält den für keinen würdigen Enkel, der dieses Kleid zu tragen sich schämen würde. Haben die ersten erfinderischen Köpfe der Moden wohl geglaubt, daß sie die gesellschaftliche Zuneigung und Vertraulichkeit der Menschen unter einander aufheben würden, oder konnten sie nicht glauben, daß sie den verborgenen Funken der menschlichen Eitelkeit an-

zünden, und daß dieſer Funke alles, was gerader, biedrer Sinn hieß, nach und nach aufzehren würde? Daß es möglich war, hat uns die Erfahrung gelehrt. Denn von nun an präſentirt jeder Mann ſeine Mode, und gleich wie eine neuere Mode auf die ältere mit Verachtung ſieht, alſo auch die Menſchen mit der größten Pünktlichkeit.

Daß man hier nicht juſt um die Natur zu genießen des Sommers in Gärten zieht, vermutet man gleich, ſobald man nur die lieben Einwohner ein bischen kennt. Sie haben ja die einfache Natur in allem aus dem Geſichtspunkte verloren; wie kam ihr der altmodiſche Gedanke zu Sinn, ſie in ländlicher Stille zu genießen? Man geht um der Veränderung willen in ſeinen Garten, um ja des Tages ein paarmal ſagen zu können: Ich wohne in meinem Garten! um zu zeigen, daß man einen Garten habe, denn man braucht auch nur den Garten zum nächtlichen Schlaf. Des Tags durchzieht man die Stadt, die Promenade, die Aſſemblees, und wie weiß ich was ſonſt noch. Wollte ich mich übrigens noch an die Natur wenden, ſo würd' ich keinen dieſer Gärten wählen. Sie haben weder den mannigfaltigen Anblick eines engliſchen, noch die Pracht der Kunſt eines franzöſiſchen. Und was das wichtigſte: die Herren

und Damen, die sie bewohnen, sind von zarten Bestandteilen, ganz Zöglinge der Weichlichkeit, daß sie das Landleben nicht als Landleben genießen und sich ländlichen Beschäftigungen unterziehen. Man würde einer Dame, die aus ihrer Sommerwohnung von der Sonne verbrannt zurückkäme, oder welche sagte, daß sie an dieser und jener ländlichen Arbeit sich vergnügt habe, ins Gesicht lachen. Folglich gehört die Beziehung der Gartenhäuser ganz allein unter die Mode und unter die Launen eines verdorbnen Geistes.

Selbstmord.

Vor einigen Jahren, als Werthers Leiden herauskamen, war nichts gewisser, als daß sich jährlich eine große Menge junger Leute in jeder Stadt erschießen würden. Die schriftstellerischen Philosophen nahmen sich der Sache aufs eifrigste an, sie fühlten in sich Beruf, dem Unwesen zu steuern, und ich glaube, es ist ihnen gelungen, denn man hat sich in seiner Erwartung so sehr betrogen, daß sich nach Werthern bis auf diese Stunde kein einziger um seine Lotte erschossen hat.

Die Bedrückung des gemeinen Mannes und seine Armut ist so groß nicht, daß er dadurch bis an die Grenzen der Verzweiflung gebracht

würde. Der bankrottirte Kaufmann ist nicht einer fürchterlichen Strenge ausgesetzt, und so zählen wir kaum zwei bis drei in einem Jahre, die ihr eignes Dasein vernichteten.

Wir haben solche Beispiele. Eine junge Witwe, eine Mutter von einigen Töchtern, lebte in ihrem Witwenstande im Umgang mit einem Manne. Ihr unglückliches Schicksal vereinigte sie so, daß sie bald von neuem Mutter des Kindes, das sie ahndete, würde geworden sein. Bei diesem Gedanken fürchtete sie eben so stark die Strenge der Gerechtigkeit als die Beschimpfung ihrer Ehre. Ihre stolze, empfindsame Seele wollte sich keiner dieser beiden Folgen aussetzen. Ihre nagende Wut, ihre geheime Trostlosigkeit, die schwarze Stunde der Verzweiflung brütete das Mittel zu Durchbrechung der Schranken der Feigheit und der Beschimpfung, zu schneller Befreiung von dem unübersehbaren Elend — sie nahm Gift. Die erste Dosis, die sie gegen Abend verschluckte, that keine andre Wirkung, als daß sie die ganze Nacht unaussprechliche Schmerzen in den Gedärmen empfand, und sie überwand sie kaum mit äußerster Anstrengung. Mit größerer Wut, als sie das erste Gift genommen hatte, nahm sie am Morgen, trotz dem Bitten und Flehen ihrer Kinder, trotz den Thränen, die sie mit ihnen vergossen hatte, trotz der fürchterlichen

Kluft, die sich nach einem solchen mißlungnen Versuch zwischen Leben und Tod öffnet, das zweite und starb, wie ihren Kindern in der letzten Umarmung das blutende Herz brach.

Almosen.

Man sagt, es gebe hier ein paar Männer, die heimlich den Dürftigen Wohlthaten austeilten, und wo es gegründet ist, so wünschte ich, es sei bekannter, weil es doch gewiß für den großen Haufen der Geizigen sehr beschämend sein müßte. Bei den häufigen Unglücksfällen, die in Sachsen das Feuer zeither verursacht hat, las man in den öffentlichen Blättern, daß Leipzig es nicht an Beiträgen zu Unterstützung der Hilflosen hat fehlen lassen, und so wär' es ungerecht, alle Einwohner der beschimpfenden Unempfindlichkeit anklagen zu wollen. Ob man bisweilen, ohne sich zu schaden, nicht noch freigebiger sein könnte?

Lotterie.

Diese ist zur ansteckenden Krankheit der Stadt geworden. Überall hängen Zettel an den Läden: Braunschweiger, Hannöverische usw. Lotterielose, und durch die paar hundert Thaler,

die einmal gewonnen werden, lassen sich manche gewinnen, ihr bischen Geld hinzutragen. Es ist schon über Lottosucht manche Abhandlung geschrieben worden — ich erinnere mich, in Schauspielen sie lächerlich gemacht gefunden zu haben —, aber wie's mit solchen Sachen geht, sie wirken nicht, bis ein ganz besondres Muß hinzukommt, und niemand gehorcht eher, bis er sogar die Freiheit zu gehorchen verloren hat. Es steht auf den Losen: Privilegirte; so werden wohl auch die Abhandlungen über Lottosucht weiter nichts frommen.

Leipzig versorgt und versendet an viele kleine Städte, die vom Lotto außerdem nichts würden gewußt haben, eine entsetzliche Menge Lose, es ist ein großer Handlungszweig geworden, und doch nur hier ein klein Kapitel.

Apotheken.

Wahrhaftig ein trauriger Anblick, wenn man sie von Kranken vollgepfropft sieht, die mit dem bischen Medizin Gesundheit und glückliches Leben kaufen wollen. Die Doktoren sind hier gewohnt, die Medizinverordnungen und Rezepte durch die Kranken selbst besorgen zu lassen; es ist mancher Ort so, daß der Doktor auch die Medizin selbst besorgt und sie sich von

seinen Patienten auf der Rechnung doppelt bezahlen läßt, hier aber, wenigstens unter den billigen Doktoren und armen Patienten, nicht. Ich sah in diesen Apotheken einen Haufen junger Leute, die mit niedergeschlagnem Haupt das Rezept hinreichten und nur wünschten, man möchte sie nicht der Wahrheit beschuldigen. Ihre bleichen, verfallnen Gesichter pressen einem Seufzer und die innigsten Wünsche aus, daß die Jugend nicht so früh, so ausschweifend mit der Wollust oder die Wollust mit keinen schädlichen Folgen verknüpft sein möchte. Und weh dann der Frau, die einem rüstigen, unentnervten Mann sich in die Arme zu werfen glaubt! Weh der armen Betrognen! Der schwindsüchtige Gatte gleicht in seinem dreißigsten Jahre schon dem Greise von neunzig, und seine Kinder ähneln den ekelhaften Auswürfen der Natur. Das Gift aus den Gebeinen des Vaters ist mit in die ihrigen übergegangen, der krümmende, winselnde Wurm schleppt sein Leben nicht ein Jahr hinaus. Immer hängt der Tod an seinen Lippen, und du unglückliche Mutter beweinst das Schicksal deiner sterbenden Kinder und nicht dein eignes. Doch mit wie viel Thränen hast du den süßen Traum von glücklichem Leben fahren lassen, du kannst keine für den frühzeitigen Tod deines Mannes mehr übrig haben.

Degen.

Unsre Stutzer haben jetzt in Brauch, bei jeder Gelegenheit das Mordgewehr an die Seite zu hängen. Mir däucht es, sie wollen sich da als Männer fühlen und fühlen lassen, denn wahrhaftig, zur Verteidigung hat noch kein Stutzer einen Degen an seinen Leib gebunden. So lächerlich es auch ist, und so wenig es zu unsern weiblichen Sitten paßt, den Stahl an der Seite zu führen, eben so sehr wundert michs, wie er ein Stück der Galanterie hat werden können. Von Eisen und Stahl brauchen just die Degen jetzt nicht zu sein, mit eben dem Fug und Recht vertritt diese Stelle ein vergüldeter hölzerner, ungefähr so einer, wie ihn die kleinen Knaben noch heutzutage in ihren Spielen brauchen. Der Kaufmann, der Student, der Ladendiener, der Professor tragen ihn — Gott weiß, warum. Fällt denn keinem das Warum irgend einmal ein, wenn er ihn anhängt? Bei einigen Stutzern kömmt mirs vor, als trügen sie ihn, damit man sie nicht für Weiber halten sollte; andre glauben den Putz ihres Kleides dadurch zu erhöhen; noch andre tragen ihn, weil sie das ehrenvolle Recht dazu zu haben glauben; wieder andre, weil der alte Patron

es übel nehmen würde, ihm ohne Degen den Hof zu machen; die Professoren müssen ihn kraft des Ceremoniells tragen, Studenten kommts zu, seit sie in Prima gesessen haben; die Ladendiener beweisen dadurch, daß sie keine Lehrjungen mehr sind, und der Kaufmann, daß ausdrücklich an der Puppe, die er aus Paris neuerlich erhalten hat, ein Degen hing.

Meßzeit.

Das ist die Zuflucht zur Erhaltung mancher Familien. Man nimmt Fremde ins Haus, man treibt Geschäfte, die ihren Mann wieder bis zum kommenden Termin ernähren, alles heischt Geld und Reichtümer zu einerlei Zeit. Das bunte Gewühl unaufhaltsamer Betriebsamkeit, das Chaos von wucherhaften Bedürfnissen, die spekulative Miene des einen, die hungrige Miene des andern, der Geist des Handels auf allen Stirnen fesselt das Auge. Hier ist zu sehen ein großer Riese, wie er noch nie gesehen worden ist, und dort eine Zwergin, die mit dem Fuße eine Feder schneiden und schreiben kann. Die zwölf Apostel, die Geschichte des Holofernes und der Judith — lauter Personen von Wachs — das Leiden Christi mit Husaren um ein weniges. Mit heller Stimme schallt alles am

lieben Himmel um zwei Dreier. Das große Nordlicht samt Erklärung des fürchterlichen Nebels, welcher zeither unsre Atmosphäre feuchtete, die blutige Sonne und der blutige Mond, Prophezeiung, daß Leipzig bald untergehen werde, Untersuchung, wie nahe der jüngste Tag sei, nebst einem schönen Liede, um sechs Pfennige.

Vor dem Petersthore dient der Kunst Liebhabern ein aus Frankreich hergebrachtes Marionettenspiel nach beliebigem Preise für Standespersonen, ferner Buden mit ausgehängten Kamelen, Elendstieren, Bären, Löwen, Meerkatzen, Stachelschweinen, Elefanten, alle in natura zu sehen. Ein dritter durchzieht bei der Musik einer kleinen Pfeife und einer Trommel die Straßen, mit zum Tanz abgerichteten und sehr possierlich bekleideten Affen oder Hunden. Er läßt seine Suite Halt machen und zwingt durch die Tänze und Sprünge eine versammelte Menge zum Lachen und zu einem kleinen Beitrag zu des Reisenden Lebensunterhalt. Wie sonderbar klingt es, daß diese vagabondirenden Possenspieler Franzosen und Italiener sind, und wie noch sonderbarer, daß eine Stadt, um sich also vergnügen zu lassen, ihnen noch heutzutage das Thor öffnet!

Mancher Gastwirt, der außer der Messe

keine Nahrung hat, erwirbt sich so viel, daß er wieder leben kann. Bisweilen steigen die Preise der alltäglichen Bedürfnisse bei solchen, die die Gewinnsucht treibt, dem Beutel der Fremden sehr nahe beizukommen. An Nahrungsmitteln fehlt es nie, sie werden vom Lande außer der Messe nur wöchentlich dreimal, jetzt täglich herbeigeschafft. Jeder Herd raucht, jede Speisekammer duftet, die Fremden müssen gutes und schlechtes verschlucken, denn man denkt um des Gewinstes willen nicht auf das Gute allein. Einige Eingänge der Stadt sind verschlossen, daß die Fremden nicht den Augen der Accisbedienten und Visitatoren entgehen. Alle Buden und Läden sind geöffnet. Die Galanteriehändlerin versichert ihre Damen, daß es die neueste Londoner oder Pariser Mode sei, und der Kunstgriff gelingt ihr. Die Fremden lassen ihre Laster nicht zu Hause, sondern fragen sehr bald nach feilen Dirnen, und folglich: was ist die Messe anders, als die Erntezeit des Kaufmanns, des Gastwirts, des Trägers, des Juden, des Betrügers, der Huren, der Accisbedienten und aller, die in der Welt gern mit Nummern spielen?

Vorſchlag.

Es muß euch ja nicht auffallen, wenn ihr über die Straßen und Promenaden geht, und eine Partie junger Herren, geputzt oder ungeputzt, mit der aufgeblaſenſten Miene euch begegnen und in die Augen ſehen. Der große runde Hut, die Stiefel mit Sporen oder ſonſt eine ihrer Moden giebt ihnen das Gewicht, das ſo ſchwer auf eure Augen drückt. Jeder hält ſich für einen Matador, und wir armen, armen Erdenſöhne, die wir die Kunſt der Froſchaufgeblaſenheit nicht verſtehen, ſind, wenn ſie uns begegnen, ſo übel daran, daß wir uns kaum enthalten können, ihnen ins Geſicht zu lachen. Ihre Außenſeite zeugt nicht von jenem franzöſiſchen esprit du monde, ſie iſt ſteifes Stückwerk der Mode. Und was iſt die innere Seite des dicken Herrchens anders als Dummheit? Ein Wort, das hier an ſeinem beſten Orte ſteht.

Wenn denn nun einmal eine Geſellſchaft ſolcher Herren ſich verſammelt hätte, und einer von ihnen bät' ſeine lieben Brüder, die Stücken der Mode auf einen Augenblick von ſich zu werfen, und hätten ſie dies gethan, ſie auf ihr Gewiſſen fragte: Worauf ſeid ihr ſtolz?

Wie viel verliert eine Promenade, die ſo bepflanzt iſt, an ihrer Annehmlichkeit!

Chirurgen.

Sind Barbiers, die dem gemeinen Mann in seiner Krankheit zu Hilfe kommen, weil ihm der Preis der Doktoren zu schwer fällt. Sie kuriren wohlfeil und stehn sich gut, weil sie die Gabe haben, den modum procedendi eines größern Arztes zu tadeln; und weil sie ihre Klystiere für die kürzeste Methode halten, so lassen sie es überall daran nicht fehlen. Legt euch bei einem leichten Schnupfen ins Bett, so wird man euch ein Klystier in optima forma setzen. Um diesen Arzt seine Kunst ausplaudern zu lassen und seine Kenntnisse zu erfahren, gebt ihm ein Glas Branntwein und horcht aufmerksam zu, da wird er seine Praxin seit dreißig Jahren hererzählen und die Wunder, die er schon gethan hat, zu nennen nicht vergessen. Er braucht die Kunstgriffe, mit seinen Patienten sehr vertraulich umzugehen; daher lobt man ihn in den Schenken und rekommandirt ihn weiter. Ich habe einmal einem wichtigen Streite zugehört, den zwei um einer Entzündung willen am Fuße führten; der eine heilte sie (wie er sagte) per Sympathie, der andere durch ein Klystier.

Studenten.

Eine Menge junger Leute, deren wissenschaftliches Studium, gesittetes Leben, glückliches Alter selten von etwas anders als von einem bloßen Ungefähr abhängt. Man weiß ja, was heutzutage studieren heißt, man weiß, wie viel unter tausend Jünglingen sind, die zum Besten des Staats und zur Aufklärung des Zeitalters sich den Wissenschaften widmen. Man weiß, daß man ein Amt ohne viele Kenntnis erlangen kann. Genie ist für das Vaterland eine Kinderposse, und Studieren die sinnreichste Methode des Müßiggangs. Das römische Recht macht unsern Zeiten viel Ehre. Studium der Theologie ist das Refugium eines phlegmatischen oder stupiden Kopfs. Medizin — wenn doch dies verehrungswürdige Studium nicht oft bestümpert würde! Und Philosophie — um diese studieren alle Menschen.

Die Billigkeit unsrer Verfassung erstreckt sich so weit, daß die jungen Herren von Adel ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten die ersten Stellen des Landes behaupten, indes ein verdienstvoller Kopf niedrigeres Standes in Dürftigkeit schmachtet. Welches ist das Mittel der Emporschwingung? Nicht Verdienst. Da ist

kein Wetteifer im Staate, keine auszeichnende Belohnung. So verlieren wir nichts, wenn junge Leute auf Akademien in Lastern sich ersäufen, so kann sich der stupideste Kopf den Wissenschaften auf gut Glück weihen. Doch dies ist eine triviale und ekelhafte Materie. Wer wüßte denn noch nicht, daß man die Wissenschaften, die ein Theologe besitzen darf, mit ein paar Groschen zu teuer bezahlt, daß die Jurisprudenz zu ihrem Schlendrian, so wie die Medizin, viel Zulauf findet, daß man Philosophie mit Gelde bezahlt und es an gutem Willen nicht ermangeln läßt, daß endlich solche junge Herren auf irgend ein bischen Studium, das durch die eisernen Pforten ihres Kopfs hindurchgedrungen ist, sich allzusammen brüsten wie Männer von den größten Talenten, weil sie noch nicht wissen, was Talent ist; daß sie auf Akademien rohe Sitten annehmen, der Zügellosigkeit sich überlassen, ein point d'honneur vor sich her tragen, dem Belachen des Pöbels in Kleidung und Betragen sich preisgeben, weil — sie mit keiner Rute mehr gezüchtigt werden, daß sie — o! infandum regina iubes renovare dolorem.

Disputation.

Hat ein Studierender seinen cursum academicum in der Medizin oder Jurisprudenz vollendet, so disputirt er öffentlich. Er wählt die Sätze, worüber, den Präses (einen Professor) worunter, und die zwei Opponenten, mit welchen er disputiren will. Das ist nicht unerlaubt und trägt vielmehr zur Solennität bei, daß er mit seinen Opponenten, ehe er disputirt, die Theses durchläuft, die Einwendungen samt der Respondenz darauf zu Papier bringt und sie hernach an dem öffentlichen Orte der Disputation ablieſt. Sie wissen beide schon, was sie sagen wollen, und der Präses hat für die lange Weile, die paar Worte, die er sagt, und die Geduld, den Streit ablesen zu hören, seinen Louisd'or. Wunderbar, daß man dem Dinge das Ansehn eines Impromptus giebt!

Italienische Schauspieler.

Die Weiber von ihnen schaffen sich am liebsten so einen kleinen Anhang junger Leute, damit man sie keinen Mangel am Applaudiren leiden läßt. Da treten alsdann die jungen Herrn auf dem Parterre sehr nahe zum Theater, um von den Schauspielerinnen gesehen zu werden,

und möchten wohl gar das ganze Publikum zum Klatschen reizen, sobald sie einen Blick von ihnen erhalten. Sie gehn auf das Theater, wo die Aktrizen sich hinter den Kulissen aufhalten, und versuchen ihnen die Hände zu küssen; hier stehen sie so haufenweise, daß die Akteurs kaum Platz haben durchzukommen. Weil sie junge Herrn von Adel sind (die hier studieren), so denken sie, der Sieg müsse ihnen nicht schwer fallen, sie nehmens auch nicht übel, wenn man ihren Alltagsgesichtern oder buckligen Schultern ein bischen spröde mitunter begegnet. Jede Schauspielerin hat ihren besondern Haufen Anbeter, die ihr eine andre, die mehr oder weniger derselben hat, chikaniren helfen. Daher entstehen oft Kabalen und Zänkereien, von denen das Publikum die wahre Ursache nicht weiß. Sie tadeln einander, so viel sie nur können, und bisweilen erfordert ihr Betragen ein mehr als nachsichtiges Publikum. Noch jüngst war der Fall, daß sich eine Operistin mit dem Kastraten der italienischen Gesellschaft nach der Oper vor dem Schauspielhause weidlich herumbalgte. Eine andre Operistin sagte dem Publiko öffentlich, daß sie diese Arie nicht singen könne, weil dieser von der Gesellschaft, mit dem sie verfeindet wäre, nicht akkompagniren wolle, und um nicht ausgepocht zu werden, setzte sie hinzu, sie wolle

das Publikum durch eine andre ſchadlos halten, und that es mit der größten Kühnheit. Ihr Anhang applaudirte, und das ganze Publikum that es mit. Der Brillant an ihrem Finger glänzt oft mehr als ihre Tugend und hat überdies noch eine ſehr heilſame Wirkung.

Von ihrer Kunſt hab' ich anderswo geſprochen und darf nur noch erinnern, daß ſich das Publikum ſehr gern durch Poſſen beluſtigen läßt. Man liebt die Oper am meiſten um eines poſſenhaften Operiſten willen, der, ohne die Anſtändigkeit zu beobachten, zuweilen ſeiner Laune freien Lauf läßt und den Wert ſeines oft originellen Scherzes aufs Spiel ſetzt. Aber er übertreibe es, wie er wolle, ein kindiſches Publikum wird ihm Beifall jederzeit lächeln, und vielleicht weiß er das ſchon.

Vermiſchte Bemerkungen.

Die Leipziger wollen ſich durch Sprache, Kleidung und überhaupt durch den erſten Anblick auszeichnen. Sie ſehens gar gerne, wenn man bald erratet, daß ſie Leipziger ſind.

Der reiche Kaufmann oder ſonſt einer, der Tauſende zählt, gilt mehr als das größte Talent. Der erſte wird beneidet, und den letzten ſieht man über die Achſel an.

Es scheint, als wär' die Neigung zum Luxus noch in dem ersten Aufbrausen, weil man darüber alles vergißt.

Es hängt allen an, den Mann nach Gelde zu schätzen oder doch genau zu wissen, wie reich er wohl ist. Gesetzt auch, man entdeckt irgendwo ein gutes Herz, einen Kopf mit Anlagen und Kenntnissen, so thut man weiter dabei nichts, als man zuckt die Achseln und sagt: Schade, ewig schade, daß der Mann kein Geld hat! So wenig glaubt man, daß es möglich ist, ohne viel Geld glücklich sein zu können.

Es ist auf beiden Seiten eine Seltenheit, sowohl wenn der Mann eine unbefangne Frau, als wenn die Frau einen unbefangnen Mann bekömmt. Aber Geld löscht alle Flecken aus, und ein Bräutigam spricht bloß von seiner Braut Kapital, höchstens von ihrer Schönheit, nie von ihrer Tugend. Ja, wenn Tugend ein Kapital wär', womit sich der Luxus bestreiten ließe! Sie ist ein Goldstück, das durch tausend jüdische Hände ging und von jeder einzelnen beschnitten wurde. Die letzte Hand, die es bekam, konnte kaum noch erraten, daß es ein Goldstück, und von welchem Werte es gewesen sei.

Die Jugend ist sehr ausgelassen und spricht von Dingen, die über ihr Alter sind, mit der

größten Erfahrung. Kinder wetteifern um Ränke und Betrug, aber ihr Verstand verliert bald sein Wachstum. Man steht unter einem Haufen Kinder, und es ist einem, als ständ' man vor einem Baume voller Blüten. Die meisten fallen ab, und die Frucht stirbt mit ihnen. Über die übrigen kommt der Gifttau, und sie gelangen nicht zur völligen Reife. Es ist zum Sprichwort gediehen: Aus Leipziger Kindern wird entweder etwas großes oder gar nichts. Das Kind auf dem Arme der Wärterin antwortet schon mit Klugheit, und das Mädchen, das noch auf der Erde hinklimmt, setzt einen Spiegel vor sich, um seine Reize zu entdecken oder zu erhöhn. Die kleinen Knaben wissen, was zum großen Manne gehört, ehe sie noch wissen, daß sie Menschen sind. Die Eitelkeit der Mutter steckt ihnen eine goldne Uhr in die Tasche, damit sie bei Zeiten das Gold vor allem andern schätzen lernen.

Deutsche Redlichkeit wird von hier aus nie wieder emporkommen; desto größere Fortschritte macht Weichlichkeit und das verkannte Talent der Dummheit.

Der ungestaltetste Mensch verunstaltet seinen Kopf noch mehr durch Frisur und seinen Körper durch Kleidung.

Muntre, rote Wangen bringt nur ein

Landmädchen mit in die Stadt, und es ist ein Rätsel, wenn in einem vornehmen Hause sich ein paar rote Backen finden. Unter dem gemeinen Volke sind sie gar nicht üblich.

Die meisten Leute berechnen die Zeit ihrer Haushaltung nach den Kapitalen, die sie jedes Jahr geliehen haben, nach den Interessen, die sie davon abgeben müssen, und nach dem Dato, wenn sie bankrott geworden sind.

Die Frauenzimmer dürfen nicht so viel essen als die Männer, damit sie nicht dick und robust werden und das schwächliche Ansehn verlieren.

Wenn Familien zusammen sind, so scheuen sie sich nicht, einander Geld abzugewinnen. Der Gewinner steckt seinen Gewinst mit der ruhigsten Miene in die Tasche, es fällt ihm nicht ein, daß er sich dadurch beschimpft. Als Gewinner zum zweitenmale in die nämliche Gesellschaft zu kommen sollte ihn schamrot machen, aber über diese Kleinigkeiten ist man hinweg.

In der Wirtschaft eines Handwerkers, der in den Schenken eine große Rolle spielt und viel verschwendet, siehts bisweilen sehr gefährlich aus. Er ißt sein Brot, trinkt sein Bier und trägt seine Kleider auf Borg. Der geschmückte und schön gekleidete Mann auf der Straße sitzt zu Hause in der schmutzigsten Stube, er flucht

auf seine Frau, wenn sie ihm Vorwürfe über seine leere Kasse macht, aus der er nicht einmal die nötigsten Bedürfnisse anschaffen kann, er hat keine Liebe zu seinen Kindern, denn sie erschweren ihm den Lebensunterhalt, er wird der Tyrann seiner Familie, aber er bemüht sich andrer Orten um eine liebreiche Außenseite.

Die Eingänge in das Schauspielhaus sind zu enge. Man fühlt es beim Herausgehen mehr, als beim Hineingehen. Denn es strömt von allen Plätzen das Volk auf einen Weg, wo kaum zwei Leute neben einander gehen können, zusammen. Man wird, so viel Leute drinnen gewesen sind, fast erstickt. Zur Meßzeit ist das Parterre immer so voll, daß viele zurückgewiesen werden müssen. Man läßt zwar alles hinein, und wenn schon die Thüre besetzt wäre, aber man verläßt das Parterre gern und sucht freiwillig eine Loge. Und wie ekelverursachend ist es da nicht in den Logen des zweiten und dritten Rangs! Die Ausdünstung des zusammengepreßten, schweißtriefenden Parterres steigt in die Höhe, und seine Ungesittetheit im Lachen und anderm Geräusch, sodaß man den Schauspieler oft nicht hört, macht, daß man gar wohl fühlt, man habe die Zeit und einen bequemen Ort versäumt. Sollte einmal während des Schauspiels auf dem Theater Feuer ausbrechen,

so wär' man aller Gefahr wegen der engen Ausgänge bloßgestellt. Eine vorzügliche Ursache, warum man eins unsrer besten Schauspiele, die Räuber, nicht mehr auf das hiesige Theater bringen darf, ist diese. Bei der ersten und zweiten Aufführung dieses Stücks eilte man schon drei Stunden vor der bestimmten Zeit auf die Plätze. Das Haus wurde über alle Maßen voll, es war, wenn Feuer ausgebrochen wäre, nirgends Rettung, und von da hat die Fürsorge der Polizei dieses Stück untersagt. Aber zu bewundern ists, daß Leipzig nicht seine eignen Schauspieler hat, und folglich das Theater von dem Ankommen und Außenbleiben fremder Schauspieler abhängt.

Im Sommer ißt der gemeine Mann meist stinkend Fleisch. Niemand kauft das Brot für seine Tafel bei dem Bäcker in der Stadt, sondern bei dem Bäcker vom Dorfe. Wer das nicht thut, wird seinen Magen mit Kleien sättigen.

In der Stadt weiß niemand, wenn's Zeit der Ernte ist. Den Landmann sieht man so verächtlich als seine Kühe an, mit denen er zur Stadt gefahren kommt.

Das Alter schützt nicht vor der Nachäffungssucht neuer Moden. In dem Punkt ist ein alter Mann immer noch ein alter Geck.

Man erfährt leicht, welche Dame französisch

ſpricht, denn dieſe Sprache hat das Glück, auf Promenaden laut hergeſchrieen zu werden. Deutſch redet man heimlich, weil es nichts ſeltenes iſt.

Sobald italieniſche Oper iſt, kann man das Stück nebſt der deutſchen Überſetzung beim Eingange ins Schauſpiel kaufen. Aber die Überſetzung iſt ſelten anders als herzlich ſchlecht.

Lorgnetten und Lünetten ſind die Augen unſers Jahrzehnts, oder wenns noch länger dauern ſollte, unſers Jahrhunderts. Der Galanteriehändler trägt in einer Schachtel das Auge eines Staatsminiſters und eines Friſeurs oder Schneidergeſellen. Im vierzehnten Jahre fangen Herren und Damen an, ſich der Ferngläſer zu bedienen. Man giebt ſich alle mögliche Mühe, die Augen zu erſtumpfen, und bringts endlich ſo weit, daß man nicht zwei Schritte von ſich hinwegſehen kann. Im Schauſpiel ſieht man die Damen mit der größten Sorgfalt das Perſpektiv an die Augen legen, und das ganze Parterre hält ſeine einfachen Brillen oder Lünetten an die Naſe. Auffallen würd' es uns von nun an nicht mehr, wenn ein Spanier mit der Brille vor den Augen über die Straße ginge. Man gewöhnt ſich zeitig an die Gläſer, weil man voraus weiß, daß durch frühe Wolluſt die Augen bald verlpren gehn.

Der Stock hat sein Amt als eine Stütze verloren. Schwache Hände vermögen nicht mehr zu tragen als ein gar dünnes Röhrchen mit einem langen elfenbeinernen Knopf. Mit solch einem Stöckchen heißt man französischer Stutzer, allein mit einem starken Rohre, wie es vor langer Zeit Mode war, nichts mehr und nichts weniger als ein deutscher Büttel.

Im Schauspiel hat nur ein Stand die Ehre, einen Platz für sich zu behaupten, und nach diesem Stande ist zugleich der Platz benennet: er heißt die Schneidergalerie.

Es ist sehr Mode, Vögel vor die Fenster zu hängen. Bisweilen geben die Nachtigallen das vollstimmigste Konzert, und was eine kluge Frau ist, die ihren Mann überlisten kann, die hängt gar weislich einen Gimpel heraus.

Das Leipziger Allerlei. Ein politisches Wochenblatt, das jährlich 52 Bogen austrägt. Sein Verfasser, Herr Kritzinger, schreibt die politischen Nachrichten pünktlich aus andern Zeitungen ab und läßt sie sauber von neuem drucken. Doch verleitet ihn sein philosophischer Geist bisweilen zu Reflexionen und Deklamationen, bei denen man sich, ob es gleich mit seiner Absicht streitet, des Lachens nicht enthalten kann. Neue Nachrichten sind drinnen nur die, wenn Hans Paul der Schuhflicker auf

der Quergasse oder John Bull am Barfuß-pförtchen das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt hat. Mit den Worten: Darunter zu bemerken wäre, findet ihr Namen, Alter und Profession, wie es kein Totengräber und kein Kirchner genauer wissen kann. Und eben diese Sterbensnachrichten entscheiden ganz allein den hohen Wert dieses Wochenblatts.

Wie lange der männliche Bart noch existiren wird, läßt sich nicht entscheiden. Sollten die Mittel, welche man erfunden hat, alle Haare zu vertreiben, probat befunden werden, so ists um ihn geschehn. Schon lange war man äußerst bemüht, die Haare von den Händen zu vertilgen, um ja den Frauenzimmern nicht zu mißfallen, und nun hat der Krämer, der haarvertreibende Mittel verkauft, guten Absatz, weils in allem Ernst auf die Vertilgung des Bartes abgesehn ist.

Eine vornehme Dame bringt die ganze Zeit ihres Lebens hindurch die Handschuh nicht von den Händen.

Auch bei uns heißt jede Frau Madame.

Es giebt auf der ganzen Welt kein ungesitteteres Parterre als das Leipziger. Seine Handlungen und Thorheiten kann kein ehrlicher Mann nacherzählen oder mit eignen Ohren zweimal ertragen, und alle Ungezogenheit rührt von den Studenten her.

Es heißt in allen Küchen: Köchin! nicht Koch!

Der Mann, der zehntausend Thaler im Vermögen hat und sich beträgt, als hätte er hunderttausend, ist immer noch bescheiden genug.

Die Leipziger haben keinen entschiednen Geschmack. Das sieht man beim Schauspiel, bei der Lektüre, bei Moden und bei Vergnügungen.

Zwang und Verstellung machen, daß die besten Menschen in Gesellschaft sich weit anders betragen, als wenn sie für sich und ohne Zeugen sind.

Wenn einmal eine Frau ein paar Tage verreist ist, so erzählt sie bei ihrer Zurückkunft dem Manne und den Freunden eine ganze Woche hindurch, ohne eine Stunde auszusetzen, wie es außerhalb Leipzigs zugeht. Gemeiniglich erweist sie da in forma, daß die Menschen andrer Orten ungeleckte Bären sind oder wenigstens den bon ton nicht verstehen.

Um den Hof und die Regierung bekümmern sich nur die Politiker. Man spricht im Jahre kaum einmal von ihm, aber vom Magistrat alle Tage. Das Kontributionsglöckchen, wenn es geläutet wird, erhält ihn in geneigtem Andenken.

Die Frauenzimmer betrügen sich so sehr,

daß sie glauben, sie dürften sich nur sehen lassen, um zu erobern. Einen jungen Menschen, der zweimal bei ihnen vorbeigeht, setzen sie sogleich in die Liste ihrer Verehrer.

Gewisse junge Herren legen sich bloß auf Eroberungen. Das ist allenthalben auf Promenaden und Bällen ihr Endzweck. Sie haben die Gewohnheit, den Damen steif ins Gesicht zu sehen und fühlen die Demütigung nicht, wenn die Dame die Augen niederschlägt oder wegwendet. Den jungen Herrn, den am Tage ein unschuldiges Mädchen im Arm hält, umschlingt des Abends eine Buhlerin. Daher kommts, daß er gegen jedes Mädchen dreist und frech wird.

Beide, Herren und Damen, gehn durch ihr Betragen auf dem Wege zur Liebenswürdigkeit fehl.

Viele halten es für vernünftig, auf der Straße niemandem auszuweichen, und wenn es die beste Gelegenheit wär'. Die Straße mag noch so breit und noch so menschenleer sein, man treibt es bis zum Aneinanderstoßen, und ein Mensch, der aus einer weniger gesitteten Stadt kommt, kann nicht genug ausweichen.

Im Lauf der Dinge sieht man einen Schriftsteller und das Talent für einen Handwerker an, der nichts andres, sich zu ernähren, hat

finden können. Allein eben den Schauspieldichter, dem man Ehrenbezeugungen und persönliche Schätzung versagt, belohnt man im Schauspiel wider seinen Willen mit Thränen. Man hört da oft die Damen laut schluchzen.

Wird man erst anfangen, die Schriftsteller Künstler zu nennen, dann hat man eingesehen, daß viele bei der Kunst die Natur vergessen. Aber wie wird man die nennen, die ohne Kunst und ohne Natur Schriftsteller sind?

Es giebt kaum zwei Männer hier, die Millionen besitzen, aber daß es so wenig giebt, darf man kaum laut sagen.

Sonst, aber es ist schon lange her (und auch noch jetzt, aber in kleinen, unbemerkten Städten), war es nicht gebräuchlich, daß die Jungfrauen ihren keuschen Busen zur Schau trugen. Sie hätten da gern das Gesicht verborgen, wenns nicht zu strenge Sittsamkeit gewesen wär'; kein Auge durfte entdecken, was nur bei der Feierlichkeit der ersten Brautnacht enthüllt wurde, und worauf nach der Verehelichung das Haupt des Mannes in der erquickenden, sorgenfreien Stunde des Schlafs ruhte. Gleich dem, als sie sonst die Busen mit Ängstlichkeit verbargen, stellen sie unsre Mädchen öffentlich aus, und hätte die Natur in nicht freigebiger Laune vergessen, ihnen ein

volles und übergerütteltes Maß zuzuteilen, so brauchen sie gewisse Kunstgriffe, durch welche sie den anscheinenden Mangel ersetzen. Wenigstens sollten Frauen höhern Standes und höherer Tugend sich in dem Punkt von den Buhlerinnen unterscheiden. Und nun fahre wohl, dunkler Zauber, um den so manche Lanze gebrochen wurde!

Es giebt einen großen Haufen Leute, die auf einen einzigen freigebigen und wohlthuenden Mann wie hungrige Wölfe losgehen, ob sie gleich nicht nötig haben, die Güte seines Herzens zu mißbrauchen. Sie wären imstande, ihn bis auf den letzten Heller auszusaugen. Er muß bei Gastereien für sie bezahlen, sie lagern sich zu dreißig, vierzig an der Zahl um ihn her. Er muß ihre Familien ernähren, dafür halten sie's mit dem Müßiggehen.

Wie die kleinen Narren von Einwohnern Fremde aufnehmen, ist nicht wider unsre Erwartung. Sie lassen sich als Männer von Gewicht sehen. Bescheidenheit, freundliches, braves Zuthun gehört nicht unter ihre Pflichten. Der Kaufmann ist nach ihrer Meinung der größte Mann im Staate, und wer die Ehre hat, ein Mitglied der Leipziger französischen Kolonie zu sein, der kann auf jede andre Ehre Verzicht thun. Man regalirt einen großen oder

würdigen Mann mit Absurditäten und Kälte. Gastfreiheit, und was darunter begriffen ist, gehört nicht unter ihre Sitten, und doch brüsten sie sich mit Lebensart. Wer wollte ohne ein Dutzend bekommne Einladungen und ohne das größte Staatskleid anzuhaben, so grob sein und an jemandes Tafel speisen, oder wer wollte ohne zwei Dutzend Komplimente von der Tafel weggehn? Zudem regaliren sich auch Leute nicht gut, von denen man nicht wieder regalirt zu werden hoffen darf.

Es kann nirgends drolligere Kopien französischer Stutzer oder des englischen Geschmacks geben als hier. Ehe überhaupt die Deutschen anfangen werden, eine eigentümliche Tracht zu behaupten, wird wohl noch manches Jahrhundert vorbeigehen, denn man sagt, die Thorheit gelange immer zu einem hohen Alter.

Die französische Kolonie (besteht in Refugiés aus Frankreich unter dem Metier der Kaufmannschaft) hat sehr viel von ihrem Nationalcharakter verloren. Sie hält Bälle, Assembleen, Festins unter sich, sie schließt, was nicht zu den französischen Kaufleuten gezählt werden kann, aus. Bisweilen nur läßt sie sich herab, Männer, die nicht Kolonisten sind, in ihren Zirkel aufzunehmen. Sie ist der Matador von Leipzig und behauptet ihre Würde. Ihre Nützlichkeit

im Lande gehört nicht für unsre Spekulation, sonst würden wir, was schon mehrere gesagt haben, wiederholen, daß man nemlich ihnen mehrere Privilegien einräumte und keine Rücksicht hinfort mehr auf ihre uneinheimische Religion nähm'! Aber die Zeit der Aufklärung ist noch nicht da.

Patriotismus hat dem Landesherrn ein Monument vor dem Petersthore aufgerichtet.

Es giebt hier zwei öffentliche Bibliotheken. Die eine gehört dem Rate, die andre der Universität. Zu ihrer eignen Schande besitzt keine Voltaires, Shakespeares, Popes, Miltons und dergleichen Schriften, bis irgend einmal ein Mitleidiger sie ihnen schenken wird. Wie, wenn wenigstens jeder der hiesigen Buchhändler gehalten wär', ein Exemplar von jedem neuen Verlagsbuche den Bibliotheken zu übermachen? Romane hin, Romane her —

Das Vogelschießen ist eins der größten öffentlichen Feste und dauert fünf Tage. Da fährt im Mietwagen um einige Groschen der Diener stolz neben seinem Herrn, und die Magd neben ihrer Frau. Es ist dann schier auf der Wiese, wo es gehalten wird, so ein Lärm, als unausgesetzt Tag und Nacht auf den Straßen zu Paris. Spiel, Tanz, Würfeln, Musik, der Liebe pflegen, Essen und Trinken, teuer be-

zahlen, Feuerwerke, Prügeleien sind Bestandteile dieses Vergnügens. Die Buden und Zelter bilden eine völlige Stadt, die sich bei dem ersten Anblick so charakterisirt, daß es nicht viel Mühe kostet, das Urteil zu fällen, welches man über Leipzig ergehen lassen muß.

Grafen, Barons und Edelleute.

Ohne drauf zu achten, daß es viele giebt, die gegen den Stolz — wo es anders erlaubt ist, dies edle Wort an freche Narren zu verschwenden — einer zahlreichen Klasse unter den Menschen gleichgiltig geworden sind, die weder Ekel noch Unwillen bei der Kreatur empfinden, die gleich einem Wesen höherer Gattung bei ihnen vorübergeht, ohne mich also an diese Gleichgiltigkeit zu kehren, wend' ich mich an jene, die, weil sie nie vergessen, was Gesetz der Menschlichkeit und der Klugheit ist, nie aufhören werden zu zürnen, wenn ein frecher Narre vor ihre Augen tritt. Es wird lange Zeit erfordert, ehe man das auffallende Betragen des Stolzes (ich will ihn indessen so nennen) für unwichtig halten kann, und gewiß in einem unerfahrnen Weltbürger steigt bei solchem Anblick sogleich die Frage auf: Wo liegt der Unterschied zwischen Mensch und Mensch, und wie hat je die Tollheit

auf diesen Gipfel sich schwingen können? Warum muß nie die unumstößliche Wahrheit, daß nur eignes Verdienst, nicht Ahnen, nicht Reichtum erhebt, giltig gemacht und zum Grundstein aller Erziehung gelegt werden? Nie war ein Zeitalter, das sich mehr auf Unverdienst brüstete, als das unsrige; nie konnte eins sein, das fühlloser gegen Vorstellungen war, die mit den triftigsten Beweisen, mit den wärmsten Bitten an den gesunden Menschenverstand unterstützt wurden, nichts ist je der Geißel der Dichter und Philosophen mehr ausgesetzt gewesen, als Ahnenstolz und Narrenstolz. Man hat sich der Kraft des Theaters bedient, und noch ist die Wirkung und mit ihr die edelsten und billigsten Absichten fehlgeschlagen. Von nun an, ihr Dichter und Philosophen, legt eure Federn aus der Hand; Ahnenstolz heilt nicht so wohl die Folge der Zeit, als eine Umänderung der bürgerlichen Verfassung, und aller übrigen Narren Stolz — nennt ihn unheilbare Krankheit, aber ermuntert alle, den Mann aus der Hülle herauszuspähn, und wo sie einen Narren finden, das Signal zum allgemeinen Hohngelächter zu geben.

Ists nötig, daß ich Klassen und Stände anführe, die allzeit, daß ihnen Stolz zukomme, gewiß glauben? Nein, genug, wenn ich nur aufmerksam auf den Vorübergehenden, sei er,

wes Standes er wolle, mache, und wenn diese Aufmerksamkeit, verbunden mit allen Folgen der Überlegung, es dahin bringt, daß für den Aufgeblasenen keine andre Belohnung als Verspottung und Belachen übrig bleibt.

Der Knabe, der neben mir steht, er verlangt mit jedem Blick, sich vor ihm zu demütigen, er affektirt den Prinzen, der Königreiche zu seinen Füßen liegen sieht, er erregt die Neugierde des Beobachters, zu wissen, was ihm Verachtung der Menschen und das hohe Selbstgefühl eingeflößt hat; sein erstes Verdienst sollte heißen Mensch, wo nicht ein hartes Schicksal ihn verdammt hätte, Herr einer Spanne Landes, Besitzer einer Summe Geldes und Graf oder Edelmann benennt zu sein. Nun dann, glückliches Schicksal, füllst du bei ihm die Lücke des Verstandes und des menschenfreundlichen Herzens mit dem Kot aus, den der weise Mann mit Füßen tritt, mit dem man weder Ruhe der Seele, noch Größe des Geistes, noch Unsterblichkeit erkauft.

Prediger.

Es wird alles in gutem Gleise bleiben, wenn sie bei ihrer Orthodoxie nicht von dem Wege der Toleranz abirren. Was die Ortho-

doxie überhaupt anbelangt, ſo iſt ſie für alle, die ſich der Theologie widmen, ein gar ſanftes Hauptkiſſen, worauf man am behaglichſten liegt. Intoleranz bringt keine guten Früchte und findet an einem Orte, wo die Prediger nicht die Matadors der Stadt ſind, keinen ſonderlichen Beifall. Unſre Prediger müſſen orthodox ſein, weil ſie befugt ſind, dem Volke jenen Zaum und Gebiß ins Maul zu legen, bei denen ſichs immer wohl befindet.

Sobald ein Prediger ein einträgliches Amt hat, treibt ihn ſchwerlich ſein Eifer, die Menſchen zu verfolgen, die nicht auf der Liſte der Beichtkinder ſtehn, es ſchwimmt auch hier jeder in ſeinem Strom fort, ohne daß einer ihn zurückhielt' und ſagte: Du mußt erſaufen. Um etwas genaueres von ihnen zu leſen, ſchlage man den Kirchen- und Ketzer-Almanach auf, und man findet, daß es eben nicht notwendig, wenigſtens nicht wirklich ſei, daß ſie alle aufgeklärte und philoſophiſche Köpfe wären.

Leute von Denken und Männer von Geiſte beſuchen den Gottesdienſt der Reformirten, ihr Bethaus iſt mehr mit Lutheranern als denen angefüllt, für die es eigentlich beſtimmt iſt; aber das iſt nichts Auffallendes, wenn man weiß, daß Zollikofer Prediger bei dieſer Gemeinde iſt.

Die lutheriſchen Geiſtlichen geben ſich alle mögliche Mühe auf den Kanzeln, Laſter, die im Schwange gehn, zu verdrängen. Wenn ſie doch beſſer den Weg zum menſchlichen Herz verſtänden! Sie berufen ſich, wenn ihre Ermahnungen, fürchterlichen Drohungen, gewöhnlichen Exklamationen nichts frommen, auf die Worte: Es fällt auf einen ſteinigen Boden und verdorret; dagegen ſagt das Volk: Es kommt von einem ſteinigen Boden.

Kaffeehäuſer.

Sind außer der Meſſe bloß das Refugium der Leute von Stande, oder die ihr Geld mit Geſchmack verthun wollen. Sie haben eine reinliche und vortreffliche Einrichtung, ſie erſetzen dem Manne, der nicht in einer Schenke unter Schuſter- und Schneidergeſellen zehren will, ſeinen Schaden. Die Hazardſpiele ſind von ihnen verbannt, anſtatt deſſen iſt Billard oder freundſchaftliches Geſpräch die Unterhaltung der Anweſenden. Gott bewahre, daß hier, wie zu Paris, ein Schneidergeſelle präſidirte und den Ton angäb'. In der Meſſe ſind ſie eine Verſammlung, die ihresgleichen nicht hat und von Morgen bis zu Nacht dauert. Zuerſt — ich will nach dem Richterſchen, welches das vor-

züglichſte iſt, urteilen — ein Platz, der aus mehr als einem Zimmer beſteht. Die Zimmer, verbunden durch Glasthüren oder hohe offne Wölbungen, die vielfache Erleuchtung, die großen Spiegel, derer ich in einem Zimmer .. zählte, die Menge Volks, die verſchiednen Geſichter, immer neu für das Auge der Spekulation, alle Arten der Kleidung, und dann das Rauſchende der Muſik, das Beſtrebende beim Billardſpiel, die beobachtende Miene des einen, die ſchlafende des andern, Männer um und neben ſich, die Millionen beſitzen, ohne es verraten zu wollen, in dieſem Winkel ein Maler, der alsbald die ganze Gruppe aufnimmt, in jenem ein Dichter oder Philoſoph, der ungeſtört ſeine Beweiſe oder wonnigen Gedanken findet, hier ein witziger Einfall des Wirts aufgehängt, der mit einer Lobrede der Geſundheit mit Anpreiſung der Erhaltung und Schonung derſelben bei Vergnügungen einladet auf den und den dieſes Monats zu einem Punch Royal, da ein Galanteriehändler mit ſeinen ausgeſtellten Waren und dort eine Geſellſchaft, die um geringen Einſatz Lotto ſpielt. An einem Tiſche ſitzt der Politiker und durchwühlt den Erlanger, Hamburger uſw., an einem andern der Schwelgende, der immerfort warme Getränke, als Thee, Kaffee uſw. in ſeinen Magen ſchüttet. Kurz, es iſt der unterhaltendſte An-

blick, der sich denken läßt, und wollt ihr überdies euern Ohren etwas zu thun geben, so belauscht den Kaufmann, der vom Handel, den Avanturier, der von Reisen, den Schöngeist, der vom Schauspiel, den Spieler, der von den Launen des Glücks, und den Philosophen, der von der besten Welt spricht. Gesittet genug hab' ich es immer gefunden, und dies ist die erste und beste Empfehlung.

Harmonie und Sechzehner.

Das erste ist eine Gesellschaft, die aus Kaufleuten und Gelehrten, und die letzte, die bloß aus Kaufleuten besteht. Was man bei solchen Gesellschaften sogleich wahrnimmt, ist, daß sie sich in ein gewisses Dunkel zu verhüllen äußerst beflissen sind. Ihre Gesetze, ihre Versammlungen, kurz ihre ganze Existenz soll ungeweihten Augen verborgen bleiben. So viel ich von beiden Nachrichten habe einziehen können, so läßt sich wirklich zum Vorteil der ersten vieles und der letzten gar nichts sagen. Nichts ist lächerlicher, als wenn sich kleine Zirkel das Ansehn der Wichtigkeit geben, ein Gesetzbuch konstituiren und also ihre Gravität in einen prächtigen Band einbinden lassen. Eine Gesellschaft, die bloß das Vergnügen zum Grundstein ihrer

Stiftung gelegt hat, verdient nicht, daß ihre Existenz in genauere Erwägung gezogen werde, denn Vergnügen ist allenthalben, da ist seine Fülle, wo es kein ausschließendes Recht vor sich her trägt, und um in das Innere desselben zu blicken, richtet man lieber seine Aufmerksamkeit auf ländliche Szenen. Da sieht man Genuß aus der reinsten Quelle, da die Neigung zum Einfachen und keine verwüstende Folgen, man wird von der Sorglosigkeit der Glücklichen hingerissen, die Vergnügen finden, ohne es zu suchen.

Die Harmonie richtet ihr Augenmerk auf Werke der Wohlthätigkeit; dies ist genug von ihrer Bestandheit gesagt, und da sie mehrere Nützlichkeiten im Verborgnen auszuüben Gelegenheit hat, so ist sie unter jene seltnen Erscheinungen zu rechnen, deren Wert nie jemand verkennen wird, und für welche alle Empfindung spricht.

Was heißt denn bei der Gesellschaft der Sechzehner Ehrenmitglied? Sonst läßt sich noch von ihr sagen, daß sie Kaufleute, die bankrott geworden sind, aus ihrem Zirkel herausstößt usw.

Markeurs.

Sind Mietlinge in den Schenken und Auberge, die dem Wirt in Bedienung seiner Gäste Hilfe leisten. Wahrhaftig, ein sehr nobler Troß! Es geht über alle Begriffe, wie hoch der Stolz des Pöbels steigt, sobald er eine Rolle vor den Augen der ganzen Welt zu spielen glaubt, und wenn er mit Leuten von allerlei Stande zu thun hat. Der Wirt nimmt vom Dorfe oder aus der Klasse der Dürftigsten einen Buben, wenn er noch klein ist, er giebt ihm Unterricht, wie höflich er die Gäste bedienen, wie er, was verzehrt wird, genau anmerken, wie er auf eine verschmitzte Art zum unverdienten Profit konzentriren soll. Erst ist der Bube plump und zaghaft gegen die Gäste. Er hat sich kaum aus der rohen Hülle, in der er so tief stak, herausgewunden, sein Haar ist noch nicht mit dem feinen Kamm und dem Puder bekannt, seine Füße stehen einwärts, seine Hände sind hart, sein Gesicht rauh und voller Flecken, und seine Sprache beleidigt seine Ohren. Aber Geduld, von dem allen ist in zwei Wochen wenig mehr übrig. Er hört die bonmots seiner Kameraden, er sagt sie nach, er lacht selbst drüber, er putzt sich, er wirft sich in eine grüne

Weſte mit roten Aufſchlägen, er trägt große Schnallen, er lernt Billard ſpielen, und nun wird er allmählich der hochmütigſte, witzigſte, eingebildetſte, brutalſte Menſch, der nur aus einem Dorfbuben werden kann. Er fühlt, wie tief ſeine Rolle im Lauf der Dinge iſt, und das giebt ihm den erſten Schwung. Er lächelt, wenn Fremde nicht ſo gut Billard ſpielen als er, er wirft mit Verachtung hin, was verlangt wird, oder er ſieht freundlich aus, und da will er ausſehn, als hätte er die gnädige Laune, er ſpricht gern in das, wovon man redet, urteilt beſonders, wenns auf Welt- und Menſchenkenntnis ankommt, forſcht, ob Fremde viel Geld haben, darnach ſchätzt er ſie, läßt ſich durch ein unerwartetes Trinkgeldchen gewinnen, hälts gern mit einem Mädel und zittert vor ſeinem Herrn wie vor dem Donner. Nicht ſelten, daß ſolche Diener den Fremden unhöflich begegnen; ſie haben gleichſam alle mit einander die Impertinenz zur Regel ihres Handwerks gemacht und darum einen Platz hier bekommen, weil man ſagen kann, daß es in Leipzig keine aufgeblasnere und lächerlichere Klaſſe Menſchen geben kann als ſie, und weil ihre Impertinenz eine Regel iſt, die, wie wenig Regeln, ſchlechterdings keine Ausnahme leidet.

Das Johannismännchen.

Es ist ein Gesetz geworden, durch welches alljährlich am Johannistage ein geschnitzeltes Männchen, auf die beste Manier ausgeschmückt, dem Pöbel vorgestellt und dadurch bewiesen wird, daß man dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist. Die ganze Stadt Leipzig würde in Feuer untergehen, wo dieser Gebrauch nicht beobachtet und dies Männchen nicht auf die eleganteste Art gekleidet würde. An dem Morgen strömt die ganze Stadt hinaus zu dieser Solennität. Man nimmt Kaffee daselbst ein, man hört einer Predigt zu, man trinkt reines Wasser von einem gewissen Brunnen, man füllt stillschweigend eine Bouteille und trägt sie mit sich nach Haus, die Mädchen waschen sich mit diesem Wasser, denn es hat auf die Schönheit die nämliche glückliche Wirkung, als das Wasser in der Karfreitagsnacht aus einem Flusse geschöpft. Man begafft das Männchen, man macht den Pöbel glauben, daß nun von neuem der Teuerung, dem Krieg, der Feuersgefahr und allen Übeln vorgebeugt sei, weil man nicht unterlassen habe, diese Mönchsalfanzerei nicht aus der Gewohnheit kommen zu lassen. Es ist ein großes Fest für

den Pöbel, er ist ausgelassen, er tanzt und springt, er durchsucht die Felder, wo irgend ein feiles Mädchen in ihrer Nahrung zu befördern oder zu verhindern sei, er findet sie und dingt oder zischt sie aus. Das alles geschieht zu Ehren des Johannismännchens, und ich empfehle allen Fremden, die die Stadt besuchen, diese Merkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen. Sie ist zu finden vor dem Grimmischen Thore bei dem Spital.

Bildergalerie.

Wenn Winkler — der Besitzer davon — so viel Dank einerntet, als man ihm eigentlich schuldig ist, dann ist er dafür belohnt, daß er nicht Schätze einem thörichten Gebrauch, sondern einer solchen That widmete. Patriotischer Denkungsart und patriotischer Handlung wird keiner seine Verehrung schuldig bleiben, und der verdient nicht seinen Namen auszusprechen, der ihn zu verachten oder zu lästern fähig wär'.

Welch eine Augenweide! Die seltensten Gemälde von der schöpferischen Hand eines Mengs, Raphael, Correggio, Rembrandt, Rubens, Dürer, Holbein, Dietrich, Tischbein, van Dyk, Watteau, Denner, Moucheron, Oeser und andrer Meister der italienischen, französischen, niederländischen und deutschen Schule,

die besten Werke der Genien zusammengebracht, und man ist unter sie hingestellt, das Auge huldigt dem Stück und das Herz dem Maler. Es sind die seligsten Augenblicke, in denen man bis zu der Höhe des Genies hinaufsehen kann, sie lassen eine unauslöschliche Spur zurück, und ein und eben dasselbe Bild behält immerfort eine und eben dieselbe Wirkung auf die Seele. Dichter, Schauspieler und Philosophen finden hier den Tempel zu ihrer Bildung. Mit ganzem Feuer seines Wesens eilt die Einbildungskraft des Dichters dem Maler nach, wird feuriger entflammt und erweitert; der Schauspieler wetteifert um Ausdruck des Gesichts und Attitüde, das Kostüm ist ihm vorgezeichnet. Der Philosoph fühlt, gleichsam als trüg' sich die Begebenheit vor seinen Augen zu, lebhafter, seine Abstraktionen und Resultate sind eben die, welche er durch eigne Erfahrung in der Zeit seines Lebens gemacht hat, deutlicher sieht er die merkwürdigen Gegenstände der Geschichte, sein Verstand urteilt treffender, und sein Herz wird erwärmt, und der Lehrling der Kunst — er wird immer von neuem beschämt, aber endlich hebt er mit Kühnheit die Schwingen und fliegt nach.

Dichter und Maler müssen nie aufhören Hand in Hand zu gehen. Je mehr einer des

andern bedarf, mit desto größerm Vorteil bedarf er ihn. Gleichwie der Maler seine eignen Ideen oder andre, die er beneidet, in den Werken des Dichters findet, so auch der Dichter in den Werken des Malers, und da man eher eine Sammlung von Gedichten als Gemälden vor die Augen bekommt, so rat' ich dem Dichter, wenigstens in der Stunde, wo er nicht mit der höchsteignen Gegenwart der Göttin Poesie beglückt ist, und wenn er keine Gelegenheit hat, Gemäldesammlungen zu benutzen, wohl eingerichtete Katalogen davon zur Hand zu nehmen, vorausgesetzt, daß darin nicht bloß der Name des Malers, der Titel des Bildes und die Höhe und Breite angegeben, sondern er ungefähr so beschaffen ist, wie jener, den man von der Winklerischen Galerie hat. Nichts, glaub' ich, kann mehr seine Einbildungskraft bereichern, und wofern das unsre jungen Dichter unternähmen, würden sie sich von der Wortklauberei und nonsensikalischen Stanzen abkehren und einsehn, daß ein Dichter in eben dem Grade als der Maler Schwung der Einbildungskraft, Anordnung der Ideen und feines Kolorit gebrauchen muß.

Dem öffentlichen Gebrauche hat Herr Winkler 450 Stück gewidmet, wiewohl er über 1000 und noch überdies eine Sammlung von ungefähr 80000 Blatt Kupferstichen besitzt. In drei

Zimmern sind die Gemälde aufgehängt, und der Eingang zu diesem Tempel bereitet schon zu der Verehrung vor, welche man der Göttin, die hier thront, willig opfert. Vielleicht hätte Herr Winkler mehrere öffentlich aufgestellt, wenn es der Ort litte, da ohnedies schon manche Stücke in zu weiter Entfernung vom Tageslicht hängen. Zur Ordnung sowohl als zur Bequemlichkeit ist über die Galerie ein Aufseher gesetzt, der Fremde und Dilettanten zu jedem einzelnen Stück hinführt und die Erklärung desselben mit dem Namen des Malers andeutet. Aber zur Zeit hat dieser Aufseher kein höheres Verdienst, als daß er diese Sachen auswendig gelernt hat, und kommts hoch, so sagt er, aus welcher Schule der Maler gewesen sei, und daß Philipp Wouvermann, geboren zu Harlem im Jahre 1620, bei allen seinen Gemälden einen Schimmel angebracht habe.

Feile Mädchen.

Vorher muß man den bittersten Unwillen gefühlt haben, ehe man das Wort: Feiles Mädchen mit Gleichgiltigkeit aussprechen lernt, und so man weiß, welch Handwerk es ist, wird man es nie lernen. Zuerst erwäge man die Überwindung der weiblichen Schamhaftigkeit, dann die Kühnheit, nicht etwa auf den Mann

zu warten, der ihre Buhlerei mit Geld lohnte, sondern ihn, ehe er es noch wünscht, an sich zu ziehen, endlich noch die schreckliche Stunde, in der sie vor den Folgen zittern. Jedem Fremden schildert man von der Seite die Stadt als gefährlich, und ist es gleich eine Unwahrheit, öffentliche der Wollust gewidmete Häuser hier anzutreffen, so bleibt es doch eine Wahrheit, wider die sich nichts sagen läßt, daß, weil die Völlerei nicht in Mauern eingeschränkt ist, sie nun weit heftiger außer denselben wüte. Die eigentliche Klasse der Buhlerinnen besteht aus Mädchen, die ihrer Kleidung nach unter den gemeinen Stand gezählt werden. Verlieren sie den Dienst als Köchinnen und Aufwärterinnen in Familien, oder bringt sie der Verlust ihrer Jungfräulichkeit um Ehre und Kredit, so fangen sie an, zu diesem Handwerk sich zu bekennen. Das Mädchen, die sonst bei dem glühenden Auge eines Mannes die Augen niederschlug, ihren ersten und besten Stolz für beleidigt hielt, errötete, floh, diese schaut um sich mit einem Blick, der in den unermeßlichen Abgrund alles hinabzustürzen heischt. Der Bissen Brot, den sie ißt, der kummerlose Schlaf ist um keinen andern Preis als um den Verlust der Gesundheit eines Mannes und ihrer eignen erkauft. Je unglücklicher sie macht, je mehr sie einerntet,

desto bequemer sie lebt. Sie baut auf Ruinen, und nun komm her, unerfahrner Jüngling, man wird dich unter ihnen mit begraben.

Des Abends wandern sie umher auf den Straßen oder vor den Thoren der Stadt, doch mit großer Behutsamkeit, weil die Polizei für sie ein wachsames Auge zu haben scheint. Das ist gewiß, schon ihr Blick tötet, und keiner reißt sich aus ihrer Umarmung los, der nicht seine Gesundheit und mit ihr seine Tage vergiftet hätte. Man schafft sie ins Lazaret, wenn die Fäulnis sie schon Verstorbnen gleich gemacht hat, und wenn durch sie vorher eine große Anzahl blühender Jünglinge ermordet worden ist. Eine Pest kann nicht mehr hinraffen, als in dieser Stadt die Wollust, und nichts kann mehr Mitleiden verdienen, als eben der Jüngling, der in ihrem Schoß nicht nur Jugendkraft, sondern Genie, Leben und Frohsein auf ewig verloren hat.

Ob es für die Polizei schändlicher wär', wenn sie, um die Schädlichkeit eines notwendigen Übels zu verhindern oder um dem Staat weniger Bürger zu rauben, die Huren nach aller Strenge der Gesetze von den Straßen verbannte, so wachsam wär', daß kein Mädchen ohne Beruf auf den berüchtigten Straßen umhergehen dürfte, ohne die härteste Ahndung nicht

ertappt, jede Kupplerin der öffentlichen Schande Preis gegeben, die Männer mit gleicher Wichtigkeit bestraft, und ein Haus gestiftet würde, in dem man der Wollust Platz machte, aber genau schädliche Folgen verhütete, das geb' ich ihr zur Überlegung.

Jene feinen Wendungen und Zoten, mit denen dergleichen Mädchen immer ausgerüstet zu sein pflegen, überlass' ich der Schilderung und dem Detail des Verfassers der Galanterien von Berlin — und das von Herzen gerne.

Galonnirte Kleider.

Sättigung des heißhungrigen Stolzes und der lechzenden Eitelkeit macht einen Haufen Menschen so glücklich, als sie unglücklich sein würden, wenn sich Hindernisse ihren hohen Wünschen entgegensetzten. Es giebt Kreaturen, die, wenn sie das schimmernde Kleid abgelegt haben, vor dem Spiegel sich selbst gestehn, daß sie ohne dasselbe nichts sind. Das Gefühl des Stolzes wird in dem Augenblicke äußerst gekränkt, und nur dann flieht von ihnen der Mißmut gleich dem Nebel, den die Sonne zerteilt, wenn sie im vorigen Glanze wieder auftreten. Da steht denn nun der kleine Halbgott — bewundert ihn wie den Baum, der schöne Früchte trägt! Gleich

ihm entzückt er das Auge, und gleich ihm verlangt er nicht abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Der kleine Halbgott hat es nicht dahin gebracht, daß er unter den Menschen bemerkt werde, er nimmt seine Zuflucht zu diesem Mittel, und nun ist die Majestät um und neben ihm, und nun beugt eure Kniee, ihr Geschöpfe ohne goldbesetzte Kleider! Auf einmal (ich kenne kein Mittel, das so schnell wirkte) sind bei ihm die wichtigsten Tugenden, die heiligsten Vorzüge ersetzt, du selbst, Tugend, fliehe sein Herzunahen, er wird mit dem Blick der Verachtung dich niederschlagen und mit Füßen treten.

Erziehung.

Es ist nicht schwer zu erraten, welchen Eindruck Sitten und Gewohnheiten dieser Stadt auf das junge Herz und den unbestimmten Verstand eines Kindes machen. Ich habe schon deutlich genug den Hauptcharakter der Einwohner verraten, und nun weiß man, wie eifrig jeder sucht zum Glanz des Ortes etwas beizutragen. Eine Anzahl begüterter Männer, die noch überdies mit Nationen in Verbindung steht, welche ihre Vorzüge in äußerlichen Schimmer, in anscheinende Wohlhabenheit setzt, reizt eine andre Menge weniger begüterter

und zuletzt dürftiger Menschen, die Maske des Reichtums vorzuhalten. Wenn Reichtum einem schwachen Kopfe zu teil wird, so gebiert er Stolz; wenn diese Reichen unter Menschen leben, die nichts besitzen, so wünschen sie beneidet zu werden, sie hüllen sich gleichsam in ein Gewand, das glücklicheres Leben soll durchschimmern lassen, sie versäumen nicht, in jedem Fall zu zeigen, daß sie begütert sind. Da wo Künste und Wissenschaften Reichtum erfordern, benutzen sie die Gelegenheit einmal, und die Armen, die sich bis jetzt noch mit Schätzung derselben schmeichelten, müssen einsehn, daß es einem Reichen ein Kleines ist, Mann von Geschmack und von Geiste zu sein. Sofort ahmt man Städte nach, die im ewigen Rausch des Vergnügens und der Verschwendung leben, die geringste Thorheit wird kopirt, der Ton ist von den Reichen angegeben, die Armen, um ja Ersatz für den Blick der Verachtung zu haben, greifen zu dem Mittel, den Reichen beizukommen. Je volkreicher die Stadt ist, je leichter wird Luxus, und was er unter sich begreift, Laster, Narrheit usw. gangbare Münze. Je verschiedner die Verhältnisse des Reichtums unter den Privatpersonen sind, je mehr sucht man sie der Außenseite nach gleich zu machen, und der größte Reiche ist, dem alle nachahmen. Nach den ersten

Verſuchen erwacht der Stolz, man wird im Verſchwenden Original, den Nachahmer hängt man an die Wand. Jetzt iſt Übertreffen die Loſung. Reichtum, ſo will man, ſoll einen Wink geben, andre zu überreden, daß er nicht etwa nur geſitteter, nein, ganz glücklich mache, und über dieſem Beſtreben vergißt man, der Thorheit nicht zu nahe zu treten. Die Zeit iſt ein Baum, mit dem alle Früchte wachſen. Wohlan, man ſieht die größten Fortſchritte. Die Folgen des Luxus, wenn ſie nicht tötlich ſein ſollen, erfordern Stunden der Betriebſamkeit und des Wuchers, in denen man nicht ſo viel Zeit hat, zu ſeinem ſterbenden Vater zu ſagen: Fahre wohl! und ſeine Stunden oder ſeine Jahre ſelbſt haben keinen übrigen Augenblick, in der ein Vater ſeine Kinder zählen oder ihr Glück befördern könnte.

Wenn denn nun Kinder ihre Eltern in unendlichem Wirbel rauſchender Vergnügungen umherbewegen, den Stolz auf Reichtum, die Vorzüge, die man ihm einräumt, die Kniffe, bei Kredit zu bleiben, Gleichgiltigkeit gegen Laſter, Kälte gegen Tugenden, Muſter der Eitelkeit, der Narrheit ſehn, wenn entweder eine Mutter niederreißt, was ein Vater baut, oder umgekehrt, wenn Leute, unter deren Händen ſie ſind, niedrige Denkungsart beſitzen, ſo wird

die Erziehung gar gut von ſtatten gehn. Der Herr Magiſter oder die Kreatur von Hausinformator verliert ſein Anſehn mit dem ſteigenden Alter des Kindes, er iſt für den Gehalt von 70 bis 80 Thalern ein Lohnlakai. Er unterrichtet im Latein, Griechiſchen, Franzöſiſchen, Geographie, Naturlehre, Zeichenkunſt, Muſik, Rechnen und Schreiben, aber in der Art zu leben und ſeine Rolle zu ſpielen unterrichten Eltern oder Erfahrung. Verſtand und Herz gewinnen ſelten eine gute Richtung. Die Eltern weniger Vermögens ſchicken ihr Kind in die öffentliche Schule, da lernen ſie zu Sankt Niklas mehr Bübereien und weniger Wiſſenſchaften. Die Thomasſchule begreift arme Magiſterſöhne vom Dorfe oder andern Städten und mehrere Kinder, deren Eltern arm, aber ein gar außerordentliches Behagen am alten Schlendrian finden. Überdies gratuliren ſich es die Eltern von Herzen, wenn ihre Söhne Freiſtellen erhalten. In die Winkelſchulen gehn die Kinder der gemeinſten Leute in der erſten Jugend, und hier iſt das Lobenswürdigſte: ſie ſchreien beim Anfang und Ende allzeit ein Lied her. Das Chriſtentum verſtehn die Präceptores wie Luther, das Schreiben wie Stäps, das Rechnen wie Peſchek, und das Prügeln wie Soldaten. Die arme Jugend!

Es ist unzähligemal gesagt und noch nicht gehört, sonst würde man den vernünftigsten Vorstellungen sogleich nachgegeben haben, daß die Mütter ihre Kinder selbst säugen, am allerwenigsten in ausschweifenden Städten den Ammen überlassen sollen. Müßte es denn endlich ja sein, daß eine Mutter an dem Vergnügen, ihrem Kinde die Brust zu reichen, gehindert würde, so vertraue man es einem Weibe vom Lande; aber sie darf, sobald sie in der Stadt sich aufhält, nicht aus den Augen gelassen werden. Noch ists nicht befolgt worden, die Kinder mit Wiegen und Einwickeln zu verschonen, allein noch sieht man die Folgen.

Dürfen wir ferner die Erziehung aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, dürfen wir fragen, ob das Erziehen heißt, einem Kinde die Nahrung des Körpers geben, es groß wachsen sehen, aber es weder zu einem guten Weltbürger, noch hinwiederum zu einem weisen Vater zu bilden? Ersetzt ein unvernünftiger Vater seine Pflicht, die eigentlich ist, sein Kind selbst zu erziehen, dadurch, wenn er es einem Lehrer anvertraut, der ihm um des Brots willen Sprachen oder Dinge lernt, die er zu seinem Fortkommen nötig hat, ohne ihm das zu lernen, was das Glück seines gesellschaftlichen Lebens am hauptsächlichsten befördert? Wer in seiner Jugend

lernte, Launen des Glücks und des Unglücks, verachtungswürdige Menschensitte usw. gleichgiltig dulden, wem man sagte, was es heißt, Mensch sein, wem man die Bürde fühlen ließ, die auf jedes Nacken drückt, wer einsah, welche Einrichtung die Gottheit machte, welchen Platz sie jedem bestimmte, von da nicht über die Grenzen der Menschlichkeit hinaus will, entweder nicht mehr als Mensch oder nicht weniger zu sein glaubt, der ward gut erzogen.

Deutscher Adel.

Es ist ein gar großer Unterschied zwischen deutschem und französischem Adel, und es würde sehr wenig dazu gehören, in einer vermischten Gesellschaft derselben beide von einander zu unterscheiden. Der adeliche Hofmann weicht von dem Kavalier, der von Geschäften frei auf seinem Rittersitz lebt, ab, und der junge Offizier sucht sich in die Launen seiner Gesellschaft zu schmiegen, er beträgt sich mehr nach dem schönen Geschlecht. Der französische Adel besitzt weniger Stolz auf seine Ahnen, er stimmt in das allgemeine Betragen seiner Nation ein, die liebenswürdige Sitten schätzt und geschätzt wissen will. Der deutsche Adel ist unter den Deutschen noch der eingebildetste, unkultivirteste Teil. Nur der

Sage nach ists einem Edelmann bekannt, daß seiner Voreltern einer, Gott weiß von welchem Kaiser und bei welcher Gelegenheit, zum Ritter gemacht wurde; da glaubt er, seit der Zeit mehr als der Haufen Geschöpfe, die leben, weben und sind, zu sein. Seht ihn, ihr Franzmänner, in seiner Majestät auf dem Rittergut: die ganze Welt verdient zu wissen, wie viel er Pferde aus- und eingehn hat; seht ihn auf Bällen, Redouten und dergleichen, welche seltne Plumpheit! Meint ihr nicht, er solle gemeinschaftlicher mit dem Pöbel umgehn, um klüger und dadurch menschlicher zu werden? Dümmer als der gemeine Pöbel, glaubt er ihn durch sein Betragen zu kränken, aber wahrhaftig, jener lacht bei jedem Vorfall über die Maßen. Ganze Familienszenen aus hohen Häusern werden in kleinen Hüttchen auf die possierlichste Weise nachgeahmt. In langen Winterabenden, zum Zeitvertreib, macht der Bauer oder Bürger, der sein Gesicht in schwülstige, hämische Züge legen kann, den Baron, die andern Hausgenossen stellen die übrige Familie vor; man lacht nach geendigter Posse aus vollem Halse, und der kleinste Mann im Hause spricht und denkt: Es ist um den gesunden Menschenverstand ein trefflich Ding. Die Erziehung der Kinder bleibt auf altem Fuß, damit sie nicht aus der Art

ſchlagen, und es iſt eben nicht ſo leichte, wie ihr guten Leute denkt, daß man den Kindern die Ahnen feſt einprägt und ihnen zeigt, wie ſie adlicher Weiſe durch die Welt gehen ſollen. Brauchen von Geiſteskräften keine Benutzung zu machen, laßt die Schulfüchſerei vom Halſe, Paſtores und Doktores können ſchon gemeine Leute werden, aber Hofräte und Geheimderäte werden Junker durch Ahnen, Rekommendationen und Geld — aber nicht bei allen Fürſten.

Jeder Edelmann läßt ſich jetzt an einem fremden Ort Baron heißen, wiewohl es wider die Würde des alten Adels ſtreitet, auch kann man den Adel mit Geld kaufen.

Philoſophiſche Vorleſungen.

Wer mit der Philoſophie jenen erhabnen Begriff verbindet, daß ſie uns zu Weiſen heiligt, indem ſie uns zu Menſchen bildet, der ſollte nicht erfahren, daß hier mehr als ein der Philoſophie geweihter Tempel wär'. Nur ein Tempel ſollte ſein, weil es nur einen giebt, der in ihm Lehrer zu ſein verdient. Aber es giebt viele Hörſäle, viele Lehrer, und nun laßt ſehen.

Es müßte Ihnen, meine Herren Philoſophen, nicht um Leibes Nahrung und Notdurft zu thun

sein, oder Sie sollten sich so habilitiren, daß man nach gehörten Vorlesungen nicht sagen dürfte: Es ist Ihnen drum zu thun. Das Publikum denkt zu billig, wenn es Ihnen für ein bischen Belesenheit, Sprachkenntnis, Raisonnement den wichtigen Namen giebt. Denn überlegen Sie nur selbst, ob Sie mit allen zusammengestohlnen Systemen dem Aristoteles, Plato, Sokrates an die Achsel reichen. Man hört freilich wohl, daß Ihnen die Alten par renommée bekannt sind, und man erstaunt, mit welcher Leichtigkeit Sie Leibnizen, Mendelssohn, Eberhard, Lessing und andre übersehn; aber es giebt Beurteiler, die sich an Ihren Katheberton im geringsten nicht kehren. Einer von Ihnen ist besonders für die liebe Jugend geschaffen; sie bewundert die Grandezza, mit der er jeden Augenblick sein Schnupftuch aus der Tasche zieht, sich räuspert, eine Prise Tabak nimmt, ein Wirtshausgeschichtchen erzählt und dem Philophen Platner aus Ignoranz eine Schlappe anhängt. O glücklicher Irrtum! wird jeder ausrufen, der es mit anhört, wenn er ihn einen superfiziellen, ungeordneten, Denkens unfähigen Kopf nennt, o glücklicher Irrtum, wenn du deine Zauberhand einmal von diesem Deklamator abzögest, dann würde er eher verstummen, als sagen: Platner ist weniger als ich. Auf seiner Stirne würde

man lesen: Ich bin nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Bis dahin, wenn ja noch der Zeitpunkt kommen sollte, wird er nicht unterlassen, seine Auditores spaßhaft damit zu belustigen, daß Platner nichts von der schulüblichen Logik verstehe, ohne die doch die Vernunft sich zu keiner S — Höhe schwingen kann, und daß er es in der Metaphysik nicht weit gebracht habe.

Ein andrer hält moralische Vorlesungen, und es glückt ihm, Beifall zu erhalten, den seine seichten Exklamationen nicht verdienen. Er legts den Jünglingen so weich, so zuckersüß ans Herz wie ein Roman. Gelesen hat er, aber gedacht? Ja, wo es auf ein empfindsames Wörtchen ankam. Ein dritter hat auch das Kompendium seiner Philosophie niedergeschrieben und drucken lassen; mancher Paragraph hat ihm eine Woche nachsuchen und eine Stunde ordnen und abschreiben gekostet. So bald sie sichs allzusammen gefallen ließen, Schüler von Platnern zu sein, würde man nicht erstaunen; aber seine Herren Kollegen — das giebt Wunder!

Von Platnern, der den Namen des Verehrungswürdigen ganz verdient, ist hier nicht der Ort zu sprechen, weil wir eben von diesen seinen Herren Kollegen ein paar Worte gesagt haben, welche niemand für Schmähsucht halten

wird, der seinen und der übrigen Vorlesungen eine Stunde sein Ohr leiht.

Heiraten.

Fast heißt man es Tollheit, weil, wie man sagt, ein vernünftiger Mann seine Freiheit um keinen Preis weggiebt. Ich habe wider die Benennung nichts einzuwenden, wenn dem Dinge so ist, daß ein Mann sein Weib nach einigen Nächten zu lieben aufhört und zum voraus so entkräftet ist, daß er kaum den guten Willen, geschweige noch die Fähigkeit hat, sein Geschlecht fortzupflanzen. Und wie manche Buhlerin macht nicht in einer Nacht den Vorsatz und die Möglichkeit, zu heiraten und Kinder zu zeugen, bei vielen männlichen Jünglingen zu nichte. Das geschieht in einer volkreichen Stadt eben so häufig, als das verheiratete Frauen ihre Männer hintergehn und — hintergangen werden. Wenn man die Eitelkeit der Weiber, ihre Erziehung, unsre Sitten überschaut, so sollte man kaum glauben, daß der vor dem Altar erteilte eheliche Segen und die gelobte eheliche Treue zu etwas anderm als zu entgegengesetztem Betragen und grenzenloser Ausschweifung dienen könne. Die Geschlechtslust der Knaben ist schon mit dem zwölften Jahre

erregt, ihre mit der Zeit wachsende Kühnheit sucht gar bald befriedigt zu werden, dann lösen sie die Bande verknüpfter Ehen auf oder rauben in schwachen Augenblicken die Tugend, den Stolz der Jungfrauen und den Schatz des künftigen Gatten.

In dem Augenblicke, da einer heiraten will, sucht er nicht ein Weib, sondern Vermögen. Je weiter wir von der festen, streitbaren Liebe für Frauen entfernt sind, desto näher der Sättigung der Bedürfnisse unsrer Weichlichkeit und der Verschwendung. Es ist sonderbar, daß die Frauen, ob sie gleich Liebesgeschichten, Intriguen und dergleichen selbst lesen, ja, was noch mehr, sie zu spielen vollkommen sind, sich doch einmal über das andre durch Bekenntnisse stammelnder Jünglinge betrügen lassen. Aber nein, um nicht die Schande zu ertragen, alte Jungfer genannt zu werden und unverheiratet zu bleiben, lassen sie alles mit der Bedingung geschehen, daß man von ihnen wieder alles geschehen lasse.

Bei uns fügt sichs, daß ein begüterter Mann seine einzige Tochter einem würdigen jungen Menschen abschlägt, wiewohl er sie ihm vor drei Wochen zusagte. Denn vor diesen drei Wochen war der Vater dieses jungen Menschen noch nicht bankrott, und damals litt also auch ein kleines Interesse vonseiten des Vaters

des Mädchens noch nicht. Jetzt, obgleich der junge Mensch weder an Gutheit der Seele noch sonst etwas bankrott geworden ist, sieht er die Thränen, die um ihn vergossen werden, fühlt den harten Streich des Glücks, das um Geld und Geldeswert seine besten Tage wegstiehlt, und wünscht sie arm und sich arm, um — einen bessern Reichtum zu besitzen. Mir hat, so auffallend das Betragen des Vaters ist, diese Liebe etwas von alter Sitte, weil man sonst sich in Wirklichkeit stärker liebte, als heutzutage kaum in den biedersten Romanen. Aber es fügt sich auch noch, und wir sehr gern dieses Geschichtchen an jenes, daß eine Frau, die Tochter eines der allerreichsten Männer der Stadt, um ihren Mann, da er bankrott wird, von der Schande zu retten, ihr eingebrachtes Vermögen, von dem sie füglich würde haben leben können, hingiebt und gleichsam dadurch beweist, daß es in unsrer Zeit nicht nur eine edle Frau geben könne, sondern daß auch echte Liebe eines Weibes eben so gern mit ihrem Mann Glück als Unglück teilt.

An die Reichen.

Wenn wir auch nicht alle ein Glück haben, so haben wir doch alle ein Herz, das gewisse

Gefühle des Mitleids nie verleugnet, und es wär' die traurigste Erfahrung, wenn Sie solche um Gold verkaufen könnten. Überlegen Sie zuerst, was es heißt, sein Leben nach vergnügten, kummerlosen Tagen zählen, gestehen Sie sich selbst, daß die Vorsehung Ihnen dies Geschenk gemacht hat, und dann sehen Sie hin auf den Dürftigen, der keine Stunde des Lebens mehr zählen mag, weil es zu bitter ist, Hunger, Not und das mannigfaltige Elend in das Gewand der Thränen zu verhüllen, und weil jeder heiße Tropfen das blutende Herz mehr verwundet. Können Sie wohl glauben, wenn Sie sehen, wie des Unglücklichen Speise Kummer und sein Trank Thränen ist, daß seine Not dadurch erleichtert werde? Kummer, so er nirgends Erleichterung findet, stählt nicht das Herz, er zermalmt es. Mir dünkt es, wenn ich die Gottheit von der Ungerechtigkeit frei sprechen wollte, als hätte sie unter Reichen und Armen das Verhältnis bestimmt, gleich dem unter Eltern und Kindern. Ohne sich Nahrung erwerben, ohne seine Bedürfnisse befriedigen zu können, ist kein Vater so grausam, seine Kinder Hungers sterben zu lassen; der Vater *muß* der Wohlthäter seines Kindes werden, außerdem daß noch Wohlthun göttlich ist. Aber es ist schauderhaft, es ist abscheulich, ein Reicher zu sein, der

vor den Schatz hintritt und sagt: Hier hab ich verschlossen das glückliche Leben einer großen Anzahl von Menschen. Ich bin grausamer als einer, weil ich nur glücklich sein will, wenn es andre nicht sind. Zu meinen süßen nächtlichen Träumen behalt' ich die Szenen der Verzweiflung übrig, und des Tages genieß' ich oder schwelge, taub gegen die Stimme der Wehklage, der Angst und des Fluches. Ich habe mich von der Erbarmung freigesprochen.

Ein armer Mann liegt ringend mit Hunger und Kälte in einer Hütte, vor der die Sonne sich verbirgt, unter seinen Kindern und seinem Weibe. Liebe und Zärtlichkeit unterdrücken die Seufzer des Weibes, ehe sie zu des Mannes Ohren kommen. Sie wendet ihr Angesicht von ihm und verbirgt es hinter dem halbbekleideten Säugling, der allein fröhlich sieht, weil er noch an der Mutter Brust Nahrung findet; aber auch du Unglücklicher wirst sie bald nicht mehr finden! Die übrigen Kinder bitten durch ihre Gebärden den Vater um Brot. Länger als zwei Tage fühlen sie, was Hunger und Elend ist, aber sie wagen es nicht zu sagen, ohne den Vater zu erzürnen. Er wünscht und bittet sie, nur noch diese Nacht zu widerstehen, vielleicht daß dann einer unter den Menschen und einer der Reichen, wenn er Brot den Hunden aus-

teile, von seinem Überfluß ihr Leben friste. Diese Nacht ist eine Nacht des Schreckens, denn der Schlaf ist von dem Lager geflohen, und Krümmen und Ächzen und Wut und Rechten mit Gott bezeichnet jeden dunkeln Augenblick. Am Morgen wankt der Vater auf die Straße, fleht den Mann im schimmernden Kleide und den Fühllosen, der sich Mensch nennt, um eine Gabe; allein der Abend kommt herauf, ehe er so viel erbettelt hat, daß er kaum sich sättige, und nun kehre nicht wieder heim, armer Verlaßner, du wirst die Deinigen verschmachtet finden, den Säugling am Busen der gestorbnen Mutter, wie er mit dem Tode windet, deine Knaben erstarrt, in ihren Mienen des Lebens Seligkeit, und wie sie sich zu sterben sträubten; aber die Gerechtigkeit wird dich erwürgen, so du einen derer umbringst, die sie verhungern ließen, und die nicht zu leben verdienen.

Censur.

Es hängt, man mag es betrachten, von welcher Seite man will, außerordentlich viel von der öffentlichen Censur in einem Lande ab. Sie kann aufgeklärte Meinungen befördern, aber sie kann sie auch unterdrücken, es können beim Censoramt Männer mit Kopf und Männer

ohne Kopf angestellt sein. Wer censirt Censoren? Die Censur soll dem Frechen, nicht dem Forscher Einhalt thun, ein Censor soll nicht nach seinen Launen, Vorurteilen, Ignoranz urteilen, denn er wirkt nicht für Geld, Freunde und Studierstube, sondern fürs Publikum und Zeitalter. Aber man mag über eine Materie, da so viel schon gesagt worden ist, noch sagen, was man will, das Resultat davon bleibt: der Aberwitz hat seine eignen Ohren.

Die Leipziger Censoren sind bekanntermaßen wackre Leute, denn manche davon, als Stützen, Grundsäulen, Festen, Handhaben, Beschützer der Orthodoxie, haben sich wider alles, was gesundes Denken und Philosophie heißt, verschworen. Wer wollte verlangen, daß sie meineidig würden? Es fragt sich nur, was uns zu der Schande verdammt, die Preßfreiheit in Sachsen so eingeschränkt zu wissen, da in sonst unaufgeklärten Landen man jetzt anfängt besser zu verfahren, und wie wir, die sonst andern ein Beispiel der Aufklärung gaben, mit Fug und Recht das ihrige befolgen können, ehe man uns sagt, wir sänken in die Barbarei zurück. Ein Werk, unter welches der Censor sein Imprimatur nicht schreibt, geht wegen seiner Verwerflichkeit (was darunter verstanden werde, läßt sich leicht begreifen) hier in Leipzig in die

Hand eines zweiten und dritten Censors und vielleicht gar verloren. Der verpflichtete Buchdrucker druckt ein unpassirtes Buch nicht, denn die Spione der Censur würden es bald erfahren und sodann auf ihn, auf Verleger und auf Autor losgehen. Aber die Ausländer drucken, was man in unserm Lande verbietet.

Ich füge dem, was Schlözer in seinem Briefwechsel sagt: Man solle um des Feuers willen den Rauch nicht scheuen, noch einen Gedanken von Voltaire hinzu:

Un livre est-il mauvais? rien ne peut l'excuser.
Est-il bon? tous les rois ne peuvent l'écraser.
On le supprime à Rome, dans Londres on l'admire,
Le Pape le proscrit, l'Europe le veut lire.

Man dürfte den Ausländern nur den Aufruhr, der jüngst über das neu herausgekommne Buch Horus unter den Rechtgläubigen entstand, hererzählen, und sie würden erstaunen.

Als Schlözer das Bruchstück der Chronik von Leipzig herausgeben wollte, überschickte er es einem Leipziger Buchhändler. Dieser lieferte es in die Censur, und der verstorbne Böhme, als historischer Censor, fing an, sauber damit herumzuspringen. Nachdem er sehr viele Stellen (anstatt sie zu unterstreichen, damit sie umge-

ändert würden) völlig ausgestrichen hatte, gab er es dem Buchhändler zurück. Der Autor wurde benachrichtigt, wie man mit seinem Werke verfahren habe, und antwortete: eben die ausgestrichnen Stellen wären in einer schon ehemals gedruckten und von der Censur unsrer Vorfahren gebilligten Chronik von Leipzig zu finden. Darauf erwiderte der Censor: warum er sich nach den Vorfahren richten solle?

Ladendiener.

Wider Willen sind wir genötigt, von ihnen zu sprechen, zuerst als einem Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Beobachtung, sodann als von Leuten, die in Thorheit und Unsinn die größten Fortschritte machen, ohne daß irgend jemand einen schicklichen Augenblick fänd', ihnen zu sagen: So hoch steigt das in der Wage der Billigkeit und der Vernunft. Vorausgesetzt, daß wir mit Ausnahme schreiben, wie denn unser einmal vorausgesetztes Exceptis excipiendis über jedem Kapitel stehen sollte, so teilen wir die ganze Zahl in zwei Klassen, in Höhere und Niedere. Höhere sind, welche in Handlungen dienen, die wichtig genug sind, um den Absatz der Waren en gros zu betreiben, oder in welchen nur Geschäfte mit Leuten von

gutem Ton vorfallen; sie leben meist auf Comptoirs. Niedre sind, welche mit dem Detail der Waren und mit Verkauf an alle Arten von Käufern, worunter auch der Pöbel gehört, zu thun haben. In Materialhandlungen sind sie jeder schmutzigen Hantierung ausgesetzt, und dies hat großen Einfluß auf ihre übrigen Sitten. Weil die höhern besser besoldet werden als die andern, so unterscheidet man sie leicht von einander. Die ersten müssen (oder sollten wenigstens) Kenntnis in Sprachen, die mit ihrem Kommerz verknüpft sind, haben und haben sie auch bisweilen. Die letztern sind nichts mehr und nichts weniger als eine versteckte Art von Tagelöhnern, die bei der Arbeit im Schweiß ihres Angesichts von dem Körper und nicht von dem Geist Gebrauch zu machen nötig haben. Überhaupt giebts unter beiden Klassen so wenig, die von dem, was man Geist der Handlung nennt, Begriffe haben, daß man von ihnen geradezu sagen kann: Sie sind ohne Verdienst.

Und doch, wer würde, wenn sie nicht wären, den ersten Rang der Stutzer behaupten, wer würde guten Ton und feine Sitten aufrecht erhalten, wer würde die Bestimmung der Welt zu einem Narrenhaus erfüllen, wer würde blaue Strümpfe tragen, wer würde die Straße glänzend machen, wer würde wissen, wie man

Bewunderung auf sich ziehen müsse? Wahrhaftig, wir bewundern die Thorheit, indem wir sie fliehen. Sie haben die löbliche Gewohnheit, den Leuten zu verstehn zu geben, man müsse sie nach ihrer Kleidung schätzen, und gleich den Pariser Frauen, die ihr Huhn vor der Hausthüre rupfen, daß es alle Welt sehe, zeigen sie sich Sonntags als Männer von Kopf, von Geschmack und von Glücksgütern. Was sie guten Ton nennen, und wie sie ihn gebrauchen, ist stillschweigende Dummheit bei Sachen, die über ihren Horizont sind (dergleichen muß sich oft zutragen, weil, wie ich glaube, sehr viel über derer Horizont ist, die Tag für Tag mit Ziffernschreiben und Emballiren zu thun haben), dann lächelnder Beifall bei andrer und ihrem eignen Witz, der zwar, wie die Sünde, grob und subtil, aber demunerachtet häßlich und kaum zu verbeten ist, ferner der unbeschreibliche Ausdruck ihrer Miene, so sie neben einem stehen, der entweder nicht die Ehre, Ladendiener zu sein, oder vielleicht ein wenig mehr hat; ferner die Wissenschaft der Moden, die Lektüre von Romanen, der gute Wille, französisch zu reden, Geldverschwendung usw.

Die Mädchen niedrigen Standes oder die Gewinnsüchtigen finden Behagen an ihnen;

darauf thun ſich die Herren viel zu gute, aber ſonſt machen ſie allhier auch darum noch eine große Rolle, weil ſie für eine Menge dummer Tröpfe den Ton angeben.

A la Marlborough.

Wem wär der Name des Herzogs von Marlborough nicht bekannt? Wer kennte ihn nicht aus der Geſchichte vom Jahre 1672 (Krieg gegen die Holländer), 1704 (Schlacht bei Höchſtädt), 1706 (Schlacht bei Ramillies) 1708 (bei Oudenarde — Eroberung von Ryſſel), 1709 (bei Malplaquet) und aus der Geſchichte der folgenden Jahre? Aber wem ſollte jetzt dieſer Name, auch außer dem Verdienſtvollen, daß ihn einer der größten Männer des achtzehnten Jahrhunderts trug, unbekannt ſein, ſeit man anfing, jede poſſenhafte Mode damit zu bezeichnen? Nicht nur Couleuren der Kleider, Tänze in den Schenken, ſondern auch Damenhüte und Fingerhandſchuh gehören unter die Rubrik des à la Marlborough. Wir dürfen nichts dawider ſagen, denn wir würden der Verehrung des Verdienſtes die Opfer entziehn zu wollen ſcheinen. Und welcher Unterſchied iſt denn endlich, ob man den Namen eines großen Mannes ein Paar Handſchuhen und einem Bier-

fiedlerſtückchen oder der Straße einer großen Stadt beilegt! Genug, die Modenerfindung iſt jetzt einem Kopfe zu teil geworden, der mit verdienſtlichen Namen aus der Geſchichte bekannt iſt, und hätte er die Worte à la Marlborough auch nur aus Notdrang, weil ihm kein andrer Einfall glücken wollte, angewendet, ſo möchte er doch vielleicht ſich bald in ähnlichen Fällen befinden, und bald hätten wir auch eine Mode à la Henri IV — à la Condé — à la Turenne — à la Louis XIV. Die Farbe der ſchmutzigen Windeln des Dauphin haben wir ſchon, und nun Glück zu dem Verdienſt!

Der Monat November.

So wenig man ſich ſonſt das ganze Jahr hindurch in ſeinen Ausgaben für Vergnügungen einſchränkt, ſo nötig iſt es doch, in dieſem Monat mehr als in den andern zu verbringen. Die Gelegenheit erfordert es, und dieſe Gelegenheit machen die ſogenannten Martinsſchmäuſe und Dorfkirchmeſſen.

Während dieſes Monats kommt eine Bürgersfamilie, die ſich ſtandesmäßig aufführt, nicht von den Dörfern oder aus den Schenken bei und in der Stadt. Man ſpricht von der Kirchmeſſe zu Eutritzſch ſo erwartungsvoll, ſo

hoch und hehr, wie anderswo von dem Allerheiligenfeste. Eine Menge Mietkutschen rollt in dieser Kirchmeßwoche unaufhörlich auf der Straße von der Stadt nach dem Dorfe zu, und die Gesellschaft steigt dort in einer Schenke ab, die schmutzig genug aussieht, um beim ersten Anblick Ekel zu erregen. Alle Tische sind besetzt, bald mit Handwerksburschen in Schmutzröcken, bald mit Männern in galonnirten Kleidern, bald mit Frau Honestas, bald mit liederlichem Gesindel. Das Chor Musikanten streicht wacker zu, debütirt mit Sonaten von Bach und schließt mit Gassenhauern. Die Nacht wird dem folgenden Tage gleich gemacht, und oft macht man wieder den kommenden Tag der vergangnen Nacht gleich.

Man feiert sogar die Martinsschmäuse (jede angesehene Auberge giebt einen) mit Pauken, wenn nur der Wirt einen Doktor oder graduirte Person dazu gebeten hat, denn außerdem schweigen sie. Hier bezahlt man den Wein, der vier oder sechs Meilen von Leipzig 2 Groschen und in Leipzig sonst 8 bis 10 Groschen gilt, mit 1 Thaler. Die Mahlzeit ist eben so teuer. Aber da giebts die elendeste Gesellschaft, sie sind betrunken oder gähnen, sie essen oder chikaniren sich, sie tanzen oder prahlen. Der Wirt allein ist die einzige Person, der der Schmaus nicht

lange Weile bringen und kein Mißvergnügen machen kann.

Um Gäste zu locken, wenn ein Wirt mehr als einmal in diesem Monat groß Festin giebt, so invitirt er bald zum Wurst-, bald zum Gänse-, bald zum Karpfenschmaus. Unter mancherlei Rubrik zu einerlei Sache, und doch für vieles Geld zu schlechter Kost und schlechtem Getränk.

Promenade.

Wens gelüstet, bestäubt zu werden, Gestank zu ertragen, abenteuerliche Figuren zu sehen, der darf nur auf die Promenade gehn. Sie ist zur Ehre des einfachen Vergnügens am Tage besät mit Liebesrittern und kokettirenden Damen und des Nachts mit unbezweifelten Huren. Man kann sich allda schon einmal in Gala zeigen, zu Pferde, zu Fuße, im Wagen, im Reifrock oder Negligé: die lange Weile bemerkt auch Kleinigkeiten. Daß niemand im Promeniren verhindert werde, hat man dadurch bewirkt, daß Bänke zum Sitzen ziemlich rar angebracht sind. So wenig sonst die Promenade sich Schönheiten rühmen kann (hierher gehören die Mühlen mit ihrem Geruch und sonst die Ausdünstung des stinkenden Stadtgrabens, der in der neuern Zeit ausgetrocknet und zu Gärten

gemacht ist), so würde doch ohne sie die Stadt ein Großes von ihrem Werte verlieren. Zwar flöh' man dann zum Rosenthal mit mehrerem Eifer; aber was ist denn auch das Rosenthal, von dem man zu Paris so viel Rühmens macht? Pariser Fremde kamen her, um in ihm ein Paradies zu sehen, und sahen ein sumpfiges Hölzchen.

Ein Edikt des Rats hat die Lohnkutscher, die bei der Promenade still halten, eingeschränkt, daß sie nicht mehr mit Unhöflichkeit und Ungestüm alles heusterdipeuster in ihre Chaisen laden, was nicht eingeladen sein will. Sie trieben sonst nur Kurzweil mit denen, die das Fahren ausschlugen, und wenns beim Auspfeifen blieb, da hatte man von Glück zu sagen.

Ich lege die Feder aus der Hand, um nicht weiter eine Materie zu behandeln, die die unergiebigste ist, wenn man nicht zu dem Mittel flieht, für Leipzig andre Städte unterzuschieben. Wenn man Leipzig vor andern den Rang einräumt, so ist es eine Ehre, die sie nicht verdient, und da ich, und meine Leser vermutlich auch, dieser Meinung sind, so ist der kürzeste Beweis: wir schließen.

Nachwort.

Das „Tableau von Leipzig im Jahr 1783," das hier in einem Neudruck vorgelegt wird, erschien 1784 ohne Angabe des Verfassers und des Verlagsortes. Der Verleger soll aber Schwetschke in Halle gewesen sein, und als Verfasser wird Benjamin Christoph Gotthilf Heidecke*) aus Merseburg genannt, ein Theolog, der zu Neujahr 1783 an der Leipziger Universität inskribirt wurde, später nach Rußland ging und 1811 als Propst der lutherischen Kirche in Moskau gestorben ist.

Das Buch ist eine dürftige Nachahmung von Louis Sébastien Merciers bekanntem Tableau de Paris, dessen zwei erste Bände — es wuchs allmählich bis auf zwölf — im Jahre 1781 erschienen waren. Mit seinem Vorbild hat es nur die äußere Form gemein: die Verteilung des Stoffs in lauter kleine Kapitel unter einer bunten Reihe von Stichwörtern. Es ist offenbar eilig zusammengeschrieben und ebenso eilig gedruckt worden, und jedenfalls ist mit dem Druck des Buches begonnen worden, ehe das Manuskript fertig vorlag. Daher hat der Ver-

*) Seine sonstigen Schriften sind in Kayser's Bücherlexikon unter Heidecke verzeichnet.

faſſer ein paarmal, nur um ſchnell die Bogen zu füllen, ganze Seiten aus andern Büchern abgeſchrieben, ſo in dem Kapitel „Vermiſchte Bemerkungen“ eine Anzahl Stellen aus Kritzingers Geſchichte der Stadt Leipzig (1778), unter der Überſchrift „Verdienſt“ Auszüge aus Kreuchaufs Vorwort zu dem Verzeichnis der Winklerſchen Gemäldeſammlung (vergl. das zweite Heft dieſer Neudrucke), endlich in dem Kapitel „Erziehung“ ganze Seiten aus Rouſſeaus „Emil.“ Dieſe Stücke ſind in dem vorliegenden Neudruck weggelaſſen worden. Im übrigen iſt das „Tableau“ hier vollſtändig und wörtlich wieder abgedruckt. Nur die veraltete Orthographie und die ſchlechte Interpunktion des Originals ſind verbeſſert, veraltete Formen wie ohngefähr, itzt, nervigt u. a. durch ungefähr, jetzt, nervig erſetzt, die Präpoſitionen vor und für auseinandergehaltan, veraltete Zuſammenziehungen wie in Weg, an Mann, an Hof, an Nagel, von Händen aufgelöſt (in den Weg, an den Mann uſw.) und offenbare Druckfehler ſtillſchweigend berichtigt worden. Das Manuſkript des Verfaſſers muß ſehr undeutlich geſchrieben geweſen ſein, und aus einzelnen Druckfehlern geht hervor, daß es dem Setzer vorgeleſen worden iſt, was damals in Druckereien nichts ungewöhnliches war. Einen Korrekturabzug aber hat der Verfaſſer ſchwerlich zu ſehen bekommen.

Das Original des „Tableau“ iſt ziemlich ſelten geworden. Ein vor wenigen Jahren verſtorbner Leipziger Schriftſteller, der jahrzehntelang die Leipziger Tagespreſſe mit Fabeln, Merkwürdigkeiten und Späßen

aus der Stadtgeſchichte verſorgt hat, ſchrieb es immer wieder von vorn bis hinten aus und konnte dabei immer darauf rechnen, daß ſo leicht niemand hinter ſeine Quelle kommen und ihm das Geſchäft verderben würde. Der vorliegende Neudruck wird aber nicht nur den Freunden der Stadtgeſchichte und den Sammlern ſtadtgeſchichtlicher Litteratur, ſondern auch manchen andern willkommen ſein, die ſonſt nicht viel nach Stadtgeſchichte fragen; ſie werden aus dem Buche teils mit Vergnügen, teils mit Verwundrung ſehen, wie manches doch in dem heutigen Leipzig entweder noch oder wieder ganz oder doch mutatis mutandis ganz ſo iſt wie damals, wo der Verfaſſer ſchrieb.

Anmerkungen.

S. IV. Sunt quaedam] Unvollständig. Das vollständige Epigramm des Martial (I, 16) lautet: Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala Quae legis hic: aliter non fit, Avite, liber. [plura, (Manches, was du hier lieſeſt, iſt gut, manches mittelmäßig, noch mehr ſchlecht; aber anders, Avitus, entſteht kein Buch.)

S. 4. im Jahr 1778 herausgab] Original 1779. Gemeint iſt Kritzingers Geſchichte der Stadt Leipzig. Über den Verfaſſer vgl. Ecks Leipziger gelehrtes Tagebuch auf 1793 S. 68.

S. 5. Herr Schlözer] Der bekannte Göttinger Hiſtoriker und Publiziſt hat in der That 1776 den erſten Teil einer „Kleinen Chronik von Leipzig" (bis zum Jahre 1466) herausgegeben, zu deren Abfaſſung er durch das Studium der 1772 erſchienenen „Pragmatiſchen Handlungsgeſchichte der Stadt Leipzig" [von Johann Georg Friedrich Franz] angeregt worden war.

S. 17. Vauxhall] Der großartigſte öffentliche Vergnügungsort Londons im 18. Jahrhundert.

S. 18. Winkler] Vgl. S. 116.

Zehmiſch] Vgl. S. 65.

Böhme] Vgl. das Bilderbuch aus der Geſchichte der Stadt Leipzig S. 123.

Platner] Ernſt, eigentlich Profeſſor der Phyſiologie, in der Zeit von 1780 bis 1800 der gefeiertſte

Katheder-Philosoph Leipzigs. Schillers Xenien gegen ihn sind ungerecht.

S. 22. Ponziami] Ein Mitglied der Bondinischen Operntruppe. Vgl. S. 7 und 88.

im Konzert] Gemeint ist das „Große Konzert," seit 1781 „Gewandhauskonzert."

S. 29. jener Partei] Dr. einer Partei.

S. 37. aufgeklärten Zeiten] Dr. aufgeklärten Zeiten.

S. 41. Girren] Dr. Gieren.

Siegwarts, Silberfelse, Herforts, Edelwalds] Alles Helden von damals beliebten Erzählungen: Martin Millers „Siegwart" u. a.

S. 42. Gilblas de Santillane] Der bekannte Roman von Le Sage.

S. 43. Karl und Julie] Vgl. S. 41 Siegwarts usw.

S. 44. es währt nicht lange] Dr. es wird nicht lange.

Zettel angeschlagen] Sog. Exekutionszettel. Vgl. das Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig S. 71.

S. 48. Wips] Husch.

S. 50. Wonne atmen] Atmen transitiv mit einem Objekt zu verbinden, wie Leben atmen, Liebe atmen, Freude atmen; Wollust atmen, war in der Dichtersprache der Geniezeit sehr beliebt.

Reiniken] Vgl. S. 68.

S. 52. Das dramatisirte Leiden des jungen Werthers] Goethes Werther wurde mehrfach für die Bühne bearbeitet. Vgl. Appell, Werther und seine Zeit. 3. Auflage. S. 298 f.

S. 53. Max Wind, Kilian Pips] Vgl. S. 41 Siegwarts usw.

S. 56. kläfft] Dr. klafft.

S. 57. Exergue] Jahreszahl oder Inschrift auf einer Medaille.

Dénouement] Entwicklung, Lösung des Knotens, im Drama Katastrophe.

S. 61. ein Privatmann] Gellerts Verleger, der Buchhändler Wendler. Vgl. das Bilderbuch aus der Geschichte Leipzigs S. 107.

in der Johanniskirche] Vgl. das Bilderbuch aus der Geschichte Leipzigs S. 105. Das Denkmal ist auf dem Altarplatz der neuen Johanniskirche wieder aufgestellt worden.

Gellerts Grabe] Es ist noch jetzt erhalten, doch sind die Gebeine Gellerts kürzlich herausgenommen und in der neuen Johanniskirche beigesetzt worden.

S. 66. Chronologie des deutschen Theaters] von Christian Heinrich Schmid, 1775. S. 243. Vgl. das Bilderbuch S. 90—93.

S. 67. länglich rund] Dr. länglich, und.

entferntern Logen] Dr. entfernten.

alle schönen Künste] Dr. alle Künste.

am 10. Oktober] Dr. falsch: am 18., aber auch bei Schmid in der Chronologie falsch: am 6.

S. 70. das Tageslicht] Dr. des Tages Licht.

Schwall] Dr. Schwalg. Noch heute sagt das Volk in Leipzig Schwalch für Schwall: Mach nicht so einen Wortschwalch!

S. 73. den verborgenen Funken] Dr. die verborgenen.

S. 87. infandum] Worte des Äneas aus der Äneide (II, 3). In der Schillerschen Übersetzung: O Königin, du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl.

S. 96. ein Spanier] Druckfehler?

S. 97. Leipziger Allerlei] Kritzinger gab es seit 1773 heraus.

S. 99. das Kontributionsglöckchen] auf dem Rathausturme. Es wurde geläutet, wenn die Steuern fällig waren.

S. 103. gelange immer] Dr. nimmer.

S. 107. dem Kot aus, den] Dr. dem Kot, aus dem.

S. 108. Kirchen- und Ketzeralmanach] von Karl Friedrich Bahrdt, auf das Jahr 1781.

Zollikofer] Georg Joachim, seit 1758 Prediger der reformirten Gemeinde.

S. 109. dem Richterschen] auf dem Brühl in dem ehemaligen Romanusschen Hause. Vgl. das Bilderbuch aus der Geschichte Leipzigs S. 139.

S. 110. den Erlanger, Hamburger] nämlich Korrespondenten.

S. 112. Beständheit] Druckfehler?

S. 113. konzentriren] kontribuiren?

einem gewissen Brunnen] Dem Marienbrunnen auf der Höhe zwischen Connewitz und Thonberg.

S. 115. Das Johannismännchen] Eine geschnitzte und bemalte Holzfigur Johannis des Täufers mit dem Lämmchen im Arm, wahrscheinlich aus der ältesten Johanniskirche stammend. Sie wird noch heute am Johannistage mit Blumen geschmückt und ausgestellt.

S. 116. Winkler] Vgl. Kreuchaufs Schriften zur Leipziger Kunst (Leipziger Neudrucke Heft 2).

S. 126. Stäps] Johann Friedrich, bekannter Schreib- und Rechenlehrer Leipzigs in den fünfziger und sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Peschek] Christian, bekannter lausitzischer Rechenmeister, Verfasser vieler Lehrbücher der Rechenkunst.

S. 131. Eberhard] Johann August, Professor der Philosophie in Halle.

Platner] Vgl. S. 18.

S. 132. zu keiner S—höhe] Wohl Seydlitzhöhe. Seydlitz war damals Professor der Metaphysik an der Universität.

S. 138. mit dem Tode windet] ringt.

S. 139. Leipziger Censoren] Censoren waren bei den „obern" drei Fakultäten die Dekane, für theologische Schriften z. B. im Jahre 1783 Prof. August Wilhelm Ernesti, bei der philosophischen Fakultät „ein jeder ordentliche Professor in dem, was seine Profession anlangt," der Dekan für solche Schriften, „die in mehr als eine Profession einschlagen."

S. 140. Schlözer in seinem Briefwechsel] Der „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts," 1776—82, war eine viel gelesene Zeitschrift.

Horus] oder Astrognostisches Endurteil über die Offenbarung Johannis und über die Weissagungen auf den Messias usw. (von Chr. E. Wünsch), erschien 1783 und wurde in Leipzig auf Ernestis Betrieb verboten.

Bruchstück der Chronik] Vgl. S. 5.

S. 144. A la Marlborough] Der Modename war veranlaßt durch das damals beliebte französische Volkslied: Marlborough s'en va-t-en guerre. Vgl. die zweite von Goethes Römischen Elegieen.

Druck von Carl Marquart, Leipzig.

ION DEPARTMEI
202 Main Library 42-3403
RIOD 1 | 2 | 5 | 6

IBRARY USE

is book is due before closing time on the last date stamped below

DUE AS STAMPED BELOW

RY USE ONLY
P 24 1984
LATION DEPT.

RECEIVED
SEP 24 1984
CIRCULATION DEPT.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKEL
FORM NO. DD6A, 20m, 11/78 BERKELEY, CA 94720

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C042873411